FERD. PONT
WIR
WOLLTEN

WIR WOLLTEN

VON

FERDINAND PONT

VERLAG VON JUNGE & SOHN, ERLANGEN

WIR WOLLTEN

VON

FERDINAND PONT

1 9 2 1

VERLAG VON JUNGE & SOHN IN ERLANGEN

Junge & Sohn, Univ.-Buchdruckerei, Erlangen

MEINER FRAU

AUF DEN WEG.

DAS Werden und Vergehen einer himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübten Stadt, in der religiös geklärte Liebe siegt, ein Bildwerk holländischer Einfachheit, Wahrheitsliebe, ein Trotzbieten gegenüber einer Welt von Feinden. Obwohl besiegt durch ein mächtigeres Schicksal, erringen Seehelden holländischen Wagemutes einen vielleicht größeren Sieg über sich selbst — werden wieder Kinder ihrer Heimat.

Meine liebe Frau vor allem und ich hatten das Vergnügen, das Werk des holländischen Pastors, unseres Familienfreundes in Indien, zum Durchlesen und „Verbessern" zu erhalten. Wir haben das getan, haben aber auch nur an den Stellen rücksichtsvolle Änderungen vorgenommen, die für einen Deutschen nicht verständlich sein konnten, die zu holländisch waren.

Glückliche Fahrt, armes junges Friedrichstadt, glückliche Fahrt!

Weltevreden Pegangsaän Indien.

Dr. Ludwig Kaiser und Frau Luise.

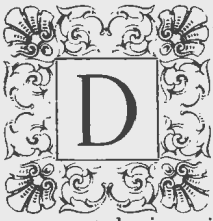
WÄHREND die holländischen Ostindienfahrer im goldenen Zeitalter der niederländischen Geschichte im fernen Morgenlande mit keckem Wagemut einen Erfolg nach dem anderen erhaschten, kämpften ihre remonstrantischen Landesgenossen an der Eider mit derselben Energie, jedoch erfolglos, mit ihrem Schicksal, damit ihre Neustadt, die sie unter den Auspizien Friedrichs III. gegründet hatten, zu einem mächtigen Emporium und einem Mittelpunkte der remonstrantischen Religion gedeihen möchte.

Ich lebte mich in die tragische Jugendgeschichte dieser Remonstrantenstadt und ihrer Einwohner ein, nachdem ich sie im Schleswiger Staatsarchiv näher kennen gelernt hatte.

Und derweise gestaltete sich dieses Buch. Es will nicht die Geschichte eines Helden, sondern diejenige jener kleinen Kolonistenwelt sein, die im siebzehnten Jahrhundert die Stadt mit den Burgwällen und Treppengiebeln an Eider und Treene gründete.

Der Verfasser.

I.



DAS Fährhaus an der Eider steht hoch auf dem Deich und nimmt seinen Platz mit Ehren ein. Es hat eine Geschichte, die tief ins sechzehnte Jahrhundert zurückreicht und läuft damit den Neulingen dort unten im Hinterlande den Rang ab. Die Letzteren mögen ihren protzigen Kaufmannsstolz jenseits des Fürstenburgwalls in geschlossenen Reihen zur Schau tragen, dennoch sind sie nur von gestern, Neulinge, sonst nichts. Die nackte Eitelkeit steigt an ihren frischgebauten Mauern bis zu den Spitzen ihrer Treppengiebel hinauf und stolziert auf ihren Windfahnen. Bald dreht sie sich nach dieser bald nach jener Seite, als wolle sie es über Wiese und Wasser austrompeten: seht ihr mich wohl, ihr Bauern von Eiderstedt und Stapelholm; ihr Dithmarscher; ihr Schiffer auf der Eider und Fischer auf der Treene, und du, Fährmann auf dem hohen Deich?

Der alte Cornelius van Loo steht vor dem Fenster seines Fährhauses und schaut höhnisch grollend zu den Windfahnen hinauf, die sich in seiner regen Phantasie zu lebendigen Herolden des Wahnes jener hochnasigen Holländer gestalten, die auf seinem Reichsgebiet, dem treuen, grünen Seebüll, ihre neumodische Stadt bauen. Neptun mit dem Dreizack auf van de Weddes Haus, die Hexe auf dem Giebel des Stadthalterhauses und vor allem der Hahn auf dem Remonstrantenturm, — Luftreiter sind es, die sich um ihre eigne Achse drehen und meinen, die Welt zu beherrschen.

Die Kerle dort unten bersten vor Anmaßung. Nun behaupten sie mit frecher Stirne, daß die Fährmannswohnung ganz einfach in die Gerichtsbarkeit der Stadt aufgenommen sei. Hier hört sich nun doch alles auf. Der alte Herr von Seebüll... ein Bürger Friedrichstadts, hat er sein Privilegium nicht vom seligen Herzog Friedrich II. selber empfangen, als das neue Jahrhundert noch geboren werden sollte und hat er seinen Eid nicht unmittelbar dem Landesherrn geleistet? Nun sollte das Fährhaus wohl eine Art städtische Herberge werden. Die Sache verhält sich folgenderweise: Im Jahre 1623, also

zwei Jahre nachdem der verfluchte Grundstein des ersten Hauses am Fürstenburgwall gelegt worden war, haben der Statthalter und seine Assessoren es sich in den Kopf gesetzt, daß das Gebiet zwischen dem Eiderdeich und dem Burggraben, das „die Eiland“ heißt, und das Fährhaus selber eigentlich zur Gerechtsame der Stadt gehöre und daß es am richtigsten wäre, dem Cornelius van Loo das Recht auf die Fähre, das ihm zeitlebens verliehen, abzukaufen. Die Herren wenden sich an die fürstliche Gnade zu Gottorp, und reden kriecherisch auf den knabenhaften Herzog ein. Der gibt nach und die Kanzelei muß sich fügen. Weil es dort jedoch juridische Kopfstücke gibt, gehen die Kanzellarien zum Herzog und sagen: „Ihro fürstliche Gnaden wollen bedenken, daß die Sache mit dem previlegierten Cornelius van Loo nicht so leicht von statten gehen kann als die juridischen Böhnhasen zu Friedrichstadt meinen. Man soll einen Vergleich mit ihm eingehen.“ Die Kanzelei hat es richtig formuliert und die Worte sind im Gotstorper Geheimarchiv aufgehoben: „desfalls durch den Statthalter mit dem Vater Cornelius van Loo auch über Abstehen der Fähre zu konferieren.“ Der Statthalter — das ist Adolf van de Wael, Freiherr von Moersbergen[1]), ein Ütrechter Ritter, der zu stolz gewesen war, sich dem Willen des Moritz von Oranien zu fügen, dem sogar fast die Ehre zu teil geworden wäre, zusammen mit Oldenbarneveldt geköpft zu werden und der schließlich vom Moritz höchsteigenhändig hinausgeschmissen wurde, der sollte zum Fährmann gehen und mit ihm über seine Gerechtsame konferieren. Zu guterletzt hat Cornelius van Loo zum besten seines Sohnes Jacob abdiziert. Die Stadt hat die Fähre bekommen und sie dem van Loo Junior verpachtet. Aber nun versteht doch jedermann, der wohl einmal etwas von der Juristerei gewittert hat, daß Cornelius in seinem Hause reichsunmittelbar blieb und daß von irgend einer städtischen Gerichtsbarkeit auf dem Eigentum des Alten nicht die Rede sein könne. Der ganze Kauf war ohnehin in Puncto Ehre und Würde nur eine Komödie. Cornelius blieb mit seiner Tochter im Fährhaus wohnen, und der Sohn wurde nur dem Scheine nach zum Pächter promoviert, weil

1) Das „oe“ wird im Holländischen als „u“ ausgesprochen.

der Alte nicht mit den Fremden dort unten zu schaffen haben wollte. Der Jacob ist den Herren unterworfen, weil er der Pächter ist und überdies jenseits des Burgwalls wohnt, aber der Cornelius im Fährhaus kennt nur zwei Herren, Gott im Himmel und den Herzog zu Gottorp.

Und das wollen die bürgerlichen und adeligen Schafsköpfe dort unten nun nicht einsehen; sogar Dr. Juris Pieter van Dam, von dem man doch erwarten könnte, daß er in der Jurisprudenz keine Dummheiten mache, bestreitet dem Cornelius sein Recht. Es ist jedoch am bedenklichsten, daß der junge Herzog mit den remonstrantischen Ketzern unter einer Decke spielt und seinem alten Diener nicht beispringt. Es heißt: „mein lieber Cornelius, du sollst gescheit sein," und: „meine teuren Herrn Regenten, behandelt meinen alten Cornelius rücksichtsvoll," jedoch duldet er es, daß sie ihm seine wohlbegründeten Privilegien und Titel streitig machen. Der remonstrantische Hahn oben auf der Turmspitze schaut geringschätzig auf das Fährhaus hinab, oder wendet dem Storch auf dem Schornstein des würdigen Gebäudes ohne Umstände den Schwanz zu, wenn er abends, bevor er schlafen geht, laut gegen das Unrecht protestiert. „Klapperstorch, plappre nur zu. Dein Reich ist aus. Mein roter Kamm gilt jetzt auf Seebüll mehr als deine zwei roten Stelzbeine, und stehst du auch oben auf dem Dach, oben auf dem Deiche, oben auf deinen hohen roten Stangen."

Derart waren die Gedankenblitze, die von den feindlichen Nachbarn über den Fürstenburggraben geschleudert wurden. Dennoch standen sie sich sehr nahe. Cornelius war, ebenso wie die neuen Kolonisten, aus dem niederländischen Nest und der zur Zuchtlosigkeit hinüberneigende Freiheitssinn seines Stammes hatte sich während seines unabhängigen Fährmannslebens immer tiefer in sein Gemüt eingewurzelt. Das war die Quelle seines Hasses und Unglücks; das brachte ihn gegen die Herren dort unten in Harnisch und machte ihn zum Gegner.

Aber das starrsinnige Fatum war dem harten Kopf des Alten zu mächtig und trieb es dahin, daß der reichsunmittelbare Fährmann von ehedem zu einem Stück Urgeschichte seiner Fein-

din wurde. Die Tücke des Schicksals machten ihn zur Verkörperung und zur leibhaftigen Chronik der Vorzeit jener merkwürdigen Holländerkolonie an der Eider.

* * *

Wenn man den alten Bäuerinnen glauben soll, ist es im alten Fährhaus nicht geheuer. Jedoch darf man nicht zu viel Wert auf ihre Aussagen legen, denn es ist nur zu durchsichtig, daß sie damit ihre Männer vom guten Bier aus dem Keller des van Loo abtrünnig machen wollen. Die Bauern lassen sich denn auch nicht zu sehr beängstigen; sie wissen im übrigen, was der selige Pastor Lundenius zur Sache gesagt hat. Er verstand sich auf dergleichen und er hat festgestellt, daß jedenfalls nicht von Hexerei die Rede sein kann, und daß man höchstens an Spukerei denken dürfe. Die letztere ist zwar schauderhaft, jedoch hat man dabei am Ende mit dem lieben Herrgott zu schaffen, der es für gut hält arme Sünder, die etwas Schlimmes auf dem Gewissen haben, einstweilen nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Aber Hexerei kommt aus dem Sulfurkessel des Gottseibeiuns selber. Eine Gemeinheit von den Weibern, zu mutmaßen, daß es so etwas im Fährhaus gebe.

Ob es im Keller nun wirklich spukt? Ach, vielleicht ist es alles nur Klatsch. Seit Anno 1605 hat man nie mehr etwas Verdächtiges gesehen und der Pastor hat eigentlich auch nichts Bestimmtes herausgebracht. Er hat nur sehr ausdrücklich davon abgeraten, das Kellerloch nach elf Uhr nachts zu öffnen. Es war jedoch alles altes Gerede und es wirkte praktisch nur noch insofern nach, daß es keinem Bauern einfallen würde, länger als bis elf Uhr beim Kartenspiel in der Gaststube zu bleiben und daß mancher Zecher hastig ein Vaterunser betete, als er an dunklen Winterabenden plötzlich von der urgemütlichen Gaststube ins finstere Ungewisse des schlammigen Deiches hineinsegelte.

Der Fährmann redet nie über die Sache und wenn man sich danach erkundigt, lacht er die Leute aus. Dennoch behaupten die alten Weiber, daß er alles wisse und daß er gewiß seine guten Gründe habe, wenn er jedem Fremden den Zugang zum Keller versage. Das ist allerdings wahr und es läßt sich auch

nicht leugnen, daß ein grausiges Familiengeheimnis hinter der Sache steckt. Die Bauern wissen eben, daß in den sechziger Jahren ein Mord im Hause verübt worden ist. Aber über dem Wie und Warum liegt ein Schleier und über die Spukerei sind ebensoviele Geschichten im Umlauf als es Klatschbasen in der Nachbarschaft gibt. Ein gescheiter Bauer läßt sich durch solches Gewäsch höchstens gegen Mitternacht einschüchtern. Es hat dem Geschäft nie geschadet und dem Cornelius eine genügende Nachtruhe gesichert.

Merkwürdig, daß van Loo in den letzten Zeiten wohl einmal ein Wort über die Spukerei fallen läßt. Kurz vorher, als der Fremde, der wie der Tod von Yperen aussah, im Fährhaus wohnte, hat er beim Stammtisch plötzlich gesagt: „Gestern Abend war es im Keller nicht geheuer.“ Des Weiteren hat er nichts mitteilen wollen. Es versteht sich, daß das Gastzimmer bald leer war. Eines Abends hat der Fährmann den Riegel zur Verschwiegenheit ganz zurückgeschoben. Es geschah jedoch in geschlossener Gesellschaft und zwar an jenem Tag, wo Schiffer Jansen vom „Engel Gabriel“ sich der Tochter Mareiken gegenüber so aufdringlich benommen und Geert Derks, der Steuermann, so lange mit ihr an der Gartentür gesprochen hatte.

Eine dumme Sache mit dem Mädel. Es ist charaktervoll genug, dem lüsternen Schiffer zu wehren, jedoch läßt es sich vom Vater nicht zum besten raten. Die Vorsehung hat ihm den biederen, reichen Viehkäufer Anne Bouwes entgegengeführt und der Vater ist damit einverstanden. Aber nun hat Mareiken ihren Sinn auf den Steuermann gestellt. Sonst ein schmucker Kerl, der Geert Derks, aber es kann nichts daraus werden. Was soll sie mit einem Seemann, der arm wie eine Schiffsratte ist? Pechhosen flicken, hangen und bangen wenn er auf dem Meer herumfährt, und von Stürmen und Seeräubern träumen, bis das gefräßige Wasser oder, noch schlimmer, eine Gefängnishöhle zu Dünkerken ihn verschluckt hat. Dazu hat er sie wahrhaftig nicht nach Holland geschickt, als die Mutter gestorben und das schöne Kind zu alt für die Wirtschaft geworden war. Der Anne Bouwes ist ein anständiger, frommer Mennonit, der das Geld nicht vergeudet. Er gehört demselben Glauben an wie die Mutter und

Mareiken. Das dumme Gör findet ihn langweilig, und es läßt sich nicht leugnen, daß er ein bißchen schwerfällig ist, aber das ist die reinste Gediegenheit. Könnte man dem Kerl nur beibringen, wie ein junges Blut freien soll ohne mit dem lieben Herrgott auf zu gespanntem Fuße zu stehen. Das hat der alte Menno Simons seine Nachfolger schlecht gelehrt. Dennoch verstand die Mutter es und Mareiken scheint es von ihr ererbt zu haben. Schade, daß sie den starren Kopf vom Vater mitbekommen hat.

Dergleichen Erwägungen hatten den Alten dazu gebracht, endlich einmal zu reden.

Es geschah an jenem denkwürdigen 28. April des Jahres 1625, wo die drei Freier abends in der Gaststube zusammentrafen und keiner dem andren weichen wollte.

Draußen wütet ein Frühlingssturm, der den Regen gegen den hölzernen Giebel des Fährhauses peitscht; die eiserne Laterne über der Haustür schwankt krächzend in ihrer Stange. Draußen ist es äußerst unheimlich und drinnen urgemütlich. Der Schornstein zieht wie ein Kalkofen und die Holzklötze auf der Feuerplatte brennen mit teuflischer Begeisterung, als wollten sie dem Kessel, der an der Kette über dem Feuer hängt, die Hölle heiß machen. Er dampft jedoch gemütlich und steckt mit seinem behaglich energischen Surren die ganze Gesellschaft am Kamin an. Sogar Anne Bouwes kann sich dem Einfluß der stimmungsvollen Umgebung nicht entziehen und lächelt milde. Wie vergißt der Mensch sich so sehr, daß er ohne Notwendigkeit in der gottlosen Gesellschaft des Cornelius und seiner Sippschaft verweilt, er, der strenge Bekenner des Mennonitismus, das angesehene Mitglied der exklusiven Friesischen Gruppe, die die täuferische Lehre auf die Spitze treibt? Die Mutter weiß ja, daß er ins Fährhaus zur Versammlung der Polderverwaltung gehen mußte, jedoch glaubt sie, daß er nachher mit dem Deichgraf nach Hause gegangen und dort nun die Abendmahlzeit genießt. Er hatte die ehrliche Absicht gehabt, es zu tun, jedoch sitzt er noch immer mit seinen Kumpanen beim Bier. Der singende Kessel schläfert sein Gewissen ein und er lächelt unter seinem spitzen schwarzen Filzhut. „Hurra, Betbruder, so mag

ich es sehen," grollt Schiffer Jansen; „liebäugelst mit deiner Kanne als säße dein Liebchen drin. Hoffentlich bekehrst du dich nun bald völlig zum Bierkrug." — „Behalte deinen höllischen Spott für dich, ich vergebe mich nicht, wenn ich in Ehren meinen Durst lösche." „Nanu, nicht zu hitzig. ich darf mich von meinem Standpunkt aus doch auch wohl über einen Sünder, der sich bekehrt, freuen." Anne Bouwes will aufstehen. Glückselig der Mensch, der nicht sitzt, wo die Spötter sitzen!

Gerade in diesem Moment geschieht etwas, das ihn wieder an den Stuhl fesselt und ihm das Blut bis hinter die Ohren treibt. In der Küchentür erscheint die junge blonde Mennonitin, die herrliche Mareiken. Kann man es verübeln, daß sie das Herz ihres Glaubensbruders in wilden Aufruhr versetzt und daß er von weltlichen Gedanken heimgesucht wird? Sie ist ein frommes Mädchen. Sie trägt ihre schwarze Jacke, ihre kleine Krause, ihr anspruchsloses Häubchen wie es einem mennonitischen Schwesterlein geziemt. Ihr faltiger Rock ist nicht mit dem eitlen, nichtsnutzigen Überkleid, das Weltkinder tragen, überladen. Das Bügeltäschchen ist zwar klein und fein, jedoch erhöht es mit dem Schlüsselbund am Gürtel ihre Würde. Und dennoch springen leichte Gedanken im Gemüt des Mennoniten um als wären es ebensoviele Elfen, die in eine Eremitage eingedrungen sind und einen Ringelreihen um den Bewohner tanzen. Niedliches Häubchen; hübsches Kräuschen; süßes Köpfchen; molliges Kinnlein. — Nein, höre einmal Bouwes, es gibt auch Gedankensünden!

Er stellt, purpurrot, die Bierkanne auf den Tisch. Zum Glück lenkt die schmucke Tochter die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich. Ein jeder denkt das Seinige und die freudigsten Gedanken jubilieren in Geert Derks Gemüt. Er lenkt mit fester Steuermannshand sein Herz in den Hafen der Selbstbeherrschung hinein und bietet dem untersuchenden Blicke des Cornelius keinen Halt dar, als er Mareikens Gruß ruhig beantwortet. Er will ihr einen Stuhl herantragen, sieht jedoch, daß der Schiffer mit demselben Gedanken umgeht und überläßt seinem Vorgesetzten die Ehre. Der tritt nun mit der Mütze in der

Hand auf sie zu und macht eine Verbeugung: „Würdige Jungfrau, darf ich für euch einen Stuhl herschieben?“

„Wenn es euch Spaß macht, ist es mir recht. Bitte, stelle ihn hierher, Schiffer.“ Sie wies ihm einen Platz an dem vom Herd entferntesten Tischlein an.

„Nein, stelle ihn mit dem Rücken nach euch gewandt; ihr trinkt mir zu viel und das mag ich nicht sehen. — So ist es gut.“

Der Jansen will noch einmal eine seiner schönsten Verbeugungen machen, Mareiken hat ihm jedoch den Rücken schon zugewandt und setzt sich an den Tisch unter den Spiegel. Als der Schiffer wie ein begossener Pudel seinen Krug wieder aufsucht, huscht ein liebliches Lächeln über das volle schmucke Mädchengesicht. Sie war den Augen des Geert im Spiegel begegnet.

Das Gespräch der Männer lenkt sich auf den bevorstehenden Krieg zwischen dem Dänenkönig und den Kaiserlichen. „Jansen weiß zu erzählen, daß der König schon siebentausend Mann in Dithmarschen zusammengebracht habe und daß man einem Fähnrich der Königlichen Erlaubnis gegeben habe, Soldaten zu werben.“ Das wäre etwas für dich, Bouwes; würdest als Reiter eine hübsche Figur machen; sollst jedoch den schönen Spitzhut zu Hause lassen, sonst lachen die Dänen sich tot bevor sie in die Schlacht gehen.“

Anne ist ein ungeschickter Mensch und meint, daß es eine feige Fahnenflucht wäre, wenn er jetzt nicht für seinen Friedensfürsten zeugen würde.

„Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen. Wir getaufte Christen nehmen das Wort unseres Meisters ernst und das gräuliche Mordwerk bleibt uns fern.“

„Donnerwetter, du bist auch ein Mordsketzer. Hättest Smoutius einmal über die Sache hören sollen. Das ist ein Mann, der zehn Mennonitenpredigern die Wage hält. Der beweist mit Paulus, daß Christus gerade das Entgegengesetzte von dem, was er gesagt hat, meinte. Mache du ihm das einmal nach. Und was dein Renommieren über deine Taufe betrifft, ich bin ebenso gut getauft wie du. Meine Mutter hat nur ein bißchen mehr

Eile mit der Sache gemacht als die Deinige. Ich lag noch in der Wiege und trank nur Muttermilch, als ich schon so weit war. Und ich habe mir sagen lassen, daß du der Muttermilch schon zwanzig Jahre entwöhnt warst, als die Deinige dich zur Taufe brachte. Oder irre ich mich?"

Der gute Anne achtete kaum darauf, daß er selber lächerlich gemacht wird und will sich über den alleinigen Wert der Spättaufe ereifern. Er will dem groben Schiffer deutlich machen, daß er niemals getauft und nur als dummer Säugling mit Wassertröpfchen besprengt worden sei, aber Cornelius, der sonst auch ein geharnischter Theologe sein konnte und dem es ein Kleines gewesen wäre, zu beweisen, daß weder die reformierte noch die mennonitische, sondern die lutherische Ansicht über die Taufe die einzig richtige sei, hält es nicht für angebracht, Anne Bouwes noch mehr in die Enge zu treiben.

„Jansen, laß die Gottesgelehrtheit auf sich beruhen, du hast kein Theologenfleisch. Sollst uns auch die Stimmung nicht verderben." Mareiken springt dem Vater bei, weil sie den Bouwes bedauert und den Schiffer nicht ausstehen kann.

„Wenn die Mannsleute immer über die Gottgelehrtheit reden, bin ich so frei, mich auf und davon zu machen. Komm Vater, erzähle du lieber einmal etwas."

„Laß Geert lieber erzählen, was ihm wurmt; er schweigt und raucht und wenn er nicht in den Spiegel guckt, vertieft er sich in die Nackengrube des ehrsamen Fräuleins. Möchte wohl einmal wissen, was er herausspekuliert."

„Behalte deine faulen Witze für dich, Schiffer," brummte Geert, indem er sich errötend über das Feuereisen, auf dem seine Füße ruhten, bückte und die Pfeife leer klopfte. Als er sich wieder aufrichtete, sah er Mareiken noch gerade durch die Tür verschwinden. Jansen lachte blödsinnig und griff nach seinem Krug. — Verfluchte Katze; sonst hatte er immer bei den zarten Kindern der Gaststube so viel Erfolg.

„Komm, olle Eiderratte, die Frauensleute lassen uns das Reich allein; beschwöre uns nun noch einmal die guten Geister aus deinem Keller herauf."

„Schon gut, Pechhose," gab Cornelius ihm zurück. Dann

nahm er die Laterne von dem Kaminrand und verschwand bald durch die Lücke im Fußboden. Man hörte sie von innen verriegeln; darauf klang das dumpfe Tönen der Fußschritte wie ein Geräusch aus tiefster Erde.

„Merkwürdig, daß der Alte so geheimnisvoll mit seinem Keller ist; er könnte über das Schlafzimmer seiner Tochter nicht treuer wachen. Zum Henker, das Mädchen hat Rasse; habt ihr gesehen, wie stolz sie davonlief? Die Erzherzogin von Österreich hätte es nicht würdevoller tun können."

„Schweige doch, Schiffer," unterbrach ihn Geert, „was hast du mit der Mareiken zu schaffen? Sie mag die Mannsleute nicht wenn sie grob sind."

„Ich grob? Steuermann, Steuermann, wenn du nicht das Kind meiner einzigen Tante wärest, würde ich dich heute Nacht noch kielholen lassen. Im übrigen wünsche ich dir ebensoviel Erfolg bei den Weibern als mir in meinem erfahrungsreichen Leben zu teil geworden ist."

Der Schiffer segelte vor dem Winde in die wogende Bierstimmung hinein und Anne Bouwes sah mit innerlichem Abscheu auf den schwatzhaften Grobian, der es seinem Gewissen immer schwerer machte, sich dem zaghaften Willen des Freiers zu unterwerfen. Wieder wollte er aufstehen und wieder war der dunkle Drang in ihm zu gewaltig. Was würde die Mutter wohl sagen; wie würde der Vermahnbruder seiner Gemeinde es aufnehmen? Die Friesischen Mennoniten lassen nicht mit sich spotten. Man würde ihn zum Lügner machen, der der Mutter etwas auf die Nase gebunden habe, als er ihr vom Abendessen beim Deichgrafen sprach. Dennoch hatte er seine Pläne nur geändert und zwar mit dem löblichen Zweck, eine Seele zu gewinnen, das heißt, um die Hand einer gottseligen Jungfrau zu werben, wenn die schrecklichen Seeleute wenigstens nicht all zu lange blieben...

„Zu Barcelona hätte ich eine Adelige heiraten können, die war jedoch katholisch. Da ging die Sache in die Brüche, als der Pfaff dazwischen kam. — Heirate nie eine Katholische, Anne Bouwes. — Und auf Java hatte sich die Tochter des Sultans von Mataram in mich vernarrt. Jedoch wollte ihr Herr Papa,

daß ich Calvin abschwören sollte. Ha, ha, das überlasse ich der remonstrantischen Höllenbrut. — Da sagte ich: „Behalte du deinen Kram für dich; sie ist mir ohnehin zu plattnasig.“ — „Vielleicht kannst du dir hier wohl eine Nase holen,“ bemerkte Geert trocken. — „Ha, ha, mir ist das Mädchen Luft. Ich gönne sie dem Anne Bouwes, wenn er wenigstens darauf reagiert. Nanu, Anne, ich beleidige dich doch nicht? Wenn sie dir zu gering ist, darf Geert sie haben.“

Der letztere bläst schwere Rauchwolken in die Luft hinein und Anne hätte den Schiffer gern hinausgeschmissen, wenn sein Glaube ihm nicht verboten hätte, seine Urkraft wider einen Menschen anzuwenden. Jansen fühlt sich dem Steuermann seines Schiffes und dem Riesen mit der Lämmersanftmut gegenüber sicher und blickt mit teuflischem Lächeln bald nach dem einen, bald nach dem andren Opfer seiner Trunkenheit.

Im Keller klingen die dumpfen Fußschritte wieder... „Schwamm darüber, der van Loo versteht keinen Spaß, wo es Mareiken gilt.“

Der Alte taucht mit seinem Lichte und der Kanne wieder aus dem Fußboden empor. Bald vergißt der Schiffer seine Prinzessin bei einem frischen Krug und seine Phantasie belebt sich von neuem. — Und noch immer kämpfte der arme Sünder ohne Erfolg gegen sein Gewissen. — Die andern blieben gar so lange und der Schiffer wurde so heiter!

„Helles Bier zum dunklen Herzen,
Siegt die Freude, flieh'n die Schmerzen.“

„Cornelius, dein Bier ist tadellos und macht kranke Herzen gesund. Ja, — wenn ich über kranke Herzen rede, denke ich an die Geschichte, die ich erzählen sollte. Ich habe Anne Bouwes versprochen, das Erlebnis mit der Jungfrau von Ameland zu erzählen.“

Die entrüsteten Proteste des Mennoniten halfen ihm nichts. — „Nun gut, wenn ich es schon nicht versprochen habe, so will ich es dennoch mitteilen. Du bist noch jung genug, um von einem alten Schiffer zu lernen. Überdies ist der Fall besonders lehrhaft für einen Jüngling der auf Freiersfüßen geht. — Also,

Anne, es war bei Ameland, der Insel, deren frommer Name dir gewiß lieb ist. Der Engel Gabriel hatte den Westwind gerade im Rücken und das Schiff wurde wie eine Ente aufgejagt. Geert hatte die Wache und ich erlaubte mir beim Schreiben des Journals ein mäßiges Schlücklein. Aber die Arbeit wollte nicht flotten. Da wurde mit einem Male an das Fenster geklopft. Ich stehe auf, öffne das Fenster und... husch, das Licht wird ausgeblasen. Im ersten Augenblicke sehe ich nichts als den silbernen Streifen, der sich, bis weit in die Ferne, hinter uns ausstreckt. Dann ist es mir, als streichle eine Weiberhand durch mein Haar. Du kennst dieses Empfinden wohl nicht, Anne. — Verdammt, fremdes Volk auf See, in den Lüften, hinter dem Spiegel. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. — Nun erschrecke nicht, mein teurer Anne, da im Sog hinter der Schaluppe schwimmt eine herrliche Frau mit leuchtendem Leib. Sie schlägt die Arme um das Steuer des kleinen Boots und peitscht mit ihrem grünen, schuppigen Schwanz das Wasser. Dann wirft sie sich ins Boot. Ich rufe: klettre zum Tau hinauf, wer du auch sein magst; ich reiche dir die Hand. — Dann eilte ich zum Kanonenraum unter der Kajüte, wo die zwei Achtzehnpfünder links und rechts vom Ruder stehen; dort war das Tau festgemacht. Als ich jedoch zum Schießloch kam, plätscherte sie wieder lächelnd im Kielwasser. „Uhi, uhi," überheulte es noch den sausenden Wind. Sie winkte mit der Hand, als wolle sie mich mitlocken und verschwand allmählich, bis die letzte Fingerspitze spielend im Schaum der Wellen unterging. Grade wollte ich mich hinüberneigen, um durch das Schießloch zu verschwinden, als eine schwere Hand mich bei meiner Schulter festhielt. Geert Derks stand hinter mir. „Schiffer, gehe zu Bett, du bist wieder besoffen," sagte der Flegel. „Aber Anne, ich sage es dir, ich habe die Seejungfrau von Ameland gesehen."

Der Mennonit hatte in der Furcht, etwas ganz Unanständiges zu hören, dem Schwätzer zugehört. Das Ende war zahmer als er befürchtet hatte und mit sichtlicher Erleichterung atmete er auf. „Die Weiber tauchen wohl öfters einmal unter, wenn du zu entgegenkommend bist," erwiderte er. Der pfiffige Bauer hatte im Mennoniten gesiegt und wurde von den anderen mit schallen-

dem Gelächter begrüßt. Pieter Jansen suchte sein Heil im kühlen Bier und war hochherzig genug, seine Niederlage einzugestehen."

„Alle Wetter, der Mennonit rührt sich. Nur zu, Bruder, man soll von sich abbeißen. — Aber nun erzähle du uns die Geschichte von deinem Keller, alter Prahmenzieher."

„Wie du willst, Pieter, lachte van Loo; aber dir solls nicht gruseln. Still, höre ich nicht etwas im Keller? Nein, die Laterne knirscht und klagt nur im Sturm. — Schauderhafter Lauf. Ich soll euch also die alte Geschichte erzählen."

Der Fährmann wurde lebhaft. Er hatte gerade in den letzten Tagen so viel an die alten Zeiten gedacht und nun hatte er etwas auf dem Herzen. Anne Bouwes sollte es hören; Geert sollte es sich hinter's Ohr schreiben und, verflucht, der Jansen sollte ihn verstehen. Der Lotterbube. Er wollte sich ins Fährhaus einmieten. Der Bruder liederlich! Frauenehre ist heiliges Gut! — Der Waschlappen. Mareiken ist bei dem Wasserländer Mennoniten in Holland erzogen worden, weil der fromme Onkel es besser als der unfromme Vater konnte und weil sie zu gut für eine Wirtschaft war. Sie hat den alten, groben, klotzigen Vater nicht allein lassen wollen und nun ist der gute Onkel besorgt. Aha, sie ist gut aufgehoben und sie soll einen guten Mennoniten zum Mann haben.

Er nahm die rohe Matrosenmütze ab und trocknete sich damit die Stirn. Sein grauer Kopf neigte sich ein wenig nach vorne und die hellen, scharfen Augen guckten unter den lässig über die Stirn hängenden Locken einen nach dem andren an. Es war Temperament im Alten. Das Bier hatte ihn aufgeregt und reizte ihn zusammen mit alten Erinnerungen, neuen Sorgen und frischem Groll. Und auf diese Weise wurde an jenem Abend der Dichter wieder einmal in ihm wach. Cornelius war ein Original, ein scharf markierter Individualist voll urwüchsiger Kraft. Und als Siebziger lebte er noch ein strammes Dasein, voll derben Eigenwillens und energischer Hingabe an seine ungehobelten Ideale, voll Poesie und leider beschränkter Überzeugung. Er hatte kein zartes Gewissen. Dazu war er zu herrisch und klotzig, ein Kind aus einem rohen Zeitalter und aus einer ungebildeten Volksschicht. Aber er war ein schwungvoller

Mensch. Das trat in seinen würzigen Geschichten immer aus Tageslicht. Er führte die Wirklichkeit über sich selbst hinaus und verarbeitete sie zu Phantasiebildern, die er mit derbem Humor hie und da verzerrte, jedoch immer mit keckem Strich zu Kunstwerken lebhafter Schilderung machte. Jansens schwulstiger Schwatz war erbärmlich neben seiner funkensprühenden Ursprünglichkeit.

„Nun gut, höret zu und redet nicht hinein. Als du noch in der Wiege lagst, Jansen, und deine Mutter mit deinem unmäßigen Durst quältest, stand mein Haus schon auf seinen festen Grundlagen und war bereits über seine erste Jugend hinaus. Ihr sollt euch in die Zeiten des seligen Herzog Adolf zurückversetzen, wo im Dithmarscher Lande manchmal Sturm geläutet wurde, weil die verdammten Bauern nicht einsehen wollten, daß ihre dicken Köpfe keine Sturmhauben wären und nur die hohen Herren so sein dürfen. Die Treene war damals auch noch ein freier Strom, der seinen eignen Weg ging und sich stromabwärts, eine kleine Strecke hinter der Saxfähre, mit der Eider vereinigte. Da kommt eines Tages eine Reiterschar von Schwabstedt her die Treene entlang und treibt sich stundenlang im Lande herum: auf Seebüll und im Fresenkog, auf der Herrenhallig und am Treenufer. Zwei feine Herren halten immer zusammen, sechs Reisige werden, wie lebendige Schachfiguren, immer hin und her geschickt und ein schlicht gekleideter Bürger weist an, wo die Reiter sich hinstellen sollen. Dann richtet er sich wieder an die hohen Herren und zeigt scheinbar sehr wichtige Dinge auf einer Karte. Auf Seebüll verweilen sie recht lange. Oben auf einem Hügelchen mitten in einer Fenne übersehen sie das ganze Gebiet und ziehen Gedankenlinien zwischen den Reisigen. Einer steht oben am Deich, wo wir nun sitzen; zwei an der Treene, zwei unten am Deich links und rechts vom Mann hier oben. Von allen Seiten gucken die Kühe in respektvoller Entfernung zu und denken: jetzt werden wir wohl belagert. Als die Reiter jedoch plötzlich davonreiten, eilen sie mit den Schwänzen in der Höhe nach allen Seiten hin.“

„Das hat dein alter Gaul dir wohl erzählt, der damals gerade als Füllen zugegen war,“ unterbricht ihn der Schiffer. —

„Du sollst nicht hereinreden," antwortet der Fährmann, der in seiner Phantasie alles so sieht, wie er es beschrieb und den Hohn auf seinen alten Schimmel, der im Stall auf dem Hof das Gnadenbrot ißt, zu überhören scheint." — Also kamen sie gerade auf den Deich herzugerannt und erstürmten ihn. Hier haben sie gestanden. Herzog Adolf und sein Adjutant und der holländische Wasserbaumeister, der seine Projekte dem Herzog entfalten mußte. An ihren Füßen wurde der Plan des neuen Treenelaufs von den Fähnchen der Lanziere markiert. — „Schön, schön, Herr Wasserbeschwörer. Wenn wir nur erst die Bauernklötze jenseits des Flusses bezwungen haben, können wir alles zur Wirklichkeit machen. Dorthin kommt der eine Kanal und dorthin der andre. Herrenhallig wird eingedeicht und drüben wird der Treendamm sein. Hinunter kommt die neue Fähre und hier baut ihr mir ein kräftiges Fährhaus, das zur Not den Dickköpfen aus Dithmarschen Widerstand leisten könnte und dem Fährmann in seiner Einsamkeit eine sichere Wohnung bietet. Und später, später graben wir den Eiderkanal von der West- nach der Ostsee."

„Donnerwetter, der Herzog hat eine Eiderente fliegen sehen," tratschte der Schiffer. — „Wenn es so weit ist, wird dein Gaul uns gewiß durch die Rinne nach der Kieler Förde ziehen müssen und ich soll dann wohl mit der Peitsche auf dem Bugspriet sitzen."

„Das sollst du, für den Transport haben wir jedoch deine Seejungfrau gemietet," versetzte ihm van Loo. Der schweigsame Geert hatte dem alten Phantasten bis jetzt mit stillem Behagen zugehört. Jetzt mischte er sich ins Gespräch: „Klügelst du das selber heraus, oder haben andere es dir gesagt? Das wäre famos: die ganze kleine Fahrt würde sich dadurch umgestalten."

„Nein Geert, dazu gehört gescheiteres Gehirn als mein grauer Kopf enthält. Das hat der selige Adolf selber erdacht und in den siebziger Jahren hat er dem Kaiser Maximilian darüber geschrieben. Frage es beim Holmer Deichgraf nach, der sinnt auch noch immer darüber nach. — Nun, ich gehe weiter. — In den sechziger Jahren ist das Fährhaus entstanden

und es hat den Namen bekommen, den der Herzog an jenem Tage ersann, als er seinen Reisigen dort so mannhaft mit der Lanze und der Sturmhaube dastehen sah und an die Dithmarscher Hartköpfe dachte. Aber das Haus hat von den Bauern nichts auszustehen gehabt, denn schon im Jahre 1559 lagen die freien Bauern kniend vor dem Herzog und flehten um Gnade." — „Nun gaet tho Hus und et't wat warmen Kohl," rief er den Besiegten höhnisch nach. Das hätte er für sich behalten können, denn es waren Männer, die für ihre Freiheit gekämpft und mit ihrem starren Sinn ihm manchmal den Brei verschüttet hatten.

Ende der sechziger Jahre wohnte in diesem Hause der Wasserbaumeister, der die Pläne verwirklichen sollte. Er hatte eine schöne junge Frau aus Holland mitgebracht und arbeitete tagsüber auf dem Werk, jedoch abends saß er hier in der Gaststube hinter seinen Zeichnungen. Goosjen, seine Frau, leistete ihm Gesellschaft und nähte an kleinem, feinem Kinderzeug. — Schiffer, behalte deine Bemerkungen für dich," — sagt er nebenbei, als er sieht, daß Jansen anfängt zu lachen. Tagsüber wurde Mächtiges geleistet. Baumeister de Fries grub mit seinen Leuten die zwei Sielzüge und lenkte das Wasser von der Treene nach der Eider ab. Auf diese Weise entstand das kleine Inselgebiet, das ehemals von den Kühen der Seebüller Fennen bewohnt wurde, jetzt jedoch den remonstrantischen Ochsen angehört.

Nun geschah es einmal, daß ein holländischer Wallfischfahrer mit Havarei auf der Helling zu Tönning lag. Der Schiffer wußte nicht, was er allein anfangen sollte und zog in den Wirtshäusern herum. Da hörte er eines Tages, als er sich die Nase tüchtig begossen hatte, daß hier am Polderwerk ein Jugendfreund von ihm als Baumeister beschäftigt sei. — „Den will ich besuchen," dachte er. Leider konnte seine Vernunft augenblicklich nicht mitreden, sonst wäre er geblieben, wo er war. Die Nachricht gönnte ihm keine Ruhe; er trat die Reise an. Als er in die Nähe von Koldenbüttel kam, hatte der frische Wind ihn nüchtern gemacht und die Vernunft ihn eingeholt. Sie zog ihn an dem Wams und redete auf ihn ein: „Kehre zurück und suche in Gottes Namen deine Wallfische wieder auf!

Effi: Willem van den Hove,
Heere van Wedde, Westerwolde,
Bellincewolde, Blyham etc.
Oudt 49 Jaren, Anno 1619

Du gehörst dort nicht hin. Hast die Frau so gern leiden mögen, als sie noch ein junges Mädchen war.“ — Da fühlte er sich wieder von Gott und Menschen verlassen, ebenso wie am Tage, wo er Goosjen am Arm des Freundes gesehen hatte. Und weil seine Vernunft nicht besonders klug war, wußte sie ihm nichts besseres zu raten, als die Wirtschaft wieder aufzusuchen. Es war an sich kein übler Rat, jedoch war er dem armen Kerl nicht zum Heil. Bald sah er alles wieder rosig und es gab für ihn keine Gefahr mehr, als er leicht angeheitert den Landweg hinter dem Deich entlang gehend über alte Freundschaft und alte Liebe sann. — Sie hat es nie gewußt und du bist ein gescheiter Kerl; ein feines Weib; macht nichts, es gibt deren mehr auf der Welt; es wäre nichts für dich gewesen; willst den Freund noch einmal sehen; alter Groll ist vergessen. Niemand weiß etwas von deiner Jugendliebe; nur ein kurzer Besuch. — Er erreichte des Freundes Haus und war willkommen. Er blieb einen Tag, zwei Tage... Er erzählte von Wallfischen und Harpunieren, von Frauen und Mädchen, und er machte es am Ende mit seinen zotigen Seemannsgeschichten so toll, daß der Gastherr es bedauerte, ihn gebeten zu haben, bei ihm zu übernachten. Es fehlte ihm jedoch der Mut, ihm zu bedeuten, daß er gehen könne. Am dritten Tage war es stürmisches Wetter. Die Eider kochte und brauste und als der Abend kam, rüstete sich der Fluß, das verlorene Gebiet wieder zu erobern. Der Baumeister mußte gegen Willen und Dank seine Frau mit dem Freunde allein lassen. — Und als er wiederkam, fand er das Zimmer leer. Er stürzte zum Hause hinaus. — Auf dem Deich niemand zu sehen; nur die Wärter gingen beim Schleusenwerk unweit des Hauses auf und ab. Er schrie wie ein Verzweifelter und als die Leute herzugeeilt waren, durchsuchten sie das Haus. Bald fanden sie die Frau oben in der Dachstube, wie eine gescheuchte Hinde zitternd und weinend in einer Ecke. Er hob sie auf und trug sie beim Licht der Laterne die Treppe hinab zum Schlafzimmer.

Auf dem Deich wird es lebhaft, denn die Leute aus den Arbeiterzelten sind herzugeeilt. Und als die arme Kranke

unter der Hut zweier Frauen fiebernd und irre redend im Bett liegt, schickt der Baumeister einen Boten nach dem Bader zu Koldenbüttel: er solle eiligst zu Pferd kommen, es sei keine Zeit zu verlieren. Dann durchstöberten sie das Haus in allen Ecken und endlich im Keller... da fanden sie es. In der Ecke lag der Wallfischfahrer bewußtlos und aus einer Kopfwunde blutend. Neben ihm die eingedrückte Laterne; ein Krug stand unter einem Hahn, aus dem noch immer Bier strömte; der Verwundete lag in der Flüssigkeit, die sich mit seinem Blut gemischt hatte. Die Geschichte war nur zu deutlich. Die Frau war zum Keller gegangen, er war ihr gefolgt und hatte ihr Gewalt angetan; dann hatte sie ihm in ihrer Angst einen Schlag mit der Laterne versetzt, dessen Kraft von ihrer Verzweiflung bedingt wurde. Als die Männer sahen, daß der Baumeister sich wie ein toller Stier auf den Verwundeten werfen wollte, nötigten sie ihn, nach oben zu gehen. Den Unglücklichen schleppten sie nachher zur Treppe hinauf und legten ihn auf den Fußboden, dort, wo Schiffer Jansen jetzt sitzt. Als der Bader kam, konnte er gerade ein gesundes Mädchen holen. Die arme Mutter segnete jedoch das Zeitliche. Und als das Kindlein um die Mutter weinte, legten sie es an die Brust einer Arbeiterfrau. Da beruhigte es sich und war zufrieden. Der Bader bemühte sich in dieser Schreckensnacht noch, den Verwundeten zu verbinden. Als er sich über ihn beugte, erschrack er. „Gott sei uns gnädig, der Wallfischfahrer! Der Mensch, mit dem ich in der Wirtschaft trank und der solch ein loses Maul über die Weiber hatte.“ — Er konnte ihm nicht mehr helfen und im frühen Morgen wurde der Frauenschänder über die Schwelle, die er nie hätte überschreiten sollen, hinausgetragen. Er lag und schlief den ewigen Schlaf in einer Scheune neben dem Fährhaus, bis seine Männer ihn in einer Schaluppe abholten und nach Tönning brachten.

Das irdische Schicksal sollte jedoch mit seinem Tode nicht abgelaufen sein. Die alten Bauern wollten wissen, daß er in den siebziger Jahren noch manchmal auf dem Deich gesehen sei und in dunklen, stürmischen Nächten hat man manchmal auf der Eider das Plätschern von Riemen gehört: es kam

immer von der Tönninger Seite und näherte sich gegen zwölf diesem Hause. Die Frau des Fährknechts hat einmal deutlich vernommen, daß jemand mit dem Boot landete. Es schien wohl, daß sie ihn aus dem Boot stießen. Darauf seufzte es durch die Luft: In Gottes Namen! Dann wurde es still, jedoch klappte eben nachher die Kellerlucke unter dem Küchenfenster und man hörte jemand in den Keller hineinspringen. Ein Notschrei aus tiefster Erde... das Plätschern des sich entfernenden Bootes... dann nur das Getöse von Wind und Wellen. All diese Zeugnisse sind vom seligen Pastor Lundenius in sein Tagebuch eingetragen. Es heißt dort: also hat es dem Allmächtigen gut gedeucht, den Armen büßen zu lassen. Und ist er dazu verdammt jeden ungeladenen Gast, der sich erfrecht, den Frauensleuten, so im Fährhaus wohnhaft sind, zu nahe zu kommen, durch Gepolter und Spukerei zu vertreiben, zum Heil besagter Frauen und der wollüstigen Sünder selber. Kyrie eleison."

„Ich weiß nicht, ob dem so sei; ich sah ihn niemals, jedoch kann ich beschwören, daß ein frecher Bursch, der sich nachts in meinem Hause verirrte, durch diese Lucke in den Keller hinuntergepoltert ist, und was weiter mit ihm geschah, ist nicht bekannt."

Es war stille im Zimmer. Anne Bouwes seufzte endlich: „Die Wege des Herrn sind wunderbar; glücklich derjenige, der seinen Fuß nicht auf die Wege der Sünde stellt." Er dachte dabei an seine eigne saubere Gesinnung, jedoch flüsterte sein heimtückisches Gewissen ihm ergänzend ins Ohr: „und sich abends spät nicht in Wirtshäusern herumtreibt." Geert Derks hatte Respekt vor Spukerei. Als erfahrener Seemann hatte er während unheimlicher Nachtwachen Nebelschiffe mit trostlos umherlaufenden Spukgestalten gesehen und er glaubte ebenso fest daran wie an den lieben Herrgott. Aber er stand mit dem letzteren auf nicht allzu schlechtem Fuß und sein gesunder Sinn bewahrte ihn vor kindischer Furcht. Nur in äußerst schlimmen Fällen waffnete er sich mit einem stillen Vaterunser gegen Spukerei. Jetzt fühlte er sich nicht dazu getrieben, denn er wußte sich mit seiner biederen, frischen Liebe sicher vor dem

alten „Onkel“ im Keller und er ergötzte sich an der Unruhe des Schiffers.

„Hiermit ist die Geschichte von der Spukerei aus,“ fing der Alte wieder an, als er die Wirkung seiner Erzählung beobachtet hatte. „Der Baumeister suchte und fand in einem der Polderweiber eine Amme für sein Kind und arbeitete grübelnd weiter, bis das Werk vollendet war. Das war Anno 1570. Er überschaute seine Arbeit und hatte keine Freude daran. Dann hob er das Kindlein in den Wagen, der ihn nach Tönning bringen sollte, und reiste von dort aus zu Schiff nach Holland, wo er die kleine Goosjen zur Familie brachte. Selber reiste er nach Antwerpen und fand dort neue Arbeit, jedoch keine neue Freude.“

„Jetzt will ich euch wieder einmal eine frische Kanne aus dem Keller holen.“ — „Gott bewahre,“ entschlüpfte es dem Schiffer, indem er unruhig nach der Lucke blickte. — „Nein, Cornelius, man soll Maß halten. Verzeihe es mir, wenn ich an Bord gehe, ich habe noch zu arbeiten.“ Er trank hastig seinen Krug leer und stand auf.

„Nebenbei, Jansen, denkst du noch daran, dich hier einzumieten? Du mußt dir nun endlich hier Domizil wählen, denn es gibt keine Seepässe mehr für Holländer, die keine seßhaften Bürger dieser Stadt sind.“ — „Ach, lieber Cornelius, für dieses Mal wird es wohl noch gehen. Und sonst möchte ich mich am liebsten bei meiner alten Kousine in der Westermarktstraße einmieten. Sie wäre sonst wohl beleidigt. Du verübelst es mir wohl nicht.“ — „Mit nichten, mit nichten. Man soll sich mit seiner Familie nicht verfeinden. Meine Tochter hat am Ende auch lieber kein fremdes Volk im Hause; sie ist ein bißchen eigen.“

Jansen war schon bei der Tür und öffnete sie. Ein Windstoß blies die Kerze, die der Fährmann in der Hand hatte, aus. Die Laterne über der Tür knirschte an ihrer Stange und warf schaukelnd grauenhafte Schatten auf den Deich. „Donnerwetter,“ schrie der Schiffer und eilte davon zum „Engel Gabriel“, um in seinem Schutze Sicherheit zu finden.

„Das ist auch ein nobler Kerl“, meinte der Alte, als er

wieder ins Zimmer trat. — „versteht sich, daß die Ameländerin hinuntertauchte, um ihre seejungfräuliche Ehre zu retten. Ein feiner Seejunker. — Nun, ihr trinkt wohl lieber noch einen Krug, anstatt noch länger auf einen geschwätzigen Alten zu hören?“ — „Ich trinke nicht mehr,“ antwortete Bouwes. Geert Derks bedankte sich ebenfalls und nahm den Sandläufer vom Kaminrand. Er schüttelte den Sand, damit er die Zeit besser von der Schale ablesen könnte und sagte für sich hin: „fast neun Uhr.“ — Er erreichte seinen Zweck, denn das Wort wirkte wie ein Wespenstich auf Anne Bouwes. — Neun Uhr — jeden Abend wird rapportiert, wer nach neun Uhr durch das Tor gegangen ist. — Das Fährhaus liegt außerhalb der Stadt. — Neun Uhr — seit dem neuen Jahre gilt die strenge Vorschrift, die Marcus Gualtherus im Gesetzbuch des Jahres 1635 nachher so stilvoll formuliert hat: „Und weil es nicht weniger ärgerlich und schädlich ist, daß einige trunklustigen Gäste oft in der Nacht, ja manchmal sogar bis zum hellen Morgen in den Krugen und Wirtschaften sitzen und trinken, so sollen alle Wirte, Bier- und Weinzäpfer sich fortan aufs Genaueste hüten, jemand abends nach neun Uhr (zu welcher Zeit die Glocke geläutet werden wird), Bier, Wein oder andere Getränke zu zapfen, oder nach jener Zeit irgend welches Gelage in ihren Häusern abzuhalten.“

Noch ist es nicht zu spät; Anne ergreift hastig seinen Mantel und eilt zur Tür hinaus. Seine Freiersfüße führen ihn auf Flügeln der Angst durch Kot und Wasserpfützen den Deich hinunter zum goldnen Tor. Als er das Torgeld, das jeder Spätling nach Toresschluß bezahlen muß, geopfert und vom staunenden Wächter hereingelassen worden ist, tragen seine langen Beine ihn geschwind nach dem Binnenhafen. Gnädiger Himmel, was hat der Mennonit ausgefressen? lacht der Pförtner und der Klappermann an der Ecke der Prinzenstraße singt ihm nach:

Ik doe de ronde als ratelwacht
En waak voor U in duistren nacht.
Slaapt zonder zorgen tot den morgen.
Brengt dank den Heere, geeft hem eere.
Hy, die ons allen gadeslaat

Beware ons voor alle kwaad.
De klok heeft negen, negen heeft de klok[1]).

Gleich darauf fängt es auf dem Remonstrantenturm an zu läuten. Anne Bouwes hat das Lied manchmal mit einem Gefühl stiller Freude gehört; jetzt klingen die letzten Worte ihm wie Hohn in den Ohren. Er hat wohl bemerkt, daß der Nachtwächter und der Pförtner sich über ihn lustig machten. Nun läuft ihm mit einem Male die Galle über und er ist auf sein Schicksal, seine Mutter und sein eigenes Gewissen erbittert. Es kommt ihm vor, als sei er ein taktloser Lümmel, der sich lächerlich macht, weil er sich von einer kurzsichtigen Mutter das Gewissen kneten und einschnüren läßt. In Gedanken hört er ihre eindringliche Stimme, die ihn ermahnt, das zahme Schäflein Miete Pieters, des friesischen Mennoniten, zu heiraten und von der anderen, die sich in die Irrtümer der Wasserländer Mennoniten verstrickt hat, abzusehen. Er fühlt sein Recht, endlich einmal seinen Willen ihrer herrischen Tyrannei gegenüberzustellen und sich um Mareiken zu bewerben und der winzige Unterschied zwischen ihrer Mennonitensekte und der Seinigen scheint ihm eine lächerliche Kleinigkeit, die seinem Glück nicht im Wege stehen soll. — Anne Bouwes ist ein wunderlicher Mensch. Jedermann ist geneigt, ihn wegen der Zucht, die die Alte über ihren siebenundzwanzigjährigen Sohn übt, zum besten zu halten und er hat etwas Lächerliches an sich, das seine Wirkung fast nie verfehlt, und dennoch schätzt man ihn hoch. Er gehört zu den strammen Christen, die der ganzen Welt und allen Theologen, sogar Pastor Petraeus von Koldenbüttel, Trotz bieten, wenn sie ihnen beweisen wollen, daß die Moral der Bergpredigt eigentlich nicht so gemeint sei, wie sie geschrieben steht. Selbstverständlich lacht die Christenheit um solch einen sonderbaren Kauz. Das läßt er jedoch über sich hingehen, ohne daß es ihm peinlich ist. In Hamburg zwischen den Viehkäufern

1) Ich mache die Runde als Rasselwärter
Und wache über euch in dunkler Nacht.
Schlafet ohne Sorgen bis zum Morgen,
Bringet dem Herrn Dank dar und gebt ihm die Ehre.
Er, der auf uns alle achtet bewahre uns vor allem Übel.
Die Uhr ist neun, neun ist die Uhr.

auf dem Markt ist „der fromme Spitzhut" auch eine angesehene Persönlichkeit, die sich nicht bemogeln läßt und hinwiederum völlig zuverlässig ist. Man hätte ihn in dieser Beziehung den weißen Raben nennen können, wenn er nicht so schrecklich schwarz angezogen gewesen wäre. In der Gemeinde der friesischen Mennoniten gilt seine Stimme mehr als die Mutter für die Demut ihres Sohnes erwünscht findet; er wird zu den Großen im Glauben gerechnet. — Und nun ist das andere Große über ihn gekommen. Warum muß er sich dem gegenüber so klein und machtlos fühlen; warum muß er in sich selbst die komische Figur des ungeschickten Freiers erkennen und mit welchem Rechte machten seine Mutter und die anderen das Große, dessen er sich nicht bemächtigen konnte, zu einer geringfügigen Torheit und weshalb machte sein Gewissen ihm sein selbständiges Auftreten zur Sünde? Ja, er hätte sich nicht in einen Kreis hineinwagen sollen, wo er nicht hingehörte. Das war jedoch nur seine Dummheit und nicht seine Sünde. Am Biertisch konnte er nicht er selbst sein. — Der Mutter gegenüber kann er es jedoch wohl!

Auf diese Weise stellt sich die unbezwingliche Großmacht, die kraft ihrer Hoheitsrechte von jeher die schweren Ketten der elterlichen Autorität zersprengen will, der alten Herrscherin gegenüber und übernimmt die Gewalt im Herzen ihres Sohnes.

Morgen früh wollte er eine bessere Gelegenheit suchen. Würde er Erfolg haben? Eine unerträgliche Eifersucht bemeistert sich seiner, als er an den schmucken Kerl denkt, der dort am Kamin so selbstsicher geschwiegen hatte, während er sich vergebens abquälte, ein passendes Wort für die Mareiken zu finden. Der lebenslustige Steuermann, der so manche Friedrichstädterin betörte, hätte doch wohl etwas sagen können, wenn er gewollt hätte. Er kümmert sich wohl nur um die weltlichen Mädchen. Mit dieser Erwägung versucht der Arme seine Eifersucht zu beschwichtigen, aber es gelingt ihm nicht. Es fällt ihm keinen Augenblick ein, daß die fromme Mareiken selber ein frohes Kind der schönen Welt sein könnte. Ihm war die übersprudelnde Lust des Lebensfrühlings immer ein sündiges Etwas gewesen, vor dem ein Kind Gottes sich hüten sollte.

Anne Bouwes biegt in die Westermarktstraße ein. Schnell noch im Stall bei den Kühen nachsehen.

Als er seine verspätete Abendinspektion vollbracht und die Stallaterne wieder ausgeblasen hat, passiert etwas Merkwürdiges. Es klingen Fußschritte von der Marktseite her. Bouwes öffnet die Tür noch nicht, weil er nicht entdeckt werden will. Der späte Wanderer hält vor der Stalltür an. Nun huscht einen Augenblick ein Gesicht am kleinen Guckloch, das sich in der Pforte in der großen Tür befindet, vorbei; es wird von einer Diebslaterne beleuchtet. Anne erkennt die Gesichtszüge des van Geerlen. Dann wird etwas über die Tür gestrichen. Bald entfernen sich die Fußschritte. Als sie verklungen sind öffnet Anne die Tür. Es ist ein großes Stück Papier auf sie geklebt. Wohl wieder ein Pasquill. Er liest: „De eerste en laatste ordinantie of te Silverklock.“ — Was hat er mit jener Schleicherei zu schaffen! Er hat den Kopf von anderen Dingen voll. Warum reißt er das Papier nicht von seiner Tür? Diese Frage hat er sich nachher manchmal gestellt. Jetzt fällt es ihm nicht ein. Er schließt die Tür und geht auf sein Haus jenseits der Straße zu.

Auf dem Binnenhafen passiert gerade der Nachtwächter des dritten Stadtquartiers. — „Merkwürdig, Anne Bouwes noch so spät auf der Straße; was macht der dort? Wohl eine Kuh krank.“

Als der Zuspätkommende das Zimmer der Mutter betritt, kündigt ein regelmäßiges, energisches Schnarchen ihm an, daß die Alte schon schläft. — „Gott sei Dank“ seufzte Anne. Wahrlich, sein Gewissen hatte keinen triftigen Grund, ihm vorzuhalten, daß er den Namen des Allmächtigen mißbrauchte. Und dennoch tat das verflixte Mennonitengewissen es, als Anne in seiner dunklen Bettstätte vergebens den Schlaf suchte.

Geert Derks und der alte Fährmann saßen beim Feuer und schwiegen. Sie hatten über das sonderbare Weggehen des Bouwes gelacht, jedoch war es dem Cornelius nicht so ganz vom Herzen gegangen. Er hatte den Abend anders verlaufen lassen wollen. Der Mennonit hätte hören sollen, wie die wunderbaren Fügungen ihn in seinen jungen Jahren mit dem Baumeister zusammentreffen ließen, als der letztere zu Dünkerken arbeitete;

wie er das liebe Goosjen schon als Kind gekannt und nach zehn Jahren im Holsteinischen wiedergefunden und wie er als frischer Bursch um sie gefreit habe. Dann hatte er den Geert hören lassen wollen, daß er nie einen Seemann zum Schwiegersohn haben wolle und dann hätte Geert sich mißmutig verabschieden sollen und wenn Anne dann kein Esel gewesen wäre... Ach, der Alte hätte an jenem Abend die Rolle der Vorsehung so herzensgern einmal übernommen und war am Ende in bezug auf seine Tochter um kein Haar besser als Mutter Bouwes. Weil es ihm nicht gelungen ist, den Geert abzufertigen, sitzt er dort nun und schweigt den guten Steuermann, den er im Grunde so gern leiden mag, fast zur Tür hinaus. Der andere hat jedoch Pech an den Hosen und läßt sich von der üblen Laune des Schwiegervaters in spe nicht beirren. Er weiß genau, aus welcher Ecke der Wind weht, und er hat das Ruder in seinen festen Steuermannshänden. Am Ende hat er auch noch eine Bundesgenossin, die dem Alten auch gewachsen ist.

Da tritt sie ins Zimmer ein. — „Vater, das Abendessen ist fertig; komm, es ist in der Küche jetzt mollig warm. Hat der Steuermann Lust, unser Tischgenosse zu sein?“ — Was will der Vater machen; er unterwirft sich einstweilen der Übermacht. Am Ende hatte er das letzte Wort zu reden und nie würde er sein Kind einem Seemann geben.

Sie saßen zu Dreien am Abendtisch und Geert saß, wo Anne hätte sitzen sollen. Das Licht der Fettkerzen und der Buchenklötze spielte im warmen Halbdunkel der Küche, als beabsichtigte es, die Intimität des behaglichen Interieurs bis aufs Höchste zu steigern. Es warf glühend rote und goldene Kleckse auf die Kupfer- und Messinggeräte, die auf den Borden neben den Fenstern an den Längsseiten der Küche nach vollbrachter Tagesarbeit ruhten. Es spiegelte sich in den Tellern über den Türen der Eichenvertäfelung, die dem Kamin gegenüber die Bettstätte und das Gänglein, das nach der Gaststube führte, dem Auge entzog. Es flammte auf der braune Ton der Holzwand und der Decke und überströmte die hellroten Ziegel des Fußbodens mit Feuerglut. Und die Bleiverglasung vor dem dunklen Hintergrund der geschlossenen Luken wiederholte all diese Herrlich-

keit in ihren grünlichen Scheiblein. Der gemütliche Kessel, den Geert hatte herübertragen dürfen, wärmte seinen behäbigen Bauch über den Küchenherd und war sich keineswegs dessen bewußt, daß er auch ein Moment in einer herrlichen Formen- und Farbenharmonie darstellte. Er sang sein häusliches Lied mit heißem Eifer, wie ein simpler Knecht, der sich seiner Arbeit freut und nichts besseres weiß, als daß er schwitzen soll und singen darf.

Und draußen sang der Wind das geheimnisvolle Lied, das auf dem wilden Meer manchen letzten Notschrei übertönt und heulend weiter rauscht, wenn die Wellen den ringenden Ertrinkenden schäumend verschlingen.

Mareiken faltete die Hände und betete laut ein schlichtes Gebet im Stil der alten Mennoniten. Der Schluß kam frisch aus der Schatzkammer des eigenen Herzens: „wir hören den Wind tosen und gedenken der armen Schiffer in der Not. Sei du ihnen gnädig, Amen."

Geert Deerks sah mit einem verstohlenen Blick zum schmucken Mädchen hinauf und sah dann wieder auf seinen Teller. Der sonst so selbstsichere blonde Steuermann, der seine Eroberungen in mancher Hafenstadt zwischen Stockholm und Lissabon gemacht hatte, empfand die Erinnerung an die Küsse der Vergangenheit als etwas Störendes in der Sphäre dieser Fährmannstochter. — Sie versteht sich übrigens auch auf das Küssen. — Dieser Gedanke brachte den sinnenden Sünder wieder auf festen Boden; es war ihm jedoch wunderlich zu Mute, als er es wieder wagte mit seinen Augen den ihrigen zu begegnen, und sein Gesicht nahm jenen zaghaft strahlenden Ausdruck an, wie es der Fall sein kann, wenn in einem kecken Männerherzen die Wonne sich zur ehrfurchtsvollen Liebe erhebt. Es entgeht dem Alten nicht, daß Mareiken errötet und in ihrer Befangenheit dem Gaste soviel Brei auf den Teller löffelt, daß dieser bis oben gefüllt wird; was soll er aber tun? Seine väterliche Weisheit reicht nicht hin. Man kann der Mareiken das Erröten und dem Geert das verlegene Schweigen nicht verbieten; höchstens kann er etwas von der Breiflut sagen und die peinliche Lage beseitigen.

„Die Flut steigt diesen Abend hoch; ich meine nicht den Brei, sondern das Eiderwasser.“ — Er reichte seinen Teller hin und fing eine seiner Geschichten an, wie er es, besonders wenn der Sturm Erinnerungen weckte, so gern tat. Er stellte den Brei auf den Tisch und vergaß ihn einstweilen völlig.

„Ein böser Sturm; ich mache mir Sorgen über die „Hollandia“; sie muß sich schon der Küste nähern. Wenn der Schiffer nur nicht zu viel wagt. Es heißt nicht mit Unrecht: „wer lange leben will hüte sich vor Eider und Hever.“ — Der Breden Rügg ist eine gefährliche Bank. Mir ist auf der Eiderstedter Küste die Lust zum Fahren genommen worden. Damals war ich Steuermann auf einem alten Dreimaster. Gott, das war eine böse Nacht. Derselbe Südwestwind, der jetzt über die Eider heult, hatte uns ergriffen und brüllte hinter uns her: jetzt geht es auf den Breden Rügg los. — Ich stand mit zwei Matrosen am Steuer und wir zogen mit verzweifelter Kraft an dem Kolderstock, konnten ihn jedoch nicht mehr meistern. Da stellten wir fünf Mann am Steuerbord an das Rudertau. Sie zogen das Ruder um und es gelang uns, den Breden Rügg und die Eiderstedter Küste rechts liegen zu lassen. Ich war in tausend Ängsten, denn der knauserige Schiffer hatte mir vor der Abfahrt nicht erlauben wollen, den Ring hinten am Ruder an dem das Tau befestigt war, zu erneuern. Vielleicht würde der alte rostige und morsche Kram halten, vielleicht... Der Wind bemerkt, daß es uns zu gelingen scheint, die Höhe zu gewinnen. Wir haben die Dünen von Sankt Peter an Backbord. Da fängt er wie ein enttäuschter Teufel an zu brüllen. Er bläst das Schiff immer weiter zur Seite; er stürzt sich mit seinem wogenden Heer auf den armen alten Kasten; er schlägt und drängt sich auf das Ruder, bis es seufzt und kracht. Dann spottet und schreit er laut auf. Die fünf Männer auf dem Deck rollen übereinander, denn der Ring hat nicht halten können. Das Schiff ist ein Opfer des Windes geworden und wird nach der Küste gejagt. — Hurra, jetzt geht es los, altes Luder! Ist der Brede Rügg nicht gut genug für dein altes Gerippe, so wollen wir in Sankt Peter zur Kirche gehen! Dort guckt der Turm über den Deich. Hurt, hoch

empor, dann kannst du es besser sehen! — Das Schiff steht auf der Woge. — Kopf herunter, ins Wasser hinein. — Es schäumt das Wasser ringsumher. — Dort vor uns schäumt die Brandung auf der Bank. Husch, eine Riesenwoge rasiert das Deck. Ich klammere mich an den Kolderstock fest und ziehe, ziehe, obschon ich wohl weiß, daß es nichts mehr nützt. Noch fünfzig Meter, dann sind wir in der kochenden Brandung auf der Bank. Der Schiffer winkt und brüllt; ich höre nur Laute. Die zwei Kameraden können sich im Winde nicht mehr halten; der eine klammert sich an der Verschanzung fest, der andere läßt sich vom Winde weiter treiben und hofft die Back zu erreichen. — Da hüpft er mit einer Riesenwoge über die Verschanzung. — „Nur zum Spaß!", heult der Teufel in den Lüften. Wieder geht es empor, — das ist der Todessprung. Nun schiebt's und kracht's unter dem Kiel und dann in den Krummhölzern. Es tönt und schreit und bricht. Jetzt sinke ich und ich weiß nicht mehr, was mir geschieht...

„Nachher fängt es allmählich leise an zu singen. — Es kommt von der Ferne und wird lauter; am Ende schallt es und tobt es um mich; — ein langes, brausendes Lied tönt mir in die Ohren. — Es ist nahe und dennoch kommt es von ferne... Wie ist es so ruhig in mir, als gälte es mir nicht. — Die Mutter sitzt neben mir und streicht mir die zerzausten Haare glatt. Sie flüstert allerlei Schönes und Liebes, und es ist mir unsäglich wohl, jedoch kann ich es nicht verstehen." — „Mutter, bist ganz aus Dünkerken aus deinem Grab gekommen? Nun ja, das versteht sich; wer sollte sonst kommen. Mummle mich noch einmal warm ein, du liebe Alte. Ich bin so kalt. — Sie sollen aufhören zu singen. — Aber Mutter, wie siehst du wunderlich aus mit deinem Südwester. — Ach, du bist meine Alte nicht. — Ach, nein, kannst nicht kommen, denn du bist tot. — Ich erwache und schaue einem alten Mann ins Gesicht. Der beugt sich über mich hin und gibt mir einen Schluck Branntwein. — Ich lag auf dem Strand von Sankt Peter."

„Vater," unterbrach ihn Mareiken, „nun iß einmal, dein Brei wird ganz kalt."

Sie machte die Bemerkung eigentlich nicht, weil sie sich

über den Brei besorgt machte, sondern weil sie wußte, daß diese Geschichte immer mit der Mitteilung schloß, daß er seine Tochter nie einem Seemann geben würde. Jacobus van Loo aß gehorsamst und bereitete sich in Gedanken auf das unumgängliche Ende seiner Geschichte vor. Ein alter Fuchs läßt sich nicht mit einem löffelvoll Brei beirren. — Es kam nach dem zweiten Gericht, als der Hering mit Brot mit einem tüchtigen Schluck Bier weggespült worden war.

„Gib uns nun die Pfeifen, Mareiken. — Also, ich lag auf dem Strand. Man brachte mich nachher in ein Bauernhaus und pflegte mich gut, bis ich wieder weiterziehen konnte. Wohin sollte ich mich wenden? Offenbar lag mir kein anderer Weg offen, als daß ich mich zu Tönning wieder anwerben ließ. So kam ich dort in eine Matrosenwirtschaft, wo ich mir zuerst ein wenig Mut eintrank, denn ich war nicht mehr imstande, mich völlig nüchtern anwerben zu lassen. Der Schwips, den ich mir dort holte, war mein Glück, denn ohne ihn hätte der Schiffer, bei dem ich mich meldete, mich wohl genommen. Eigentlich verdankst du diesem Schwips das Dasein, mein Kind. Der Schiffer nahm mich seinetwegen nämlich nicht an, ich fuhr nicht mit ihm aus und am nächsten Tag traf ich zu meiner großen Überraschung den alten Wasserbaumeister de Fries, deinen Großvater, den ich in meiner Heimatstadt Dünkerken kennen gelernt und in dessen Dienst ich gearbeitet hatte, bevor ich Matrose ward. Ich hatte ihn jedoch nicht mehr gesehen, seit die Stadt von Parma dem Prinzen von Oranien genommen worden war und er seine Stelle dort verloren hatte. Er war wieder im holsteinischen Land, wohin es ihn wider seinen Willen gezogen hatte, und er arbeitete im Dienste des seligen Herzogs Adolf an den Deichen von Nordstrand. Als ich lange mit ihm über alte Zeiten gesprochen hatte, und wir einander wieder näher getreten waren, bat ich ihn, mich in seinen Dienst zu nehmen, und auf diese Weise kehrte ich zu meiner alten Liebe zurück. Mein Dasein sollte eben mit den Deichen verwachsen sein. Sechs Monate arbeitete ich unter ihm am Deichwerk.“ — Der Alte wurde mit einem Male sehr einsilbig. — „Ja, dort arbeitete ich mit ihm am Deichwerk. — sechs Monate lang!“

Er stopfte eine neue Pfeife und schob dem Geert die Tabaksdose zu. Eigentlich hatte er das Ende der Geschichte dem Anne Bouwes erzählen wollen; denn ihm hatte er diesen Abend den Platz am Abendtisch zugedacht, den Geert jetzt einnahm. Die komische Flucht des Mennoniten und die beharrliche Ausdauer des Steuermanns hatten alles schief gehen lassen. Den kecken Bursch dort brauchte er wahrlich nicht zu lehren, wie man ein Mädchen freit. Ungeachtet dieser Erwägungen lachte der Fährmann still vor sich hin. Er erlebte nämlich im Innersten in schneller Gedankenflucht, was er taktvollerweise dem Geert um keinen Preis mitteilen wollte. Er saß am Deich und sah die rote Sonnenscheibe ganz vorn am Horizont zur Kimme hinuntergleiten. Das Watt war purpurblau und das Wasser rieselte durch die Rinnen im Schlick nach dem dunklen Meer. Vom Ort, wo er saß, bis zur flammenden Sonne gab es eine schmale Linie von schlängelnden Feuerströmchen. — Und die Wolken türmten sich hoch auf, die herrlichen, mächtigen Wolkengebilde über dem weiten Watt, — graublau mit hellen Goldrändern. — Es rauscht leise im Gras, — ein leichter Fußschritt. Sie ist es, die schmucke Goosjen, an die er nicht denken darf und an die er immer denkt. Sie redet zu ihm... Und nun sitzt sie neben ihm, er weiß selber nicht, wie das alles möglich ist, aber sie ist es selber. Und sie hört auf seine Worte, die eigentlich im tiefsten Herzen begraben liegen und die er nie hätte reden sollen. Und das Ende war jener Kuß voll Abendsonnengold auf purpurrote Lippen... Van Loo lächelt für sich hin. — Ein dummer Gedanke, es dem Anne beibringen zu wollen. Der hätte es nie mit seinem Gewissen übereinbringen können, so zu küssen. Der Bursch dort würde es besser verstehen. — Der ahnt wohl was; schaut wenigstens neugierig drein... Van Loo erzählt trocken weiter: „Ich fand dort auch die Tochter des de Fries wieder und heiratete sie nachher. Das kann ich dir aber sagen, Geert, ich hätte nie den üblen Mut gehabt, mich um sie zu bewerben, wenn ich noch Steuermann gewesen wäre, denn ein Seemann macht eine schöne Mädchenjugend zu einem kummervollen Dasein, das jedesmal, wenn es stürmt, in Verzweiflung mit Gott

ringt, weil der Mann draußen in tausend Gefahren schwebt. Nicht Mareiken?“

Die Tochter lachte spöttisch und klopfte dem alten Vater auf die Schulter: „Du hast recht, deine Mareiken erwählt sich einen Schneidermeister; den hat man immer zu Hause und ihm passiert nichts Übles, wenn er wenigstens nicht vom Schneidertisch fällt.“ Geert lachte blödsinnig und gab jetzt dem Anne Bouwes an Ungeschicklichkeit nichts nach. Der Vater fühlte in diesem verschleierten Kampfe überhaupt keinen festen Boden unter den Füßen, wo seine Tochter ihm mit Spott begegnete, und er hielt es für geraten, einen Anfall in anderer Richtung in die Wege zu leiten und zwar gegen die verdammten Kerle unten am Deich. — „Leider starb de Fries bald nachher und es hat seinen Todeskampf am Ende erleichtert, daß er seine Goosjen in den Händen eines ehrlichen Mannes zurücklassen konnte. Nun ja, standesgemäß war die Ehe nicht, er hatte mir jedoch durch seine Fürsprache eine Stelle im herzoglichen Dienste besorgt. Im Jahre 1587 wurden wir vom Pastor zu Koldenbüttel getraut und ich wurde herzoglicher previlegierter Fährmann mit eigner Wohnung und Recht auf den Zoll. Fünfzehn Jahre habe ich meine Frau auf den Händen getragen und ich war ihr herzoglicher Fährmann, nicht gut genug für sie und dennoch hätte niemand sie mehr lieben können als ich.

Nachher bin ich wieder gewöhnlich geworden und... nun ja, ich war ein Mensch und ich grämte mich. Der Junge blieb bei mir und das Mädchen schickte ich zum Onkel nach Amsterdam. Ich war allein mit dem störrischen Sohn, dem Fährknecht und seiner Frau, die für mich und die anderen kochte... ein ödes Leben... das Bier schmeckte gut und... nun, Schwamm darüber. — Mareiken wollte mich nachher nicht allein lassen. Die übertriebene Pflichttreue der Mennoniten hatte sie sich eben zu eigen gemacht. Sie ist zu gut für die Wirtschaft, es ist eben nicht mehr das alte Fährhaus aus Mutters Zeit. Ich bin ein bißchen zurückgekommen. Aber ich habe mein Amt hochgehalten und bin immer ein würdiger herzoglicher Fährmann gewesen. Johann Adolf hat in meinem Hause geschlafen, als der Sturm den Prahm weggeschlagen hatte, und ich habe ihn mit

Schmerzen begraben. Dann ist der Knabe gekommen und er hat mein Reich zerstört. Ich war Herr über die neue Fähre und Herr auf Seebüll, aber er hat den verfluchten Remonstranten das Land gegeben und seit vier Jahren bauen sie an der Stadt, die mir den Tod bringt. Sie schnauzen mich an, als wäre ich ihr Knecht, und sie möchten am liebsten mein Haus niederreißen. Verdammtes Vieh."

„Nun höre einmal auf, Vater, und laß den Groll ruhen; du sollst dich dem Willen Gottes ergeben. Laßt uns im übrigen bestreben, einander glücklich zu machen."

Der Vater fühlte, worauf sie hindeutete. Er dachte an Bouwes und Geert, an Goosjen und Mareiken, und kam zu der Schlußfolgerung, daß... Anne der beste Mann für Mareiken sei. Er hatte eben einen harten Kopf. Geert fühlte, daß für ihn der Augenblick gekommen sei, sich zu äußern und bemühte sich vergebens, einen geeigneten Anfang zu finden. Wahrscheinlich hätte er es noch lange gefühlt ohne das erlösende Wort zu finden, wenn die Drei nicht plötzlich durch einen sehr unwillkommenen Klang aufgeschreckt worden wären.

Der Sturm wurde mit einem Male durch das Läuten der Fährglocke an der Dithmarscher Seite übertönt. Es soll jemand herübergefahren werden. Nicht möglich. Der Alte ist allein zu Hause, denn der Sohn ist mit seiner Frau über Land zur Familie und der Fährknecht ist betrunken nach Hause gekommen; der schläft seinen Rausch jetzt aus. Wieder klingt es: drei kurze Schläge und dann ein längeres Geläute. Cornelius van Loo wird unruhig. — „Ich muß gehen, Mareiken."

„Du gehst nicht, Vater."

„Ich muß."

Geert atmet auf, weil er endlich aus seiner peinlichen Lage befreit wird.

„Nur zu, Mareiken, gib mir einen Ölrock und einen Südwester."

Das Mädchen wurde leichenblaß: „Geert, Geert, halte den Vater zurück und denke an mich."

Sie klammert sich an den Steuermann fest. Er schiebt sie

jedoch freundlich zur Seite und flüstert ihr ins Ohr: „Sollst Anne oder, besser noch, den Schneider nehmen, bist keine Seemannsfrau.“

Der Vater suchte die Ölkleider im Schrank neben der Bettstätte. Mareiken schwieg, zitterte jedoch über den ganzen Körper, als sie die beiden nach den Rettungsgürteln greifen sah. Bald verließen sie das Haus. Mareiken sah ihnen nach, bis sie sich in der Finsternis verloren. Dann suchte sie die leere Küche auf und kniete nieder. Es war ihre erste bange Stunde um des teuren Lebens willen. Draußen heulte der Sturm. Vom Dithmarscher Ufer klang noch einmal das Geläute herüber.

Wer die Geschichte der Eiderfähre kennt, versteht, was in der beängstigten Seele der Mareiken umging.

Sie konnte es nicht lange in der engen Stube aushalten. Nach einigen Minuten schlug sie ihren großen Mantel um, zog die Kapuze über das Häubchen und ging zur Tür hinaus. Es war kaum möglich, auf dem Deich zu gehen; mit genauer Not erreichte sie eine Scheune unten am Fahrweg und suchte hinter ihr Schutz vor dem Winde. Es ist halb elf; das Wasser steigt schnell. Unermüdlich kommen die Wellen von der Westsee her wie eine wilde Schar wogender Seeschäumer, die einen Streifzug ins Land hinein machen. Sie kämpfen schon mit den Zweien im Boot, aber sie bieten ihnen die Spitze, es spaltet die Wellen und wirft den Schaum hoch auf. Das müssen mächtige Arme sein, die die Riemen hantieren. Die Männer sind schon mitten auf dem Fluß. Vater sitzt am Ruder; Geert zieht die Riemen. Versteht sich; mein Geert! Nachher küsse ich ihn... es dauert lange... endlich. Das Boot wird festgebunden. Im Mondeslicht, das durch die Wolken scheint, tritt der Fremde hervor. Nun geht er ins Boot. — Vater und der Fremde an den Riemen. Natürlich, Geert kann so etwas nicht zweimal leisten. — Das Boot ringt wieder mit den Schäumern. Es scheint auch wohl müde zu sein. — Der Mond verschwindet hinter den Wolken. — Fürchterlich dunkel. Sie sieht nur das Licht im Boot; ein tänzelndes Irrlichtchen, das fast nicht näher kommt. Hinauf, hinunter. Säße Geert nur an den Riemen. Das Boot treibt schnell ab. Höre, ach Gott, sie rufen! Geert schreit etwas.

Eben ein wenig Mondeslicht. Gott erbarm, das Boot dreht sich. Geert steht gerade auf im kleinen Fahrzeug. — Wieder eine Höllenfinsternis. Das Licht ist noch da. Ist das Boot vollgelaufen? Mareiken geht mit mühsamen Schritten, den Kopf im Winde, zum Ufer. Jetzt spült das Wasser um ihre Füße. Sie schreit: „Geert, Vater.“ — Keine Antwort... Höre, da vernimmt sie wieder einen Laut. Er schwillt an... nun klingt es mächtig, regelmäßig, eins... zwei... eins... zwei... der stoßende Riemenschlag des Geert... Da taucht es in der Finsternis auf, ein dunkler Schatten. Vater springt aus dem Boot; die Kette rasselt. Geert zieht die Riemen ein und steht mit einem großen Sprung gerade vor Mareiken und das dumme Kind fängt an zu weinen und küßt den Helden. Der alte Cornelius hält es für angebracht, das Boot mit großer Aufmerksamkeit zu vertauen und im Dunkel nichts zu sehen. Dann ruft er: „Kommt, schnell nach Hause; Mareiken schenkt uns ein Glas Branntwein; Geert wenigstens hat es wohl verdient.“

Der Fremde sagt nichts, macht eine leichte Verbeugung vor Mareiken und sieht sie einen Augenblick mit scheinbar interesselosem Auge an. Dann folgt er den anderen.

Im Gastzimmer sagt der Fährmann zu ihm: „Ihr könnt im Herzogszimmer schlafen; heute Abend kann ich nicht mehr mit euch reden. Bis morgen früh.“

Und nun waren sie wieder zu dritt in der Küche. Der Alte setzte sich zum Herd und fing an: „Mareiken, danke Gott und dem Geert, daß du deinen Vater noch hast. Der Fremde versagte beim Rudern und das hätte uns fast das Leben gekostet. — Weine doch nicht, dummes Kind; hättest deinen Vater wohl einmal umarmen können, anstatt fremden Steuerleuten um den Hals zu fallen. Nun wärest du blamiert, wenn ich dir deinen Willen nicht gäbe. Meintest wohl, daß ich meine Augen in der Tasche hätte.“ Dann nahm er die frischen Wangen seiner Tochter zwischen seine schwieligen Hände und sagte: „Mareiken, möchtest du nun gern einen Mann haben, der immer mit den Wellen zu kämpfen hat; hast heute nicht schon genug davon bekommen? — Weine nur nicht, mein Kind. Ich mag den Schlingel im Grunde ganz gern; ich möchte nur, daß er kein See-

mann wäre. Jetzt muß ich mich wohl gewonnen geben, denn er hat mich übertrumpft. Der Kerl hat mir das Leben gerettet."

Als Geert das Haus verlassen hatte, um seine Koje aufzusuchen, sah der van Loo ihm nach und tröstete sich: „Ein Prachtkerl. Der Anne hätte es mit dem Rudern vielleicht auch fertig gebracht, aber er hätte sie nie so herzensfroh küssen können wie der. Das ist für junges Blut am Ende auch was wert. In des Friedens Namen, Mareiken, eine van Loo läßt sich doch nicht meistern, und wäre es auch vom Vater selber. Deine Mutter hat es gemacht wie du und der Alte in seinen dummen Jahren ebenfalls. Da hilft kein Widerstreben. Armer Anne, der Kerl meint es auch gut mit ihr.

Nun ja, das ist Liebesschicksal.

II.

MAREIKEN steht vor dem Spiegel und schiebt das Häubchen auf den blonden Haaren zurecht. Sie hat sich schon auf dem Hof mit eiskaltem Brunnenwasser gewaschen, daß ihr die Arme und Wangen glühen, und nun betrachtet sie sich selbst mit größerem Wohlgefallen, als es einem sittsamen Mennonitenschwesterlein geziemt. Sie wirft den Kopf zurück und läßt ihn in den hinter dem Nacken zusammengefalteten Händen ruhen. Sie streckt sich und atmet hoch auf; sie lacht und sagt sich selbst, daß so etwas Niedliches besser zum Geert als zum Anne Bouwes passe. Dann zieht sie ihre Morgenjacke an und schämt sich nicht einmal ihres Weltsinns. Konnte sie dafür, daß das Leben in wonnevoller Herrlichkeit in ihr aufblühte? Am Ende ist es doch keine Sünde, jung zu sein! Sie öffnete die Fenster und stieß die Luken auf. Der „Engel Gabriel" lag in der Morgendämmerung. Oben auf dem stattlichen, geschnitzten Spiegel brannten die drei großen Laternen noch flau im leichten Nebel und das hölzerne, klotzige Bild des Erzengels über den Fenstern der Kajüte schlief noch im Schatten der schwülstigen Barockschnörkel, die es umgaben. Auf dem Deck bewegten sich jedoch schon zahlreiche dunkle Gestalten und auf den Laufbrücken gingen die Hafen-

arbeiter in langen Gänsereihen ab und zu. Sie brachten Kisten und Säcke auf die Rollwagen der Großkaufleute van Dam und van de Wedde, die zu jener Zeit die Stützen der Friedrichstädter Kaufmannschaft waren.

Der Fremde, der am vorigen Abend mit der Fähre gekommen war, kam gerade aus der Haustür und passierte grüßend das Fenster. Mareiken beantwortete den Gruß mit kühler Miene. Es gefiel ihr etwas nicht in jenen kalten Gesichtszügen, die den eigentlichen Menschen wie mit einer Maske zu verhüllen schienen und sie mochte jene Augen nicht, weil sie einen anstarrten als sähen sie quer durch den Kopf etwas sehr Interessantes hinter ihrem Rücken. Mit demselben Blick hatte er sich gestern beim Geert bedankt, als ginge ihm selber die Rettung seines Lebens wenig an. Er richtete seine Schritte dem Hafen zu. — Was dieser sonderbare Gast hier wohl zu schaffen hat? Vor drei Monaten ist er auch schon dagewesen und damals ist im Hause viel passiert, das Mareiken verborgen geblieben. Warum hat sie dem Vater versprechen müssen, nichts über ihn verlauten zu lassen? Geht das alles wohl mit rechten Dingen zu?

Mareiken zerbrach sich den Kopf nicht lange über diese Sache und bald sang sie ein frohes Lied und putzte die Kupfergeräte vor dem geöffneten Fenster, das auf die Stadtseite sah. Das Bild der Remonstrantenkolonie hob sich allmählich aus dem frühen Morgennebel ab; der hohe hölzerne Turm ragte mit seiner durchsichtigen, zwiebelförmigen Spitze über den Giebelhäusern mit den frischen, roten Dächern empor, und die jungen Bäumlein am Fürstenburgwall, die in späteren Jahren den Graben überschatten sollten, fingen an, sich im Wasser zu spiegeln. Ein schmächtiger Jüngling schritt an der Wasserkante einher und warf dann und wann einen verstohlenen Blick auf das geöffnete Fenster des Fährhauses. Es entging ihm wohl, daß er dort ein lebendiges Gemälde aus der holländischen Schule in leibhafter Herrlichkeit vor sich sah: die junge Holländerin, künftige Mutter jenes urwüchsigen Geschlechtes von strammen Seefahrern und unternehmenden Kaufleuten, das niederländische Weib im Morgenlichte des goldenen Jahrhunderts. Aber dennoch bewunderte er es pochenden, unsicheren Herzens und er sah

immer wieder zaghaft hinauf, um sich an dem reizenden Bild zu ergötzen und das Wonnegefühl mit vollen Zügen einzutrinken, das weder zu seinem weltflüchtigen Glauben noch zum nüchternen Geschäftsreisenden paßte, in denen er von Jugend an erzogen worden war und das ihn berauschte wie ein schäumender Freudenkelch, der einem weltlicher Genüsse entwöhnten Asketen dargereicht wird. Mareiken!...

Immer wieder suchen die scheuen Augen das reizende Bild... Anne Bouwes, nun sei fromm, jung, benimm dich männerhaft, denn jetzt kommt das große Leiden, von dem du in deinem Vermahnhause schön reden hörst und mit dem du theologisch vertraut bist, über dich! Halte dich an jenem Baum fest..., gut... und dann sollst du festen Fußes in die öde Welt hineinschreiten. Es wird in ihr so manches Herz zerrissen und dennoch sollen sie weiter gehen, die Enttäuschten; ...du auch, Anne!

Nun kommt es und es wird dunkel da drinnen. Tröste dich, heute wirst du ein rechter Mann. Das Leiden nimmt seine Wohnung in dir, nun bleibe fromm!

Mareiken scheuert und putzt... Da auf einmal kommt einer von hinten her und legt die Hände auf ihre Augen... Mareiken sträubt sich... eine Frechheit... das arme Kind...! Ein helles Lachen klingt über das Wasser... Gott!... sie küssen sich... Mareiken van Loo und... Geert Derks!

Anne Bouwes eilt davon. Er läßt die Brücke und das goldene Tor links liegen und verschwindet durch die Prinzenstraße.

Am nächsten Tag reist er nach Dänemark, wo er Geschäfte zu erledigen hat...

„Du bist ein kreuzfideler Kerl, freut mich riesig, deine Bekanntschaft gemacht zu haben. Gesundheit, mein Teurer!“ Mit diesen Worten hob Schiffer Jansen den Krug auf, den der dicke Wirt vom Bierhaus am Markt ihm gebracht hatte. Der Teure, dem dieser Herzensgruß galt, stellte mit stiller Befriedigung fest, daß die schwimmenden Äuglein seines Kumpans schon äußerst zart zu ihm hinaufblickten und meinte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, sein Opfer in das

Paradies der Vertrauensseligkeit hineinzuführen. Er sah um sich her und musterte die Umgebung. Sie saßen dort wohl sicher in der Ecke unter dem Schirmdach des „Wapen von Fréderikstad"; er wollte nur noch das Fenster hinter ihrem Rücken schließen, damit die Matrosen, die in der Gaststube beim Kartenspiel sitzen, sie nicht hören können. Vor dem Hause unter dem Schirmdach sitzen nur halbbezechte Bauern. Sie schimpfen auf den Marktmeister im besonderen und auf die Holländer im allgemeinen, freuen sich jedoch des süßen Gewinns, den der Markttag ihnen brachte. Die Trödler und Höker auf dem großen Platz vervollständigen den Lärm des Wochenmarktes in der Remonstrantenstadt.

Der Freund neigt sich zum Schiffer hinüber und fängt an: „du weißt nicht, wie angenehm es mir ist, endlich wieder einmal vertraulich reden zu können; ich darf es doch tun, nicht, und du kannst schweigen, nicht?" — „Nur zu, nur zu, mein Innerstes ist verschlossen wie das kühle Grab; meine Freunde nennen mich wohl einmal scherzenderweise „Willem de Zwyger".

„Schön, solch einen Mann suchte ich gerade. Weißt du, ich befinde mich in einer schwierigen Lage und brauche guten Rat. Meine Heimat ist eigentlich Brüssel, wo ich Kanzleischreiber gewesen bin; jedoch bin ich im Jahre 1621 nach Holland gekommen. Es war mir nämlich zuwider, im spanischen Dienste zu bleiben, als der Bestand[1]) zu Ende war und der Krieg wieder anfing. Denn ich bin zwar gut katholisch, aber dennoch hasse ich die Spanier und die Freiheit geht mir über alles. Dafür bin ich Niederländer, weißt du." — Ich verstehe dich vollständig, lieber junger Freund. — Ich sage auch immer zu meiner Frau: „man soll ein rechtgläubiger Calvinist sein, jedoch darf man sich ein bißchen Freiheit vorbehalten." — „Zu deiner Frau? ich meinte, du wärest Junggesell; wenn du eine Frau hast, muß sie doch hier wohnen; sonst darfst du doch nicht nach Spanien fahren. Du erzähltest mir doch, daß du ein Zimmer bei deiner Kousine mieten wolltest, weil du allein im Leben stehst." — „Ach ja, versteht sich. Ich meine: zu meiner Witwe, ach nein, zu meiner lieben verstorbenen Ehe-

1) Bestand = Waffenstillstand.

gattin. Sie wohnte in Amsterdam und wenn ich etwas ausgefressen hatte, war der ehrwürdige Dominee Smoutius, ihr Leibpastor, immer hinter mir her. Der Kerl verdarb mir die Freude, wenn ich meinen Anker am häuslichen Herd ausgeworfen hatte. Da sagte ich immer: es lebe die Freiheit; ich lasse dem Pastor seinen Willen auf der Kanzel und dort darf er mir die Hölle heiß machen, jedoch soll er mich in meinem Privatleben nicht belästigen. — Dennoch hatte ich zu Hause immer das Empfinden, als läge ich dort an der Kette und als habe Dominee Smoutius die Schiffspapiere eingeheimst. — Und nachher ist meine liebe Kee gestorben; Gott habe sie selig. — Da war ich wieder Junggesell. Der Dominee ist sonst ein tüchtiger Prediger; er würde einen Mann wie du bist im Nu zur wahren Religion bekehren. Jeden Sonntag lese ich eine halbe Predigt von ihm; das habe ich meiner Kee bei der letzten Abreise versprechen müssen." — „Du meinst wohl auf dem Sterbebett?" — „Ja ja, gerade so, auf ihrem Sterbebett. — Nun sollst du jedoch weiter erzählen." — „Nun denn, ich war nachher Handelsgehülfe auf einem Amsterdamer Kontor. Da sagte mein Prinzipal eines Tages zu mir: „Venendaal, unser Pastor ärgert sich darüber, daß ich dich, einen Katholiken, in meinem Dienste habe; du weißt, daß ich Kirchenältester bin; das bringt seine Verpflichtungen mit sich; man soll es ohnehin beim Pastor nicht verderben."

„Der Mann redet augenscheinlich aus bitterer Erfahrung und hat, ebenso wie ich, seine liebe Not mit dem Dominee," bemerkte Jansen. — „Wenn ich bei meiner Kee einlogiert bin, dann..." — „Du, Jansen, laß deine unvergeßliche Kee nun einmal ruhen und höre zu. Der Prinzipal sagt des weiteren: du bist ein guter Bedienter, Venendaal; leider ist es mir nicht gelungen, dich zu bekehren und mit Erlaubnis zu sagen, du steckst bis über die Ohren im katholischen Irrtum. Nun ist es wohl am besten, einen anderen Ausweg zu suchen. Du weißt, daß wir einen umfangreichen Schmuggelhandel mit Lissabon haben. Höre, das Haus Gonsalvo hat geschrieben, daß ich einen tüchtigen Handelsgehülfen schicken solle, der das Spanische und das Holländische beherrscht. Wer könnte sich dazu

besser eignen als du, mein teurer Venendaal. — Ich war sehr geehrt und freute mich des Angebots, jedoch war ich nicht gern bereit, es anzunehmen. Weißt du, ich hasse die Spanier und ich fürchte, daß ich als Helfershelfer einer Schmugglerunternehmung bald in einer spanischen Gefängnishöhle schmachten werde. Als ich es meiner Frau erzählte, brach sie vor Schrecken zusammen. Sie ist nämlich eine geborene van der Ley, eine entfernte Kousine von Jarigh van der Ley, der seit zwei Jahren zu Madrid im Gefängnis sitzt, weil er holländische Kaufwaren auf den spanischen Markt gebracht hat, und nun hat sie eine Höllenangst vor den Spaniern. Was sollte ich tun? Zum Glück wurde die endgültige Regelung der Sache verschoben. Ich erhielt einstweilen einen Auftrag nach Hamburg und Kopenhagen und weil der alte van Loo zu meinen Bekannten gehört, machte ich einen Abstecher nach Friedrichstadt. Nun habe ich das Vergnügen, deine Bekanntschaft zu machen, und finde in dir einen zuverlässigen Mann; rate du mir. Ich habe mir wohl erzählen lassen, daß die Friedrichstädter Schiffer zu den geriebensten Schmugglern gehören. Wenn dem so ist, kannst du mir wohl guten Rat erteilen."

Jansen legte die Hand auf die Schulter des Erzählers und bemühte sich, ihm gerade in die Augen zu sehen. Dann fing er an: „Du hast kindlich unbefangene Augen und ich sehe, daß du eine ehrliche Haut bist. Nun denn, mein biederer Venendaal, ich könnte vieles verschweigen, wenn es sein sollte, denn die Geheimnisse sind, wie gesagt, in meine tiefste Seele eingesargt und gleich wie im Grabgewölbe eingemauert. Aber im Notfalle gibt es eine Auferstehung der Geheimnisse, wenn die Freundschaft anklopft. Ja, ich kann dir manches erzählen, wenn du mir auf Handschlag versprichst, zu schweigen, wie ich es zu tun pflege."

Herr Venendaal reichte ihm die Hand. Weil Jansen die letzten Sätze jedoch hinausgebrüllt hatte und die Bauern ihre Aufmerksamkeit auf die Zwei lenkten, stellte er ihm vor, das Grab anderswo zu öffnen. Sie standen auf.

Und als sie zusammen in der Kajüte unter den Flügeln des Engels Gabriel saßen, fing Jansen an. Auf der Straße hatte

er kaum ein Wort gesagt, weil das unstete Schiff seines Leibes es auf dem wogenden Pflaster hart zu verantworten gehabt hätte und es ihm nur durch übermenschliche Anstrengungen möglich gewesen war, die Häuser der großen Herren ohne allzu schlimme Kursabweichungen zu passieren.

„Mein Freund, nun willst du hören, was niemand wissen soll, und ich muß im Namen der ewigen Freundschaft mitteilen, was ich nicht sagen darf. Bei dir ist es aber sicher, weil du ein Biedermann bist, und du darfst es hören, weil es auch dein eigenes Interesse ist, es für dich zu behalten. Das stimmt. — Höre zu. — Erschrecke nicht, ich bin der größte Schmuggler, der die See durchkreuzt. Ich pfeife auf Dünkerken und der König von Spanien ist mir wurst. Du, Spießgeselle, angehender Schmuggelagent, ich trinke dein iberisches Wohlsein und deine spanische Gesundheit. Bald umarmen wir uns an den Ufern des Tejo im Schatten der Apfelsinenbäume, und wer weiß, wen wir dort noch umarmen werden. Mensch, dort gibt es ein schönes Leben. Ich rate dir, lasse einstweilen deine Frau zu Hause; das Klima taugt nicht für sie. Dort unten bin ich auch Junggesell, ebenso wie hier. Das bringt unser Geschäft mit und unter den Apfelsinenbäumen kann ein Schiffer ohnehin auch nur Junggesell sein. Und dort gibt es auch keinen Calvinismus." Er lachte und zwinkerte mit den Augen. „Verstehst du? Ach, wie lebt es sich dort so schön. — Verstehst mich nicht? — Weißt doch, daß der Spanier nur Schiffer von Friedrichstadt zulassen will, wenn ihre Frauen hier ansässig sind. Wie der Kerl sich für die Weiber interessiert, nicht? Ha ha, als er diese Bestimmung machte, stieß er mit meiner Kee zusammen. Du weißt wohl, meine selige Kee, die, nebenbei bemerkt, bis jetzt nur eine beschränkte Seligkeit genießt und im Hafenviertel von Amsterdam ein blühendes Kolonialwarengeschäft treibt. Sie will ihr Geschäft nicht preisgeben und überdies hat Dominee Smoutius ihr erzählt, daß diese niedliche Stadt das Babylon der Remonstranten sei. Sie wollte also nicht mit mir gehen und ich kann es ihr nicht verdenken. Aber nun kann sie es mir auch nicht verdenken, daß ich meine Konsequenzen daraus ziehe. Ich sage nur: wer seine Frau nicht hat, der ist Junggeselle. Versteht

sich, daß ich es der Kee nicht mit diesen Worten sage. Kind, — sage ich, — Kind, nun läßt du mich wie einen Junggesellen gehen und ich muß bei unserer Kousine einmieten und dem König von Spanien soll ich sagen, daß ich Witwer sei, und das bin ich auch so halb und halb, wenn ich dich nicht habe. Nun, Kee beunruhige dich nicht, ich will mich von der Kousine nicht vom rechten Wege abbringen lassen und sie wird mich nie und niemals zum Remonstrantentum verführen. Im übrigen komme ich immer wieder einmal nach Amsterdam, wenn der König von Spanien es auch verbietet, denn ich muß die Hälfte meiner Friedrichstädter Fracht in Amsterdam in Empfang nehmen; das ist Kriegslist, Kee. — Ich sehe dich also immerhin einmal wieder, sonst könnte ich es nicht aushalten. Ha ha, Kee ist eine kluge Seemansfrau und versteht, daß es keine Sünde ist, den König von Spanien zu bemogeln. Die Schufte möchten am liebsten unseren ganzen Handel lahm legen, jedoch gelingt es ihnen nicht, so lange es neutrale Flaggen gibt und ehrsame Amsterdamer Schiffer sich als Junggesellen zu Friedrichstadt einbürgern lassen können. Du begreifst jedoch, daß ich durch dieses Verfahren ein geteiltes Wesen bin. Wenn ich den Ystrom hinauffahre und den dicken Schreiersturm begrüße, bin ich wieder Amsterdamer; dann ist Kee wieder meine Frau und Dominee Smoutius mein Pastor; lüfte ich jedoch meinen Anker, so bekommt Kee die Schwindsucht; wenn Texel hinter dem Rücken ist, ist die Kee selig und darf ich als Friedrichstädter nach Spanien fahren. Die kleinen, tröstlichen Privatkonsequenzen nehme ich dann mit in den Kauf.“ Herr Venendaal lachte verschmitzt. „Es zieht mich wohl an, mich in diese abenteuerlichen Geschäfte hineinzumischen, jedoch muß ich immer wieder an das Schicksal des Jarich van der Ley denken.“ — „Ach du, der Kerl war ein großer Esel. Er brachte holländische Waren auf den spanischen Markt. Nun ja, das tue ich gewissermaßen auch; man wird es jedoch nie entdecken. Sahst du die kleinen Kisten heute morgen, als ich dir das Schiff zeigte? Sie enthalten alle Edamer Käse; wer sieht es ihnen aber an? Der König von Spanien gewiß nicht. Frischer Käse gibt nach, verstehst du. Zu Amsterdam verstehen sie das auch und sie pressen ihn dort, bis er wie ein Brot aussieht.

Und wenn all diese Kisten nun in dem Packhaus des van Dam verschwunden sind und morgen mit einem dänischen Stempel herauskommen, dann hat man dänische Käse, oder besser: einen Edamer, der sich durch Naturalisation mit dem spanischen König ausgesöhnt hat. Desgleichen macht man es mit den Heringen. Meinst vielleicht, daß ein Spanier es einem gesalzenen Hering ansehen kann, ob er ein holländischer Calvinist oder ein Friedrichstädter Remonstrant sei? Und wenn meine Amsterdamer Serge hier die Weberei des Maarten Bochholt durchmustert hat, so ist sie auch einheimisch geworden und tausendmal besser als das Produkt der Bochholtschen Webestühle selber. Van Dam ist ein tüchtiger Kerl, der Friedrichstadt zur Blüte verhelfen wird; der van de Wedde ist zu kleinlich. Er meint, ohne Mogelei etwas an Spanien verdienen zu können. Wenn er wüßte, daß van Dam und ich verabredet haben, den Engel Gabriel in Amsterdam einlaufen zu lassen, um die Holzladung zu löschen und holländische Waren einzunehmen, so würde er wütend sein. Zum Glück ist er gerade verreist und kann ich alles mit dem van Dam in Ordnung machen. Es gehört viel Kaufmannsgeschick dazu, die Papiere für solch ein verwickeltes Unternehmen zu fälschen. Für van de Wedde transportiere ich nur eine Ladung Getreide von Nordstrand und ein bißchen deutsche Stückwaren. Er hofft nachher das Recht zu erschwingen, holländische Ware von diesem Hafen aus zu importieren. Ha ha, da kann er lange warten. Er kennt den Spanier nicht; hat eben nie selber unter den Apfelsinenbäumen gewandelt."

Es klopfte an die Tür. Geert Derks stand draußen und hatte, ohne es zu wollen, die letzten Worte gehört. Wunderlich. Mit wem möchte der Schiffer doch so vertraulich reden? Zu seinem großen Erstaunen fand er den Mann, vor dem Mareiken ihn schon gewarnt hatte, bei seinem Schiffer. Es entging ihm nicht, daß der eine wieder angetrunken und der andere vollständig nüchtern war und daß es ihn peinlich berührte, seinen Retter in diesem Augenblick vor sich zu sehen. Venendaal nahm sich jedoch zusammen und wußte dem Gespräch eine neue Wendung zu geben. Bald darauf verschwand er.

Geert maß den Schiffer mit den Augen und sagte: „der

Mensch scheint wohl ein guter Bekannter von dir zu sein.“ — „Gewiß, ein tüchtiger Mensch; er geht bald nach Spanien als geheimer holländischer Handelsagent. Er gehört, sozusagen, zu unserer Schmugglerzunft.“

Geert biß sich auf die Lippen und wandte dem Schiffer den Rücken zu. — Weiß Gott, was er ihm alles erzählt haben mag!

* * *

Zehn Uhr! Die Bewohner der Zelten haben ihre Lichter schon gelöscht. Nur der rote Janus scheint noch nicht zu Bett gegangen zu sein. Er wohnt im letzten jener provisorischen hölzernen Häuser, die in der ersten Jugendzeit der Stadt für die Handwerker gebaut worden sind. Baumeister Ruytenstein hat sich nicht viel Mühe mit diesen Wohnungen gegeben, weil sie nur ein Jahr lang aushalten und nachher ihren steinernen Nachfolgern weichen sollten. Aber der Bau der Remonstrantenstadt ging nicht so schnell von statten, als man wohl gemeint hatte, und nun standen sie noch immer dort hinten am Ostersielzug. Es waren feuchte, zugige und schon altersschwache Katen. Janus klebt Papier auf die Ritzen, wenn es zu toll zieht, und pfropft Lappen in die zerbrochenen Fensterscheiben, aber durch all diese Vorkehrungen wird sein Zimmer nicht viel wohnlicher und seit der Schwamm den Sieg auf dem Fußboden davongetragen hat, sind nicht alle Bretter mehr zuverlässig. Das macht jedoch wenig aus, denn er weiß genau, welche Stellen ihn noch tragen können. In der Ecke bei der Hintertür hängen die Netze für den nächtlichen Fischfang auf der Treene, und über der gefährlichsten Stelle des Fußbodens steht der Tisch.

Zehn Uhr! — Janus hat die Schläge gezählt, indem er sich beim Ofen erwärmte. Nun nimmt er die Laterne von der Wand und verläßt das Haus durch die Hintertür. Das Netz schleppt er hinter sich her und er hat ein kleines Paket bei sich. Er ist ein leidenschaftlicher Fischer; es gibt eben kein Handwerk, wo man soviel dem gütigen Fatum überlassen kann, als gerade bei diesem. Nebenbei setzt es einen in den Stand, für jedes unzeitgemäße Schläfchen am hellen Tag eine Entschuldigung anzuführen. Tagsüber hat er nichts Bestimmtes, das seine ganze Hingabe erheischt, jedoch manches Unbestimmte und Neben-

sächliche, das ihn nur dann und wann in Beschlag nimmt. Er war Reservebierträger, stellvertretender Fährknecht, Leichenbesteller, Vize-Glockenläuter und Trommelschläger bei der neulich errichteten Bürgerwache. Des weiteren reinigte er einmal in der Woche die Kontore des van de Wedde, van Dam und van Geerlen. Er gehörte zu dem Geschlechte, das aus lauter Faulheit zum Faktotum wird. Die Mitbürger sahen einen harmlosen Faulpelz in ihrem roten Janus; sie würden ihn jedoch nie in ihrer Mitte geduldet haben, wenn sie gewußt hätten, daß er sich als Mörder einen unsterblichen Namen hätte erobern können, wenn das Fatum ihm nur günstig gewesen wäre. Er war eben der Helfershelfer jenes ehemaligen Remonstrantenpastors gewesen, der seinem Stande und seiner Partei Unehre gemacht hatte durch das von ihm in die Wege geleitete Attentat auf Prinz Moritz von Oranien. Das hat jedoch niemand anders gewußt als der rote Janus selber und jener Slatius, der zur großen Befriedigung des ersteren schon lange geköpft worden ist.

Leise fährt das Boot den Ostersielzug hinab; nachher verliert es sich im Dunkel, das die große Wasserfläche der Treene hinter der Stadt verhüllt. Nur die Laterne glitzert wie ein Irrlicht über dem Fluß und wirft einen matten Schein auf die kleinen Wellen, die am Rande des Bootes plätschern. Die Rieme berühren das Wasser kaum und der Janus überläßt es hauptsächlich dem Strom, ihn nach dem toten Arm der Treene hinabzuführen. Der Fischer wirft den kleinen Anker aus, kümmert sich weder um das Netz noch um die Fische und streckt sich auf dem Boden seines Bootes aus. Er deckt sich mit dem großen Nachtwächtermantel, den er von der Stadt bekommen hat, zu, nimmt einen großen Schluck Branntwein, um wach zu bleiben, und schnarcht bald wie ein dänischer Ochse. Janus verpaßt indessen im Reich der Träume seine Zeit, wie er es sein ganzes Leben zu tun pflegte. Er mochte eine halbe Stunde geschlafen haben, als im Rohr am Ufer ein leises Pfeifen klang. Janus hörte es, verarbeitete es jedoch in seinem Traume zu einem Kiebitzruf und macht sich im Geiste auf, die köstlichen Eier jenes Vögeleins zu suchen. Bald hatte er sich in seiner Phantasie schon ein ordentliches Tagegeld verdient, als er mit einem Male auf-

schrak, weil seine hinteren Teile von einem Steine getroffen wurden. — „Donnerwetter, verdammte Jungens! Könnt ihr einen ordentlichen Mann nicht einmal in seinem Bett in Ruhe lassen?“ — Janus meinte eben, daß die kleinen Quälteufel der Remontstrantenstadt in alter Gewohnheit durch die gebrochenen Fenster seiner Wohnung mit Steinen warfen. Als er jedoch aufsprang und seine Beine über den Rand des Bootes ins kühle Treenewasser hinunterschwang, leuchtete es ihm ein, wo er war. Er zog den Anker und ruderte nach dem Ufer. — „Du, rotes Tier, verschläfst du deine Zeit? Wir pfeifen schon seit einer Viertelstunde und du hörst uns nicht!“

Janus ließ den Sturm über sich ergehen und antwortete dann trocken: „Mein ruhiges Gewissen setzt mich dazu instand; die Herren kennen das wohl nicht; ein Kaperkonstabel kann sich nur einen Hasenschlaf erlauben.“ — „Du, Janus, du bist noch immer dasselbe Galgenaas als in der Back; wenn du nun nicht schweigest, spüle ich dir die Füße[1]).“

„Mit Erlaubnis, Konstabel, auf diesem Schiffe bin ich Kapitän; ich verbiete mir jegliche Meuterei. Hier, trinket einmal.“ Er überreichte den Zweien die Branntweinflasche. Sie tranken beide und der Gefährte des Konstabels gab sie dem Janus wieder: „Danke, dein ruhiges Gewissen schmeckt gut.“ „Schreiberlein, du bist ein Frechdachs. Nun schnell, der Kanonenmeister an Backbord und Junker Gänseschacht an Steuerbord. Legt euch hin, ich decke euch mit meinem Mantel zu.“

Bald fuhr das Boot den Ostersielzug wieder hinein. Am Ufer des Treenfeldes steht ein Posten der Bürgerwache. Während der Kriegszeiten nimmt der Statthalter keine halben Maßregeln, denn es gibt allerlei böses Gesindel auf den Landstraßen, die das durchziehende Militär aufsuchen, um sich anwerben zu lassen.

„Wer da?“

„Janus mit dem Zunamen der Rote, Treenfischer, Trommelschläger der Bürgerwache u.s.w.“

---

1) „Die Füße spülen“ Semannsausdruck aus dem Seekrieg: Über Bord werfen.

„Ach, bist du es; bringst einen guten Fang heim?“ „Einen Tintenfisch und noch ein anderes Seeungeheuer; der Teufel mag wissen, wie sie in die Treene gekommen sind.“

„Bist wieder besoffen, Janus; mache, daß du nach Hause kommst.“

Das Boot fuhr weiter. Beim Hause an den Zelten löschte der Fischer das Licht und er fuhr leise und unsichtbar den östlichen Arm des Sielzuges hinein, zum Fürstenburggraben, wo der Hof des Fährhauses am Wasser grenzte.

Alles ist still in der Runde. Der Wärter am Goldnen Tor sitzt beim Kartenspiel in der „Garde de Corps“; niemand hört oder sieht den schwarzen Schatten, der sich im Gebüsch beim Landungsplatz verkriecht. Die drei Männer schleichen dem Hause zu; Janus klopft kaum hörbar an die Kellerluke, die unter dem Efeu verborgen ist. Es wird geöffnet und kurz nachher stehen die Drei dem Pater Dominicus, alias Wouter Venendaal gegenüber.

„Willkommen — ruhig, Männer, die Tochter des Hauses schläft gerade hier oben. — Schnell, Janus, du sollst hier Wache halten. Hast du noch etwas mitgebracht?“

„Jawohl, Hochehrwürden, den Inhalt des Papierkorbs des van Damschen Kontors und ein zerrissenes Stück Papier, das ich in der Kehrichttonne des Statthalters gefunden habe.“

„Schön, gib her; du klopfst also an die Tür, wenn etwas Verdächtiges passiert.“

Dominicus verschwand mit den Zweien durch eine schmale Tür, die in einen zweiten Kellerraum führte und zwar in die kleinere Hälfte, die sich unter dem östlichen Flügel des Fährhauses befand. Die Kellertreppe fand sich im größeren Raum, wo Janus sich aufhielt.

Dominicus mit den anderen setzte sich an einen Tisch im zweiten Raum. Ihnen gegenüber an der Wand nach der Stadtseite lagen einige Fässer, ein großes in der Mitte und zwei kleinere an den Seiten. Zwei Bänke und eine Kiste dienten den Männern zu Sesseln.

„Was gibt es also, meine Freunde?“ — Der Konstabel nahm das Wort: „Wir haben in der letzten Woche zwei Holländer erbeutet, den „roten Löwen“ von Enkhuizen und den

„fliegenden Hirsch“ von Flissingen. Der erstere hatte sich allein hinausgewagt; das zweite fuhr in der Gesellschaft dreier anderer Kauffahrer und wurde von zwei Kriegsschiffen konvoiert. Es waren der Dünkerker jedoch vier und Kapitän Withöft wagte es, sie anzufallen. Nach drei Stunden flohen die Holländer; der „fliegende Hirsch“ konnte jedoch nicht mitkommen, weil der große Mast ihm heruntergeschossen war. Wir bemeisterten uns ihrer und spülten dem Schiffer und dem ersten Steuermann die Füße; die übrige Bemannung befindet sich auf dem „goldnen Drachen“ im Block. Die „Hollandia“ haben wir gestern vor der Eidermündung erbeutet; sie kreuzte auf hoher See, weil sie es nicht wagte, den Breden Rügg während des Sturmes zu passieren. Kapitän Withöft läßt fragen, was er mit ihr anfangen soll.“

Dominicus wurde ärgerlich: „Der Kapitän soll sich in acht nehmen; ich habe ihm doch sagen lassen, daß er die „Hollandia“ nicht belästigen solle. Sie fährt unter herzoglicher Flagge und für van de Wedde; der Schiffer ist ein Friedrichstädter Bürger und die Fracht ist für diesen Hafen bestimmt und kommt aus Frankreich.“ — „Ja, aber sie hat auch holländische Butter und Käse für Schaelkens geladen und die Admiralität hat einen Brief unterschlagen, der über die Lieferung der Butter Auskunft gibt.“ — „Kapitän Withöft soll mit den Wünschen des Generalkommissariats zu Hamburg rechnen und das Schiff mitsamt der Butter frei lassen. Es gibt nur Händel mit Gottorp, wenn ihr so vorschnell seid und das führt in diesem Fall schließlich zu nichts Gutem. Die Admiralität bekommt eine Nase und die Unterhandlungen mit Gottorp werden gehemmt. Ohnehin hättet ihr die Butter und den Käse doch bekommen, denn die Partie sollte mit dem „Engel Gabriel“, der für euch bestimmt ist, abgeschickt werden.“ — „Schreiber, notiere folgendes für Kapitän Withöft: „Die „Hollandia“ soll sofort freigelassen werden. — Am dreißigsten April fährt der „Engel Gabriel“ ab — Schiffer Jansen — nicht ausgesöhnt — Familie wohnt in Amsterdam. — Ladung: Edamer Käse mit dänischer Marke; Amsterdamer Serge mit Friedrichstädter Wahrzeichen; Hering von holländischen Reedern. — Soll zuerst unbelästigt nach Amsterdam

fahren. Da wird die Hauptladung eingenommen. Fährt wahrscheinlich 10. Mai von dort ab und zwar ohne Konvoi. — Kurs: Ärmelkanal. NB. Schonet den Steuermann Geert Derks."

Dominicus zog das Papier zu sich und unterschrieb „Pater Dominicus de Societate Jesu, Chef des Erkundigungsdienstes des spanischen Generalkommissariats zu Hamburg." — Der Schreiber faltete das Papier zusammen und überreichte es dem Konstabel, der es in das Futter seiner geräumigen Seemannshose hineingleiten ließ.

„Nun schreibe für das Kommissariat folgendes: der Herr van de Wedde ist zuverlässig; van Dam gibt sich fortwährend mit Schmuggelgeschäften ab und der Statthalter tut sein Bestes, Mißbräuchen vorzukehren. Es gibt kaum einen Schiffer, der tatsächlich nach der neuen Stadt herübergesiedelt ist."

Jetzt kopiere mir dieses schmutzige Papier aus der Kehrichttonne; ich will unterdessen den Papierkorb des van Dam untersuchen. Morgen reisest du nach Hamburg und übermittelst den Rapport dem Kapitän Withöft."

Während dieses Gespräches hatte der rote Janus mit einer fast unbesiegbaren Schläfrigkeit gekämpft. Der Spukerei wegen machte er sich keinen Kummer, denn er wußte nur zu gut, was die Veranlassung zu dem Wiederaufleben der Geschichte gewesen war. Überdies hatte er sicherheitshalber vor jeden Eingang und jede Kellerluke ein Kreuz gezeichnet, sodaß nichts Ungeheures hereinkommen konnte. Das war jedoch, wie Janus nachher vernahm, ein kleiner Irrtum gewesen; denn das heilige Zeichen hilft nur im Falle der Hexerei, weil dieses eben vom Teufel herstammt. Janus ging bald auf und ab, bald zählte er die Fliesen des Fußbodens, bald betete er einen Rosenkranz, zu welchem Zwecke er ein Säcklein mit kleinen Läufern benützte, das er immer in seiner rechten Hosentasche trug. — Ein tröstliches Mittelchen. Er bekannte sich nämlich zu der katholischen Religion, jedoch hatte er bis dahin in der Öffentlichkeit die remonstrantische Flagge auf dem Schifflein seines Glaubens führen müssen, weil der Katholizismus erst im Jahre unsres Herrn 1625 vom Herzog in der Remonstrantenstadt toleriert wurde. Der rote Janus hielt es demgemäß nicht für

geraten, einen ordentlichen Rosenkranz mit sich herumzuführen; wußte er doch, daß mancher Katholik sich durch solch einen Apparat verraten und sich Gefängnisstrafe oder Verbannung zugezogen hatte... Jetzt, wo der Katholizismus unter spanischem Druck in Friedrichstadt importiert worden war, konnte er sich nicht entschließen, öffentlich umzusatteln, und er hatte sich auch dermaßen an den provisorischen Rosenkranz gewöhnt, daß er ihn um keinen Preis für einen richtigen umtauschen möchte. Er hatte schon alle Läufer in seine linke Hosentasche hineingleiten lassen und weil die Gebete ihm geläufig genug waren, um sie ohne nachzudenken herzusagen, hatte er seinen Gedanken freien Lauf lassen können, und manche Erinnerung aus seiner Kindheit, wo er Riesengeschäfte im Läuferhandel gemacht hatte, erfreuten seinen Geist. Er tastete mit Wohlgefallen in die linke Hosentasche und ließ die Läufer durch seine Hand rollen. Dann rüstete er sich, sie alle wieder in das Säckchen hineinzubeten, jedoch kam Satanas dazwischen und erinnerte ihn an einen Zettel, den er in seinem Gürtel hatte.

„Könntest ihn noch einmal lesen, Janus; das ist am Ende amüsanter als Seelsorge."

Satanas konnte ihn leider um den kleinen Finger wickeln; er gab nach und bald ergötzte er sich an der Lektüre." De eerste en laatste ordinantie of te silver Klock in Frederyckstadt (Die erste und letzte Ordinanz oder silberne Glocke zu Friedrichstadt)..." Es war das boshafte Pasquill, das am vorigen Abend in der Westermarktstraße angeklebt worden war und das der Nachtwächter gerade eine Stunde, nachdem er Anne Bouwes in sein Haus hatte verschwinden sehen, dort vorgefunden hatte. Man hatte auch noch ein Exemplar auf der Gartentür des Statthalters gefunden. Die satyrischen Gehässigkeiten hatten im Laufe des Tages den Statthalter blaß vor Wut und Ärger gemacht und den Herrn Stadtsekretarius Rector Marcus Gualtherus veranlaßt, eine sehr scharfe Strafandrohung für das im Werden begriffene Friedrichstädter Strafrecht zu entwerfen. Dominee Grevinchovius war betrübt, weil das Pasquill die religiösen Verhältnisse der hochgerühmten Remonstrantenstadt so rücksichtslos durch den Hechel zog, und der ehemalige Dominee

van Geerlen hatte am selben Tage in der Versammlung der „Kirchendiener“ (d. h. des Kirchenvorstands) auf die Tatsache hingewiesen, daß der Verfasser augenscheinlich ein Mann sei, der über die kirchlichen Verhältnisse gut orientiert sein müsse. Und zu Hause hatte er sich die Hände gerieben, indem er triumphierend ausrief: „wir werden sie wohl mürbe machen und das öffentliche Gewissen reden lassen, bis sie sich bessern. Die Wahrheit soll siegen!“

Und nun saß der rote Janus dort im Keller und ergötzte sich beim flackernden Lichte seiner Laterne an diesem Schmause. „Sie entdecken es nie; wer weiß, daß Janus ein gelehrter Herr ist, der schreiben kann! Das ist deine Politik; daß du deine Wissenschaft nur Vertrauensmännern offenbarest.“

Es fiel ihm ein schöner Gedanke ein. Er stieg die Kellertreppe hinauf und legte sein Ohr an die Luke. In der Gaststube klopfte van Loo die Pfeife leer. — Da rief er halblaut: „Fährmann, bist du da; öffne einmal.“

Der Alte schritt leise zur Luke und öffnete sie. Der häßliche Kopf des roten Janus tauchte aus der Tiefe empor.

„Du, hochverehrter Kommandant, ich habe hier unten ein bißchen Langeweile. Die hohen Herren sitzen im Bierkeller und saufen sich den Bauch voll, mir hast du jedoch nur einen Haufen Rüben und erstickende Kellerluft zur Verfügung gestellt und ich muß mir deinen Hausspuk mit Beschwörungen und Gebeten vom Leib halten. Gib mir einen Krug Bier.“

„Wenn du nicht in deine Höhle verschwindest, werfe ich dir die Luke auf den Kopf.“

„Herr Oberfahrmeister, warte noch einen Augenblick, ich habe etwas, das dich interessieren wird. Als ich gestern abend meinen Köter herausließ, habe ich in der Lohgerberstraße am de Graafschen Hause einen Zettel vorgefunden, wohl ein Pasquill; ich kann selber nicht lesen; möchtest du einmal sehen?“ — „Was sagst du? gib her, Esel.“

„Erst einen Krug Bier, lieber Fährmann.“

„Nun gut. — Bitte, unerwünschter Gast. Heraus damit. — Und nun schnell hinunter.“

Cornelius van Loo hatte einen köstlichen Fang gemacht;

es hatte ihn schon geärgert, daß er noch nichts Näheres über den Inhalt des Pasquills gehört hatte. Diese Stücke waren dem Alten nämlich Sterne am dunklen Himmel und für gewöhnlich warfen sie ihr Licht schon kurz nach ihrer Erscheinung in seine Gaststube. Die Obrigkeit war jedoch gegen die „Silberglocke“ scharf vorgegangen und sie hatte alle Bürger mit Beckenschlag aufgefordert, alle Exemplare innerhalb drei Stunden einzuliefern. Es waren deren fünf beim Statthalter eingereicht, jedoch munkelte man, daß schon verschiedene Abschriften im Umlauf seien. Die glücklichen Besitzer behielten ihren Schatz jedoch einstweilen für sich und Cornelius hatte kein einziges in die Hände bekommen können. Nun lag ein Original mit der bekannten wunderlichen Handschrift, über die sich niemand orientieren konnte, vor ihm.

„Ha, ha, ha, ha, nein, dieses Pasquill übertrifft die anderen weit. Wie dem Statthalter die Ohren gewaschen werden! Man sieht ihn vor sich, wie er hoch zu Roß, gestiefelt und gespornt, in reicher Ritterrüstung in die Kirchenstraße gesprengt gekommen ist, als er zum heiligen Abendmahl gehen sollte. In seinem demütigen Eifer hat er nur ein Kind überritten und er hat damit den Bürgern ein glänzendes Beispiel gegeben. Dies alles erzählt der Statthalter in der sogenannten Ordonanz, die ihm vom heiligen Geist inspiriert zu sein schien.

Und dann die urkomische Beschreibung von der Kanzel in der Kirche, die es dulden muß, daß sich eine ganze Schar von ehemaligen Pastoren auf ihr verdrängt hat, um der Gemeinde das Evangelium zu verkündigen, während es am Ende nicht einmal einen ordentlichen Hirten der Gemeinde gibt. Die Kanzel seufzt und bricht fast zusammen unter der Wucht der Prediger und die Bänke können die Zuhörer fast nicht tragen; die Säulen in der Kirche können dem Drange der „Säulen der Gesellschaft“ fast keinen Widerstand leisten. Nein, es war zu köstlich, wie die Gleichgültigkeit der Gemeinde ins Lächerliche gezogen wurde.

Und dann der beißende Spott über den selbstgerechten Religionshaß den Kalvinisten gegenüber. Ha ha, die hochnasigen Kerle, die aus den Sieben Provinzen hinausgeschmissen waren,

konnten es nun einmal lesen. Die holländischen Israeliten, das Volk Gottes, die faulen Kirchenbesucher! Ha, ha, ha, ha, ha!

Die Luke wird hochgehoben und der rote Kopf erscheint wieder. „Nun Fährmann, was sagst du dazu, werden deine neuen Meister fein verspottet?“

„Meine neuen Meister, hinunter du rotes Irrlicht... hinunter... schnell, ich meine es, schnell Janus, es wird geklopft.“ — Janus hatte es auch schon gehört. Er ließ eilends die Luke über seinen Kopf hinunter und achtete nicht auf den Zettel, den der Alte ihm noch schnell zuschob und der nun in den Keller fiel.

Mit zwei Sprüngen stand er vor der Tür des hinteren Kellers, bließ das Licht aus und öffnete vorsichtig.

„Schleunigst! — Gefahr!“

Der Schreiber sammelte die Papiere; der Konstabel schob die Bänke an ihren Platz, der rote Janus stellte einige Maße und Kannen auf den Tisch und nahm die brennende Laterne vom Haken an der Wand. Und Dominicus drehte unterdessen am Hahn des großen Fasses, als sei er ein Türknopf. Dann zog er kräftig und die vordere Seite des Fußes öffnete sich. Janus kroch hinein und verschwand in dem dunklen Loch; der Konstabel, der Schreiber und zuletzt Dominicus folgten ihm und bald standen sie alle in einem dritten, sehr engen Kellerraum, wo eine Leiter, die bis an die Decke reichte, stand. Der Pater hatte die Tür des wunderlichen Fasses geschlossen und schob sich nun vorsichtig an den Dreien vorbei, bis er die Leiter erreichte. Dann stieg er hinauf und bald sah man ihn verschwinden. Er war in dem Herzogszimmer, wo er wohnte, angelangt. Nun schloß er die Vertäfelung, durch die er hereingekommen war, hinter sich und kein Sterblicher hätte die Tür mehr erkennen können. Im Nu lag er im Bett und bald vernahm Cornelius van Loo das laute Schnarchen des Gastes, das ihn einstweilen beruhigte. — Gott sei Dank, der war in Sicherheit!

Der Fährmann hatte die Tür geöffnet und den Schultheiß mit seinen Dienern hereingelassen.

„Van Loo, es ist mir unangenehm, aber ich muß dich bitten, mich deinen Keller untersuchen zu lassen; hier ist der statt-

halterliche Befehl. Es hilft kein Widerstreben. Es sollen hier geheime Zusammenkünfte, die der Obrigkeit feindlich gesinnt sind, abgehalten werden, und zwar nach der gesetzlichen Stunde."

Der Alte richtete sich hoch auf und antwortete: „Ich erkenne das Recht des Herzogs nicht an, im Hause des herzoglichen previlegierten Fährmanns außer Dienst eine Haussuchung vorzunehmen. Ich weiche jedoch der Gewalt und überlasse es euch, euren Weg zu finden; ich weigere mich, euch behilflich zu sein."

In diesem Augenblicke erschien Mareiken, in ihren Regenmantel gehüllt, in der Tür des Ganges, der zu ihrem Zimmer führte. Der Schultheiß grüßte sie höflich und erklärte ihr die Lage. — „Es ist mir recht peinlich, Fräulein van Loo, aber wir haben Grund zu mutmaßen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Erlaube mir, mich dessen zu überzeugen, daß sich niemand in der Küche befindet." Cornelius wollte ihm in den Weg treten, jedoch hielt die Tochter ihn zurück.

„Ich bitte dich, Vater, laß es geschehen."

Der Alte zog sich grollend zurück und der andere entfernte sich, kam jedoch gleich zurück.

„Niemand da; verzeiht, ich tue meine Pflicht. Nun aber den Keller. — Du, Peters, öffne die Luke und leuchte mir die Treppe hinunter."

Der Peters trat zitternd hervor und stammelte: „Herr Schultheiß, es soll dort unten spuken."

„Ach, Weiberklatsch, her mit der Laterne, alte Muhme."

Er verschwand in den Keller; der andere folgte ihm.

„Nichts zu sehen. — Verflucht, ich hörte die Luke klappen. Dort liegt ein Stück Papier. — Aha! — Der Alte hörte den Ausruf und erschrak. „Verfluchter roter Esel!"

Der Schultheiß öffnete die Tür zum zweiten Raum. —

„Ich verstehe es nicht; es kann niemand entwischt sein. Inzwischen hat es hier verzweifelt viel von einem Versammlungsraum. — Tintenkleckse auf dem Tisch. — Ein ganz frischer. — Merkwürdig." Er trat in den ersten Raum zurück und öffnete die Luke, die auf den Hof ging.

„Du da, Willem?"

„Present, Herr Schultheiß."

„Niemand passiert?"

„Keine Maus." — Fluchend ging der Polizist die Treppe hinauf und trat auf den Alten zu.

„Kannst du mir auch sagen, wie dieses Stück Papier in deinen Keller hineingeraten ist?"

„Darf ich vielleicht wissen, was darauf geschrieben steht?"

„Es ist ein Exemplar des Pasquills; wie kommt das hierher?"

„Keine Ahnung; seit vorgestern ist nur der rote Janus im Keller gewesen, als er ein Faß Bier brachte."

Der Schultheiß zuckte die Schultern. — „Und jetzt der Gast: ist er vorschriftsmäßig bei den Behörden gemeldet?"

„Die Vorschrift hat für mein Haus keine Kraft, jedoch habe ich ihn gemeldet, weil ich ihm selber keine Schwierigkeiten bereiten wollte und ich in diesen schweren Zeiten der Obrigkeit entgegenkommen möchte."

„Fährmann, du bist ein harter Kopf; der Inhalt deines Scheitels scheint jedoch an Altersschwäche zu leiden, sonst wärest du vernünftiger."

„Und der Herr Schultheiß scheint sagen zu dürfen, was einen gewöhnlichen Menschen zum Flegel stempeln würde.

Der Schultheiß biß sich auf die Lippen: „Fährmann, wir reden noch einmal an geeigneterer Stelle miteinander. Jetzt gehe ich."

„Und vergesse in meiner Empörung den Gast," lachte der Alte.

„Zum Teufel, er hat recht. Heraus damit!"

„Ich belästige meine Gäste nicht, wenn sie schlafen und ich bin dein Diener nicht, Jan van Hoorn. Verekle du selbst dem Fremden den Aufenthalt in eurer blühenden Stadt. Dort ist sein Schlafzimmer."

„Du hast recht," schmunzelte der Angeredete, „wir sind hier innerhalb unserer Stadt." — Er ging auf die Tür zu, die der Küchentür gegenüberlag und klopfte bescheidenerweise an. Als das Schnarchen drinnen sich nicht mäßigte, bumste er am Ende wütend auf die Tür, wie Moses auf den Fels. Das Re-

sultat war ebenso überraschend wie in der Wüste. Mit einem Male wurde die Tür aufgestoßen und ein schreiender Mann stürzte mit den Armen schlagend in die Gaststube. — „Gott stehe mir bei, der Spuk, der Spuk."

Dominicus sah, nur dürftig gekleidet, wild um sich her und würde nicht aus seiner tadellos gespielten Rolle gefallen sein, wenn er die Mareiken nicht plötzlich entdeckt hätte. Da wurde sein vorgetäuschtes Entsetzen zum wahrhaftigen Schrecken; verdutzt lief er zu seinem Bett zurück und versteckte sich fast ganz unter die Decke. Am Ende rief er mit unsicherer Stimme hinter den Gardinen: „Was wollt ihr?"

Der Schultheiß hörte die Leute hinter seinem Rücken schmunzeln und es war ihm, als fühlte er die spöttischen Blicke des van Loo in seinem Nacken. Da verlor er seine Selbstsicherheit. Und das Verhör wurde all seiner Würde entäußert, als er die Gardinen zur Seite schieben und der Mann dort drinnen sie nicht locker lassen wollte, sondern sie krampfhaft zusammenhielt. — „Ruhig, lieber Mann, ruhig. Seid ihr Wouter Venendaal und sollt ihr Herrn van de Wedde besuchen? — Ja. — Und ihr habt ihn nicht zu Hause getroffen; und nun geht ihr morgen wieder? — Richtig. — Und habt ihr etwas gehört, ob die Gäste, die hier heute Abend waren, einander etwas vorgelesen haben?" — Der eingeschüchterte Held hatte durch die Gardinen gesehen, daß Mareiken sich zurückgezogen hatte und hatte die Herrschaft über sich selbst wiedergefunden. Nun steckte er den Kopf durch die Gardinen und sah den Schultheiß mit seinem unschuldigsten Gesichte an: „Haben die Leute einander etwas vorgelesen? Was denn?"

Der würdige Jan van Hoorn wußte nun wirklich nicht mehr, wie er sich halten sollte, und zog sich zurück. — „Nun, schlafe wohl und verzeihe mir. Ich tat nur meine Schuldigkeit. Gute Nacht."

Cornelius van Loo öffnete steif und stattlich die Haustür und sagte mit ernster Miene: „Das war eine Gardinenpredigt der heiligen Justitia." — Der Schultheiß verschwand durch die Tür, ohne zu grüßen, und verfluchte sein Schicksal, das ihu fast täglich mit dem unbequemen Fährmann in Berührung brachte.

Er hatte jedoch das Pasquill in der Tasche; einmal sehen, was daraus werden wird!

Mareiken trat weinend auf ihren Vater zu: „Vater, was machst du aus deinem Hause; es ist allerlei fremdes Volk im Keller gewesen und es kann alles das Tageslicht nicht vertragen. Weißt du etwas von dem Pasquill? Was ist doch los? Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Bin ich dazu hierher gekommen, daß ich allerlei Skandal mitmachen soll?“

Der Alte sah seine Tochter mit unbehaglichem Erstaunen an: „Kind, ich weiß, was ich tue; mit dem Pasquill habe ich nichts zu schaffen; das andere ist eine gerechte Sache. Ich habe meinen Keller nur einem guten Menschen zur Verfügung gestellt; was er macht, ist mir unbekannt. Ich weiß nur, daß man nichts zu verheimlichen hätte, wenn die Kerle dort in der Stadt gerechte Menschen wären. Nun gehe zu Bett und überlasse es deinem Vater, für die Ehre seines Hauses Sorge zu tragen.“ — „Du bist auf verkehrten Wegen, Vater; du willst es Gott nicht überlassen, für das Recht zu sorgen, und du meinst, der Vorsehung helfen zu müssen. Du läßt dich jedoch tatsächlich von deinem Hasse treiben und das Ende ist, daß wir unseren guten Namen verlieren und widerwärtige Menschen, die einem nie in die Augen sehen, beherbergen.“ — „Mareiken, ich bin ein Mittel in Gottes Hand. Und nun laß uns das Gespräch abbrechen.“

Mareiken verschwand kopfschüttelnd in die Küche; der Alte redete zu sich selbst: „Ich bin ein Mittel in Gottes Hand. — in Gottes Hand. — Die verdammten Remonstranten; sie rauben einem das Lebensglück.“

Nachts vier Uhr fuhr der rote Janus wieder mit dem Dünkerker Kaper im Boot auf dem toten Arm der Treene. Bald nachher trank der Konstabel noch einmal einen tüchtigen Schluck aus der Branntweinflasche und darauf verabschiedete er sich vom Fischer. — „Du, Janus, komm bald wieder zur Flotte hinüber; bist ein fideler Kerl und ein guter Kanonier. Es ist ein schönes Leben, seit der Krieg wieder angefangen hat.“

„Fällt mir nicht ein; wenn man einmal sein eigenes Schiff gehabt hat, kann man sich nicht wieder dem Seerecht und einem Kaperkapitän unterordnen. Im übrigen spüle ich mir auch lieber selber die Füße, wenn es schon sein soll. Gute Reise.“

Am nächsten Abend fand der Konstabel sich an der verabredeten Stelle der Eiderstädter Seeküste ein und zwei Stunden nachher stieg er aus dem Segelboot, das ihn abgeholt hatte, an Bord der Dünkerker Fregatte, die sich der Rückkehr ihres Konstabels freute.

Nach kurzer Nachtruhe im Bett des Paters war das Schreiberlein mit dem alten Cornelius fröstelnd nach der Fähre gegangen. Jenseits des Flusses stand ein Reisewagen für ihn fertig, der ihn nach Hamburg führen sollte. „Sei gelobt, Sankt Willebrordus, mein Schutzpatron, und du, Maria“ seufzte er, als der Wagen davonrasselte. Der Ärmste hatte zuviel erlebt.

Als der Fährmann das Haus verlassen hatte, nahm Dominicus den Zettel, den er nachts geschrieben hatte, und faltete ihn langsam zu. Darauf schlich er sich durch die Gaststube nach der Küchentür und schob das Papier vorsichtig in Mareikens Zimmer. Er kehrte in seine Stube zurück und wollte schlafen. Es gelang ihm jedoch nicht. Er hatte einen erfolgreichen Tag gehabt und dennoch quälte ihn etwas unsäglich Schmerzliches. Es war der alte, unversöhnliche Gegensatz in seinem Leben, der sich wieder geltend machte. Wenn er im tätigen Leben für die Forderung des Katholizismus eiferte, war er der fanatische Jesuit, der die rücksichtslosen Prinzipien seines Ordens folgerichtig anwandte und jede persönliche Neigung, die dem hohen Befehl seiner Vorgesetzten in den Weg trat, zur Seite schob. Bei dieser Arbeit glänzte die unnatürliche, fieberhafte Glut in seinen Augen, die Mareiken mit Widerwillen erfüllte, und Falschheit und Lüge wurden in ihm zum Heroismus, der in seinem dressierten Gewissen völlig Beistimmung fand. Aber in den stillen Stunden erschloß des Lebens Innerstes sich ihm wider seinen Willen und die spontane Menschenfreundlichkeit, die sein mütterliches Erbe war, quoll empor. Dann kamen die Erinnerungen an die goldne Zeit, bevor er als Waise in das Jesuitenkloster gebracht wurde. Dann schien ihm das Leben so verzweifelt öde und verworren und kam er sich selbst wie ein klotziges Stück Unwahrhaftigkeit und Gemeinheit vor; dann schien es ihm, als sei er tatsächlich nicht er selbst und als hätte der Orden sein Innerstes aus ihm entfernt und statt dessen

Gehorsam, Glauben, Fanatismus und Lüge in die leere Außenhülle hineingegossen.

Teufelsphantasien sind es!... gehe hinter mich, Satanas... perinde ac cadaver... was hast du mit deinem persönlichen Gewissen zu schaffen?... weiß der heilige Ignatius es nicht besser als du?... Teufelsverführungen sind es...

Andere sehen schöne Weiber in ihren Träumen, wenn der Üble sie verderben will, und mir führt er mein eigenes ehemaliges Selbst vor Augen... Ach, wäre ich nur in der Eider ertrunken... Der frische Bursch warf sich auf die Rieme und rettete auch mich mit übermenschlicher Kraftanstrengung... Das war herrlich und rein menschlich und groß. Und nachher hat Pater Dominicus seinem Retter eine Falle gestellt, das Scheusal... Undank... nein, Gehorsam... Konsequenz des Systems. Ad maiorem Dei gloriam!... Christus starb für die Welt und heilte dem Kaiphas das Ohr, er betete für seine Feinde... Ich jagte meinen Retter in den Rachen der Seeräuber... Er war ein Ketzer... das waren die Feinde Christi auch... Er rettete vor allem sich selbst und mich nebenbei... Ha, ha, der Dominicus ist ein scharfer Geist... das hätte der Teufel auch herausklügeln können!... Der Brief macht alles gut... Fraglich... Der Brief läßt vielleicht den ganzen Plan mit dem „Engel Gabriel" fehlschlagen... Du bist ein feiner Ordensbruder, Dominicus... Gott erbarm... ich weiß keinen Ausweg! Warum muß ich immer zu deiner Ehre Ränke schmieden; warum darf ich nicht wie Jesus... Ha, Jesus ist gerade unser Mann... heiliger Dominicus, Mutter Gottes bete für mich!

Er schlief ein. Als der Fährmann jedoch wieder in die Diele trat, erwachte er wieder. Sein Reitpferd trampelte vor dem Hause. Das tätige Leben ruft und fordert ihn auf. Ordenspflicht jagt ihn aus dem Bett hinaus. Als die frische Morgenluft ihm um die Schläfen weht, verflüchtigt sich die Erinnerung an das Seelenerleben, das ihm jetzt wie ein böser Alpdruck vorkommt. Der „Engel Gabriel" dünt auf den Wellen.

Mareiken fand am nächsten Morgen den Zettel, der unter die Tür geschoben war. Sie las: „Steuermann Geert Derks soll sich in Amsterdam abmelden und nicht mit dem „Engel Gabriel"

nach Spanien fahren. Ein guter Freund. Untersuche nicht, wer dies geschrieben hat."

Als Mareiken in die Gaststube kam, saßen dort einige zehn Viehkäufer, die mit der Fähre übersetzen wollten. Der Vater tauchte mit einer Kanne Bier aus dem Keller empor und schenkte darauf gähnend ein. Alles war wie sonst. Niemand der Anwesenden konnte den Brief geschrieben haben. Rätselhaft.

Als Geert Derks den Zettel las, lächelte er: „Ein fauler Witz. Beunruhige dich nicht, Mareiken." Geert gab ihr einen klingenden Kuß, der jedoch so leidenschaftlich war, daß Mareiken den Ernst seines Empfindens fühlte; da legte sie ihren Kopf an seine Brust und weinte wie sie es noch nie getan hatte.

Geert war an diesem Tag äußerst munter und gut aufgelegt; es entging der Mareiken jedoch nicht, daß er nicht so unbefangen war wie sonst. Der Steuermann sann über den Brief nach und konnte aus dem Falle nicht klug werden.

* * *

Die Wimpel schlängelten sich hell und fröhlich in der Luft. Auf dem hohen Spiegel flatterte die große, stattliche Flagge mit breiten Wellen und alle Mann war auf dem Deck. Schiffer Jansen stand oben auf der Kampagne und wandte sich breit und würdig nach links und rechts. Er hatte den Seemannshut ein wenig schief auf den Kopf gesetzt; den linken Arm gebogen und die Hand in die Seite gestemmt. Mit der rechten Hand wies und winkte er, wo es not tat oder Eindruck machen könnte. Dann und wann klang seine kräftige Stimme über alles hinaus. Er imponierte den Weibern am Kai auch jetzt wieder; das empfand er in seinem Innersten. Und als er Mareiken entdeckte, ließ er seine Stimme anschwellen, bis sie wie die schweren Orgelpfeifen in der alten Kirche zu Amsterdam klang, — ein Vergleich, den Kee in ihren schlanken Tagen schon gemacht hatte.

Mareiken achtet jedoch nicht auf den Windhund dort oben, sondern folgte dem schmucken Steuermann mit ihren Augen. Man merkte es ihr nicht an, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte; niemand wußte noch etwas von ihrer Verlobung und sie sollten es jetzt an ihr nicht merken. Hinter ihr standen van Dam und Schaelkens .— „Sieh einmal den Steuermann; ein tüch-

tiger Kerl; ein glänzender Mensch. Den sollen wir für uns behalten." Ein flüchtiges Lächeln huschte über Mareikens Gesicht und die Tränen standen dem dummen Kinde näher als das Lachen.

„Trossen los!" schallte es von der Kampagne. — „Abfahrt!" — Ein scharfes Pfeifen zerriß die Luft; die Männer jenseits des Hafens auf der sogenannten Halbinsel, strengten ihre Kräfte an, spannten ihre Muskeln und zogen. Die Trosse stieg triefend aus dem Wasser empor und spannte sich. Dann fing der „Engel Gabriel" an, sich zu bewegen, zuerst kaum merklich, allmählich mehr, bis er im Gange war. Bald fuhr das schöne Segelschiff, von lauten Hurrarufen begleitet, den Hafen hinaus. Geert stand selber am Steuerrad und hinten am Oberspiegel hielt der „Engel Gabriel" seine Flügel über das Ruder ausgebreitet. — Ein Segel nach dem anderen wurde gehißt; mit stattlicher Biegung wandte sich die Galeone nach dem Westen, dem Meere zu. An Bord wird mit den Hüten und Mützen gewinkt; am Kai beantwortet man die Grüße. Wie ein großer Vogel gleitet das Schiff mit vollen Segeln über die Eider. Glückliche Fahrt!

Wie ist das Leben so öde, wenn die Liebsten von uns gegangen sind! Als Mareiken wieder in die Küche angekommen war, brach sie auf ihrem Bett zusammen und schluchzte wie ein kleines Kind.

III.

MAGDALENA van der Dussen, Hausfrau des Willem van Hoven," das war ihre Namenszeichnung, die sie unter ihre schlichten, charakteristischen Briefe schrieb. Es ist seiner fürstlichen Gnade zu Gottorp in späteren Jahren wohl einmal passiert, daß der würdige Bürgerstolz, der hinter diesem Namen steckte, ihm das Schamrot in die Wangen jagte, wenn er solch einen Brief las. Im häuslichen Kreise ist sie jedoch ganz einfach nichts mehr oder weniger als „Mutter Martha!" oder noch kürzer „Mutter!" Es gehört ein Ausrufungszeichen zum Worte, denn es steht fast

immer im Vokativus. Wenn die Kinder aus der Schule kommen, klingt es laut und hoch; wenn Vater sie bei der Heimkehr nicht direkt findet, hallt es abgemessen und im Baßton; Geertruide, die Älteste, ruft es an der Boden- oder Kellertreppe, und Antonius, der angehende Kompagnon des Vaters, schreckt sie mit seiner klaren Stimme oft auf: „Mutter, wo bist du denn doch?" — Sie steckt in irgend einer Ecke des großen Kaufmannshauses und antwortet je nach den Umständen: „Ja, ja, ein bißchen Geduld gefälligst!" oder: „Ich komme schon!" Dann sind die Rufenden einstweilen zufrieden und fühlen sich heimisch.

Alles wäre schön im Familienleben, wenn der Druck der Sorgen nicht auf dem älteren Teil der Familie lastete. Aber Vater ist guten Mutes und hofft auf bessere Zeiten; demgemäß zeigt Mutter auch ein munteres Gesicht, damit die Kinder nichts merken.

Heute sitzt sie mit der zwanzigjährigen Geertje im Wohnzimmer. In dieser Stube fühlt sie sich erst recht zu Hause. Dort hat sie selber den Platz jedes Möbels und Schmuckstückes ausgewählt. Alles, was sich dort findet, ist gediegen und schön und bildet eine ruhige, harmonische Gesamtheit. Die Delfter Fliesen im Kamin und die großen Vasen auf den eichenen Schränken passen zu der dunklen Farbe der Holztäfelung; die warme Farbe der Tischdecke stimmt mit den dunkelroten Gardinen zusammen und das Licht erfüllt das Ganze mit seiner unbegrenzten Herrlichkeit... Nachher, wenn die Sonne die Mittagshöhe passiert hat, fängt jedoch erst die strahlende Zauberei durch die grünliche Bleiverglasung der Fenster an. Heute ist es noch Vormittag und nun herrscht noch ein gemäßigtes Licht in der Stube.

Über dem Kamin hängt das Kunstwerk des Miereveld, das von den zwei jonischen Säulen des Kamins scheint getragen zu werden. Es ist der Mittelpunkt des Hauses, das Bild des „Willem van Hoven, Heer van de Wedde, Westerwolde, Bellinckwolde, Blyham etc...." Ach, Unsinn, was soll der eitle Wortkram in Mutter Marthas Wohnzimmer! Es ist Vaters Bild!

Die hohe Stirn und die schweren Augenbrauen verleihen dem Ganzen etwas Wuchtiges; er sieht mit den phantastischen

betrübten Augen über Mutter und Tochter hinweg und scheint auf neue, bessere Pläne zu sinnen. Die Gesichtszüge sind wohl ein wenig müde und sprechen von Enttäuschungen; dennoch herrscht die Entschlossenheit in ihnen vor. Oder verzerrt die letztere sich ein wenig zum Eigensinn? — Merkwürdig scharfe Gesichtslinien. Sie flößen Respekt ein. Wunderlich, daß solch ein Kopf sich die Ringmauer der plessierten, starren Krause gefallen läßt.

Mutter Martha legt die letzte Hand an eine Schleife, die sie für den Schützenanzug ihres Sohnes gemacht hat; Geertje stickt am Bandelier für das Heldenschwert des Bruders. Sie haben sich zusammen über die neue Würde des blutjungen Geschäftsführers der Firma van Hoven lustig gemacht. Mutters Blick huscht über das Bild an der Kaminwand und sagt darauf in ernstem Tone: „Es ist jedoch eine feine Aufmerksamkeit des Statthalters dem Vater gegenüber. Antoni ist noch so jung und schon zum Sergeanten der Bürgerwache ernannt. Herr van Moersbergen ist kein Feind des Vaters, wenn sie sich gleich nicht gut stehen. Am Ende ist er ein rechter Edelmann.“

„Mag sein, aber er hat den Vater dennoch verdrängt; es war eine Gemeinheit des Herzogs, Vater die zugesagte Statthalterwürde vorzuenthalten, und der Herr van Moersbergen hätte sie nicht annehmen sollen. Vater hat die Stadt gegründet und er ist der erste Bürger.“ — „Der Statthalter ist ein angesehener und adeliger Herr; vielleicht eignet er sich besser zum Amte als der Vater.“ — „Nun ja, wo es gilt sich vor dem Herzog zu verneigen; die Kunst versteht er, ebenso wie er es verstanden hat, sich vor seinen Richtern zu ducken und um Gnade zu flehen, wo der Herr von Oldenbarneveldt seine Würde hochhielt und sich lieber köpfen ließ.“ — „Schweige, Geertje, es ziemt dir nicht, in dieser Weise zu urteilen; Herr van Moersbergen verdient unsere Hochschätzung und er ist unser Statthalter. Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin und wir sollen sie ehren. Überdies, was würde Katharine wohl dazu sagen, wenn sie wüßte, daß ihre Freundin so über ihren Vater redete? — Wenn du das alles meinst, so sollst du auch nicht die Gastfreundschaft der Familie annehmen.“ — Die Tränen schossen Geertje in

die Augen; Mutter konnte bisweilen so derb sein und sie behandelte alles so grundsätzlich! Schmollend erwiderte sie: „und wenn eine holländische Kaufmannstadt denn nicht ohne adeligen Statthalter sein kann, so hätte man Vater nur zum Baron oder so etwas machen sollen.“ — „Dummes Kind, du bist nicht recht klug. Solltest ein wenig mehr Bürgerbewußtsein haben. Im übrigen wäre der Vater vielleicht ein stattlicher Baron, aber ich eine Baronin. Möchtest die Mutter wohl einmal einen höfischen Knix machen sehen, nicht? Ich bin viel zu stramm dazu und ich würde mir damit nur einen Hexenschuß zuziehen. Aber Geertje, wie bist du doch eitel; bist nie zufrieden. Nun hast du einen Bruder, der Schützensergeant ist, und gleich willst du einen Baron zum Vater haben.

„Die Schleifen sind fertig; nun soll der Herr Sohn doch einmal kommen.“

„Antoni ist nach der Ziegelei gefahren; die Steine für das neue Statthalterhaus machen ihm Sorge; es sollen heute noch fünftausend rote Ziegelsteine geliefert werden. Der arme Junge hat keine Ruhe; er wird heute abend bei der Übung wohl todmüde sein.“

Mutter Martha seufzte. Der arme Junge! Er hätte es am Ende im blühenden Geschäft zu Amsterdam besser gehabt; warum hatte Vater das auch für das unsichere Friedrichstädter Abenteuer fahren lassen? Ach nein; sie schrak vor ihren eignen Gedanken zurück. Vater sah alles gut ein; sie konnte ihm mit ihrem beschränkten, weiblichen Gehirn nur nicht gut folgen. Alles würde gut werden. Jetzt gab es jedoch wieder diesen leidigen Krieg; würde es dem Dänenkönig gelingen, den Kaiserlichen zu wehren; oder würde sich das Schrecknis über die junge Stadt wälzen und den Plänen ihres Mannes in den Weg treten? Gott, eine Sorge kommt nach der anderen.

Wieder erwischt sie sich auf einem ungebührlichen Gedanken. Ihre Zuversicht neigt sich unwillkürlich vom Vater zum klugen, besonnenen Sohn hinüber. Der hat die hohe Stirn des Vaters und das ruhige Auge der Mutter. In ihm wird sich das Ideal der Mutter verwirklichen; in ihm wird ihr Geist denjenigen des Vaters ergänzen. Er wird dem Vater zum Besten

raten und ihn hemmen, wo es not tut... nachher... wenn er älter ist. Er wird die Wege der Vorsicht finden. Der Vater ist zu genial... da hat sie es gefunden: er ist zu genial. Antonius macht keine großen Pläne, aber er wird die glänzenden Gedanken des Vaters der Wirklichkeit anzupassen wissen.

„Mutter, wie bist du mit einem Male nachdenklich geworden. Bemerkst Rektor Gualtherus nicht einmal; gucke denn doch, er steht vor dem Fenster."

Der Herr Rektor hatte sich schon dreimal pfiffig lächelnd verneigt, indem er den umfangreichen schwarzen Hut demütig vor der Brust hält, ohne etwas zu sagen. Allmählich wird der Blick, den er über seine Brille und die reichlich entwickelte Habichtsnase ins Zimmer wirft, verlegener und das Lächeln spielt unsicherer um seine schmalen Lippen und Gesichtsfalten. Der Gelehrte wird sich dessen bewußt, daß er eine komische Figur macht und das sorgenvolle Antlitz der Frau van de Wedde erhöht seine Geniertheit. Geertjes Worte bringen am Ende Erlösung aus der peinlichen Lage.

„Ei der tausend, sehr verehrte Gattin unseres Pioniers, Ihr sinnt wohl auf sehr wichtige Dinge oder gilt hier das „quandoquidem dormitat bonus Homerus," d. h. in diesem Falle „sogar Frau Martha nimmer Ruh. schließt wohl einmal ein Äuglein zu."

„Nanu, Herr Rektor, wie seid ihr so gut aufgelegt und dichtet schon am frühen Morgen eine alte Matrone an, anstatt die liebe Jugend zu erziehen?"

„Ich habe die Kinder schon um zehn Uhr gehen lassen; es gibt jetzt Wichtigeres als lateinische Deklinationen und, ich werde es eingestehen, ich sollte meine Zeit nicht dazu verwenden, vor eurem Fenster auf meinem Pegasus herumzureiten. — Hannibal ante portas: die dänischen Reiter kommen. Statthalter und Assessoren sind mit Arbeit überhäuft. Die Schützen sollen ins Gewehr kommen. Einquartierung; Proklamationen; Befehlschriften hierhin und dorthin! Es ist mir alles zu viel. In solchen Fällen macht der Herr Rektor seine Metamorphose und ist nur Stadtsekretarius! Morgen kommen sie. Um fünf Uhr treten die Schützen an. Nebenbei Gerichtssitzung um zwei Uhr. Sessio ordinaria; es wird jedoch etwas sehr Extraordinaires be-

handelt. — Eine böse Geschichte mit dem Pasquill. Sub rosa — inter muros et amicos, ich kann es euch wohl erzählen, wenn die liebe Geertje ihren Rosenmund verriegeln will, darf ihre Ohrmuschel wohl vigilant sein...“

„Nebenbei, Herr Rektor, wollt ihr nicht hereintreten? Es gibt auf dem Binnenhafen vielleicht auch Ohren. Im übrigen sollt ihr um meinetwillen euer Amtsgeheimnis nicht brechen.“

„Amtsgeheimnis; die Schneider und Schuster reden davon. Ihr sollt es nur nicht weiter sagen, wenigstens nicht erzählen, daß ich es euch mitteilte. Ich komme nicht hinein, denn ich habe keine Zeit. — Also, man hat den Anne Bouwes in Verdacht; ihr wundert euch, nicht? Ja, ich auch; die Möglichkeit! Der leidige van Loo, der alte, spielt mit ihm unter einer Decke und die Tochter des Fährmanns ebenfalls; ihr habt auch wohl gehört, daß sie sich in den Bouwes vernarrt hat, wenn sie sich auch schon mit einem Steuermann beschäftigt haben soll. Und die ekelhaften Leute haben sich nicht gescheut, den roten Janus als Helfershelfer auszunützen. Ich verkündige hier natürlicherweise nur meine Mutmaßungen und rede also rein hypothetisch. Es stimmt jedoch alles wunderbar; ich möchte meine Konjektur fast unumstößlich nennen. Der Anne Bouwes wundert sich am allermeisten. Es gibt nur ein Bedenken: wie können die Leute so etwas zusammendrechseln? Es fragt sich, ob nicht irgend ein verlaufener Academicus hinter der Sache steckt. Es gibt allerlei verkommenes Gesindel in der Stadt und im Fährhaus treffen sich unruhige Leute.“

Frau van de Wedde hatte geduldig geschwiegen. Jetzt sah sie dem Rektor zornig in die Augen und sagte: „Rektor, Rektor, ihr seid selber einmal von voreingenommenen Richtern malträtiert und ihr habt das Joch würdig getragen; hütet euch, daß die Rollen jetzt nicht umgewechselt werden. Achtet darauf, der Anne Bouwes wird hinter euch nicht an Würde zurückstehen, ihr werdet euch jedoch blamieren. Und was die Mareiken betrifft, das ist der reinste Unsinn!“ — Marcus Gualtherus sah Mutter Martha verdutzt an; dann wurde er rot vor Ärger und erwiderte: „Blamieren, blamieren? Jeder Jurist wird mir zugeben, daß die Evidentia fast erreicht ist, wenn man wenig-

stens nicht voreingenommen ist wie ihr, hochverehrte Frau van de Wedde."

„Mag sein, daß die Juristerei auf diese Weise urteilt; ich meinte nur, daß ihr vor lauter Scharfsinn Unsinn herausklügelt. Ich kenne Bouwes und ich kenne Mareiken und..." ihr Gesicht nahm einen bitteren Ausdruck an und sie biß sich auf die Lippen, damit ihr nicht die Worte entschlüpften: „und ich weiß, was man von dem Urteil der Herren erwarten kann, wenn sie Menschen, die ihnen nicht genehm sind, beurteilen sollen."

Rektor Gualtherus nahm sich ebenfalls zusammen; die Zwei schätzten sich im Grunde gegenseitig hoch; sie hatten jedoch schon manchmal auf dem toten Punkt gestanden. Mutter Martha bezwang ihren Zorn und sagte kopfschüttelnd zum sanguinischen, eiteln, parteiischen, aber dennoch ehrlichen Freund: „Herr Marcus, achtet auf meine Worte!" Der andere grüßte höflich in französischem Stil, jedoch mit holländischem Ungeschick. Darauf schob er die Brille etwas höher auf den schrägen Abhang seiner Gelehrtennase und ging seines Weges, indem er vor sich hin redete: „Voraussetzung, Mutmaßung, Evidenz; tres gradus ad Thronum Iustitiae; drei Stufen zum Thron der Gerechtigkeit. Nur schade, daß die letzte Stufe oft über die Spannkraft unserer Juristenbeine hinausgeht. Hier kann nur das juristische Genie den kühnen Sprung wagen. Disposition, Kombination, Intuition. Am Ende Conviction, Juditium! Fiat justitia! — Eine Frau versteht das nicht." — „Mutter, findest du den Rektor nicht fürchterlich dünkelhaft?" — „Nein, mein Kind, du begreifst ihn nicht, er ist überklug. Wenn wir mit unserem dummen Gehirn etwas für unmöglich halten, ersinnt ein scharfer Jurist tausend ungeahnte Möglichkeiten, bis er von der Wahrscheinlichkeit des Unmöglichen überzeugt ist. Es gehört jedoch ein mächtiges Quantum Vernunft dazu, glaubhaft zu machen, daß Anne Bouwes sich zu solchen Dingen hergeben sollte. Man muß ihn wohl sehr verkennen und nichts von seinem Wesen verstehen, wenn man das für möglich hält. Der reinste Blödsinn."

Die gute Geertje hatte keinen Sinn für Mutters nüchterne Ironie und der Zusammenhang zwischen den Lobeserhebungen

der Gualtherischen Vernunft und der scharf formulierten Schlußfolgerung leuchteten ihr nicht ein. — Sie sah vor sich hin und wiederholte: „der reinste Blödsinn.“ Sie kannte die Mareiken, die beliebte Kostümnäherin der Familie van de Wedde, zu gut.

„Aha, unser Sergeant!“

Antonius van Hoven trat im Schützenrock ins Zimmer und nahm den Federhut mit zierlichem Schwung vor Mutter und Tochter ab.

„Meinen Respekt, teure Mutter; ich verpfände dir Herz, Hand und Haudegen, teure Jungfrau.“ — Das siebzehnte Jahrhundert war ein bißchen überschwenglich in seinen Beteuerungen. Die gezierten Worte des jungen Herrn wurden jedoch durch den natürlichen Schwung des schmächtigen Blondkopfes kompensiert und Geertje hatte ihre helle Freude am großen Jungen, als sie antwortete: „Ach, bitte Herr Bruder, ihr irrt euch wohl in der Person; ich bin die Freule von Moersbergen nicht[1].“ Der Schützensergeant errötete bis hinter die Ohren. Er warf seiner Schwester einen wütenden Blick zu und verlor sich dermaßen in einem Wirrwarr ungeschickter Bewegungen und lässig hingeworfener Bemerkungen über die schöne, grüne Uniform, daß der Ärmste eine sehr dumme Figur machte, die noch dümmer wurde, als Geertje mit unschuldiger Miene zur Mutter sagte: „Mareiken erzählte mir, daß Katharine ein feines neues Kleid bekommt, und zwar auch ein grünes.“ Antoni drohte der Schwester mit den Augen, hätte jedoch am Ende seine Rettung in einer schmählichen Flucht suchen müssen, wenn Vater mit den zwei kleinen Schwesterlein an der Hand nicht gerade hereingekommen wäre.

„Hurra, unser Sergeant; nun Mutter, was sagst du zum Sohn? Fein Antonius halte den Degen in Ehren, der Vater trug ihn schon als Schützenfähnrich in Amsterdam. Nimm du nun einmal einen ganzen Nachmittag frei und rüste dich zur Parade. Ich hörte soeben auf dem Statthalteramt, daß die dänischen Reiter morgen schon eintreffen; sorget mir, daß die Kerle nichts ausfressen und unsere Bürger nicht belästigen. Ein böses

1) „Freule“. In Holland werden die adeligen Jungfrauen mit „freule“ angeredet.

Gesindel, jene „Danske Ryter"; es kommen zwei Rittmeister bei uns zu Tisch; der Obrist ist der Gast des Statthalters." Antonius freute sich im stillen, daß van Moersbergens nur einen alten Obrist zum Gast bekommen würden. Mit erleichtertem Herzen brachte er dem Vater das Salut, darauf gab er der Mutter einen Kuß und hob dann Geertje auf seine Arme, indem er ausrief: „nun entführe ich meine Jungfrau." Der Schwester biß er jedoch ins Ohr: „Ich werde dich wohl mürbe machen, falsche Katze."

Geertje sträubte sich schreiend und lachend und rief: „Du hast die Verkehrte zu fassen, dummer Junge, sieh denn doch aus deinen Augen." Darauf verschwand sie mit ihrem Entführer durch die Türe. Und Vater lachte: „Mutter, hast du deinen Sohn dazu erzogen, daß er mit Mädchenraub anfängt, sobald er den Soldatenrock angezogen hat?"

„Ach, was soll ich dazu sagen? er ist ebenso verrückt wie du in deiner Jugend."

Nach dem Mittagessen pflegt Vater ein bißchen zu ruhen: Antonius sucht, wenn es regnet, sein eignes Zimmer oder dasjenige des Freundes Hendrik de Haen auf, und wenn Wind und Wetter günstig sind, segeln die beiden auf der Eider. Mutter Martha sagt wohl einmal:: „Jungens, haltet euch doch lieber zur Treene, aber dann spottet Antonius über seine Mutter, und Hendrik de Haen behauptet höhnisch: „daß Treenewasser zu den Mädchen passe und daß sie hingegen echte Eiderenten seien." „Da macht „coq audacieux" sich zu einer Ente; das werde ich deiner Frau einmal erzählen, lieber Jung; schäme dich und vergiß nicht, daß du am Ende ein Hahn bleibst und daß ein Hahn besser krähen als schwimmen kann." Mutter Martha mag den kecken jungen Mann gern necken und sie kann nicht umhin, im dreiundzwanzigjährigen Ehemann den jungen Bengel zu sehen, dem sie in verflossenen Jahren manchmal die Hosen ausgeklopft hat, wenn er es als Gast der Familie van de Wedde zu bunt machte. „Er bleibt immer derselbe Kumpan," meinte sie.

Heute hat Antonius andere Absichten als gewöhnlich. Als er das Arbeitszimmer seines Freundes betritt, findet er diesen in voller Schützenrüstung, den Degen angegürtet, die Muskete

und das Pulverhorn in der Hand. Es stampft und klirrt und schreit, als sei die ganze Bürgerwache toll geworden.

„Aha, Sergeant, hast wohl schon einen gnädigen Gruß in Empfang genommen; siehst wenigstens sehr verklärt aus. Katharine soll gestern eine Glasscheibe mit der Nase eingedrückt haben, als du passiertest. Wirst heute nachmittag erst recht Eindruck machen; Geertje erzählte mir, daß du in deiner Uniform wie der gestiefelte Kater aussiehst.“ — „Spotte nicht mit meiner Auserwählten, oder ich drücke dir die Nase ein. Wie geht es der Deliana?“ — „Gut, sie ist nur noch ein bißchen ärgerlich über den Skandal mit Ruytenbeeck; der Kerl hat uns schmählich blamiert. Wäre die Sache nur verborgen geblieben, dann hätten wir ihm einmal tüchtig den Magen gereinigt und alles wäre möglichst gut mit dem Mantel der Liebe bedeckt worden. Jetzt ist er jedoch in die Hände der braven Halunken gefallen und wir sind ins Gerede gebracht. Nun, Schwamm darüber; setze dich und sieh zu, oder, besser, du kommandierst und ich exerziere.“ — „Gut. Also, Achtung!“ Hendrik de Haen nahm eine Kugel in den Mund — das war eben Schützenart —, stellte die Schießgabel und die Muskete in die richtige Haltung und vollbrachte die sechsunddreißig Handgriffe, die ein Musketier ausführen mußte, bevor eine Kugel nach der gediegenen Art des siebzehnten Jahrhunderts sich überreden lassen wollte, das Rohr zu verlassen. Der Sergeant schnarrte und biß die Kommandos ab, als gehöre er zu den Wallensteiner Veteranen oder zu den alten Getreuen des Siegers von Nieuwpoort, und hatte das Auge auf den Hahn des Remonstrantenturms, das Ziel des Schusses, gerichtet.

„Schieß!“

Pang. — Der Remonstrantenhahn dreht sich wie ein verrücktes Huhn um seine Achse und der Schütze mitsamt dem Sergeant stehen verblüfft über den Erfolg.

„Donnerwetter! Die Hähne gönnen einander das Augenlicht nicht,“ lachte Antoni. „Sollst es dennoch ertragen lernen, daß der andere das größte Wort in Friedrichstadt führt.“

„Heute abend Bootfahren auf der Treene; Geertje wird Katharine abholen; du bist mit deiner Frau auch dabei, nicht?“

— „Gewiß, gewiß, wir wollen die jungen Leute ein bißchen beaufsichtigen: du gehst mit deiner Schwester in das eine Boot und wir wollen uns über Katharine erbarmen; sonst gibt es Gerede und werden Jurriaan Das und die Seinigen schockiert."

„Schon gut, alter Onkel; jetzt gehe ich schnell davon, denn ich bin mit Arbeit überhäuft; heute nachmittag sehen wir uns auf der Schützenparade."

Fünf Minuten nachher saß Antoni wieder hinter dem Schreibtisch und machte die Post für Hamburg fertig.

Vater van de Wedde schien wohl in seinem großen Armstuhl zu schlafen. Mutter Martha sah mit Bedauern auf den grau werdenden Kopf des Fünfundfünfzigjährigen, der schon so alt aussah und dessen scharfe Züge von so viel Sorgen zeugten. Darauf verließ sie, auf den Zehen gehend, ganz leise das Zimmer und suchte ihre Schlafstube im ersten Stock auf. Kurz nachher erhob sich der Schläfer und schlich sich davon. Geräuschlos zog er die Haustür hinter sich zu und eilte zum Kontor auf der Eiland. Das hatte er einmal fein fertig gebracht! Antoni hatte einen freien Nachmittag und Mutter kleidete sich in der seligen Gewißheit, daß Vater sich ausruhe. Die gute Martha vergißt wohl, daß es eine Hamburger Post gibt und daß die Firma kein Personal übrig hat, um Tonis Arbeit zu übernehmen. So sind die Frauen wie die liebe Mutter, sie wachen über einen wie ein Engel, jedoch fehlt ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl für das Geschäftliche.

Im Kontor kratzt der Gänsekiel des Antoni schon lange über das Papier. Durch das geöffnete Fenster klingt das gedämpfte Getöse der Salzsiederei, und über dem Deich hinter dem Kontor ragen die Masten empor. Wimpel schwimmen in der Frühlingsluft, die einen Menschen bisweilen so wunderlich matt und schläfrig machen kann. Antoni schreibt... nur dann und wann richtet sich sein Blick zu den Wimpeln empor und schlängeln sich seine Gedanken mit ihnen sehnsüchtig ins hohe Blaue hinein... Schöne, klare Luft in unendlicher Ferne!... Es ist warm... es summt ein Bienchen auf der Fensterscheibe... Wie solch ein Bienchen unendlich friedlich summen kann... Das Getöse in der Salzsiederei wird auch immer gedämpfter

und hat etwas Beruhigendes, das aus... weiter... Ferne... kommt... und die warme Luft... erfüllt...

Die Feder gleitet auf den Fußboden und der Kopf sucht sich einen Ruhepunkt am hohen Rücken des Stuhls.... Antoni kann nicht dafür... aber die Post für Hamburg... es herrscht ein stilles Träumen rings umher und... die... Biene... summt in einem fort.

Merkwürdig, wie junge Leute schlafen können, wenn sie übermäßig viel von ihrem gesunden Körper gefordert haben, und die Natur mit unwiderstehlicher Kraft in ihre Rechte tritt. — Vater kommt herein und erstaunt, als er den Schläfer sieht; dann lächelt er fein, schleicht sich an den Sohn heran und nimmt geräuschlos die Hamburger Post vor ihm weg. Anderthalb Stunden arbeitet van de Wedde mit seinem großen Kopf, mit dem kräftigen Gehirn hinter der hohen Stirn. Wie der Mensch arbeiten kann! Die Hamburger Post liegt fertig vor Antoni und die Korrespondenz mit den Holländern, die eine Heringsreederei zu Friedrichstadt gründen wollen, ist auch schon zu einem guten Ende gekommen. Nun noch ein Schreiben für den Handelsfreund in der Berberei und einen kleinen Bericht an Pater Nicolaas Jansenius über das Handelstraktat mit Spanien...

Antonius erwacht und will weiter schreiben. — Die Post ist fertig! Kurz darauf schaut er in das glänzende Gesicht des Vaters... „Aber Vater, bist du denn nicht zu Hause geblieben? — Hast du die Post...? Wie habe ich geschlafen!“

Der Vater lacht mit höhnischer Freundlichkeit: „Aber Antoni, segelst du nicht auf der Eider? — Ha, ha... der Sohn hat den Vater bei der Nase herumgeführt und der Vater ist der Mutter entwischt, als sie meinte, daß er schlief... eine feine Familie. — Nun schiebe den Stuhl an meinen Tisch, stopfe dir eine Pfeife und trinke ein kühles Glas mit dem Vater. Ich habe eine frische Kanne bei van Loos holen lassen. Wir haben noch eine halbe Stunde, bevor ich zur Gerichtssitzung gehen muß. — Eine tolle Sache mit dem Pasquill!“

Der Sohn sah den Vater besorgt an: „du überarbeitest dich.“ — „Unsinn; aber du schläfst vor Überanstrengung bei der Ar-

beit ein. Ich brauche keine Ruhe. Wenn wir nur ein bißchen mehr Glück hätten und die Leute nicht so unbeweglich auf ihren Geldbeuteln säßen. — Toni, ich prophezeie es dir: nur ein glänzendes Geschäft und der Vater ist ein gemachter Mann. Dann entwickelt sich eins aus dem andren und die Leute werden sich wundern. Ich werde auch ohne die Hülfe meiner Mitbürger und trotz der Anfeindung meiner Feinde fertig. Es muß gehen!"

Van de Wedde trank einen tüchtigen Schluck; darauf schlug er auf den Tisch und ereiferte sich immer mehr: „Und es wäre schon alles im Gange, wenn die Neider mir nicht in die Quere getreten wären. Aber so geht es: der große Gedanke ist dem kleinen Gehirn, was ein rotes Tuch dem Stier ist. Zwerge sind es, Zwerge sage ich dir. Sie spannen dem Riesen überall Stricke, und wenn ich mit meinen Schultern eine Last emporhebe, verwirren sie meine Füße in ihren Schlingen; wenn ich mit gewaltiger Anstrengung Felsenmauern erbaue, untergraben sie die Grundlagen. — Ekelhaftes Gesindel. — Sie haben mir das Salzmonopol so verleidet, daß ich es preisgeben mußte und nun seufzen wir unter der Konkurrenz. Mit dem Steinmonopol haben wir dasselbe erlebt und nun wird meine Stadt nicht einmal mit meinen Steinen erbaut. Nun ja, ich übertreibe, aber das Fett ist von der Suppe. Als erster Bürger bin ich der Jurisdiktion der Stadt nicht unterworfen und sie ruhen nicht, bevor — ich wie ein gewöhnlicher Bürger unter dem Statthalter stehe. Der Herzog ist nicht besser als die anderen: er verspricht mir die Statthalterwürde, und sobald er einen Junker mit einem dicken Namen und einigen Quartieren bekommen kann, muß ich dem Schall des Namens weichen. O, Antonius, der Vater kann es kaum vertragen; es ist ein so bitteres Unrecht. Die Stadt ist mein Projekt, mein Liebling, mein Stolz und... ein anderer regiert sie. Ja, ich habe das Ehrenwort des Herzogs, daß ich der Nachfolger des van Moersbergen sein werde, wenn er abdiziert, aber die Statthalterwürde war mir von Anfang an zugesagt. Wenn ich den Statthalter sehe, überläuft mich immer wieder der Groll, nicht meiner Person wegen, sondern wegen des Amtes. Und, Toni, achte auf das, was ich dir sage: es wird mit ihm schief gehen. Wir, Bürgerregenten, können uns der

adeligen Anmaßung nicht unterordnen, weil wir die Stadt zur Blüte bringen und weil wir eben Bürgerstolz in unseren Herzen hegen. Es soll eingestanden werden, daß der van Moersbergen nicht falsch ist, jedoch ist er viel zu herrisch, viel zu unbeugsam und viel zu hochnasig."

Der verkannte Pionier seufzte tief und starrte vor sich hin. Das alles lag ihm wie ein schwerer Alpdruck auf der Seele und Antonius trug es mindestens ebenso schwer wie der Vater; es war ihm jedoch unmöglich, sich über alle Ärgernisse ebenso stark zu entrüsten wie der Alte.

War es nun eigentlech so schlecht von den Eiderstedtern, daß sie sich unterstanden, sich auf das Freihandelsprivilegium des Jahres 1592 zu berufen und daß sie keine Lust hatten, ihre Interessen den großzügigen Projekten des Vaters aufzuopfern? War es nicht derselbe Starrsinn, der den Vater und die anderen Herren über die ziemlich unwichtige Frage der städtischen Jurisdiktion zum Äußersten prickelten? Hatte der Vater den Herzog nicht durch seinen patronisierenden Ton gereizt und war es am Ende nun so verzweifelt schlecht, daß die Leute ihr Geld nicht in die unsicheren Handelsunternehmungen des Hauses van Hoven hineinsteckten?

Der arme Antonius hatte die ruhigen, klaren Augen der Mutter, und die sahen viel schärfer, als ihren Besitzern lieb war; sie entdeckten die schwachen Partien im wuchtigen Gedankenbau des Vaters, die zu schwer belastet waren, und mit peinlichem Erstaunen wurde es ihnen immer klarer, daß der Unternehmer auf hohem Gerüste immer weiter baute ohne die Risse im Erdgeschoß genügend auszubessern. Mutter und Sohn glaubten dem Vater; es war jedoch der zaghafte Glaube des Zweiflers, dem der kindliche Wunderglaube durch eignen verhaßten kritischen Sinn unhaltbar gemacht wird. Demgemäß waren sie fanatische Verteidiger des Geliebten, wenn andere Leute seine Phantasien mit liebloser Härte angriffen, aber... sie hatten den Prickel der Anfeindungen notwendig, um sich für den Vater zu begeistern, wie sie es ehemals getan hatten... Nein, man mochte sagen was man wollte, aber der Vater war ein unvergleichlicher Mensch, ein Genie. Er hatte nur seine schwachen

Seiten und die Umstände, die verfluchten Umstände der Wirklichkeit, waren ihm nicht hold. Aber eins sollte Vater doch besser einsehen... Und dann kam der Zweifel wieder hoch: denn es war so wunderlich und unerklärlich, daß er gerade das Eine nicht einsehen konnte...

„Vater, du sollst den Mut nicht verlieren; wir können der Konkurrenz, die der Ziegelei angetan wird, Trotz bieten; mit der Salzsiederei wird es auch schon gehen und wenn einmal der Kontrakt mit Spanien fertig ist, werden wir erst recht aus allem Kummer heraus sein."

„Aha, Antonius, siehst du es nun auch ein? Und wenn die Unterhandlungen mit der Berberei flotten, nicht? Und wenn die Heringreederei im Gange ist, was? — Mutter Martha wird sich wundern, wenn der Vater nachher zum Handelskönig wird, wie der van Geer, dessen Namen ganz Schweden in Staunen versetzt. Wir Holländer bringen überall neues Leben und frische Tatkraft. Unser Arbeitsfeld ist Holstein und die Nachwelt wird den van de Weddischen Namen mit dem Aufschwung des holsteinischen Handels in einem Atem nennen. Hoffentlich wird mir die Statthalterwürde auch noch einmal zu Teil, aber wenn das schon nicht sein soll, so vertraue ich zuversichtlich, daß ich dich noch einmal als solchen begrüßen werde. Bisweilen ist es mir, als sähe ich dich vorschauenden Geistes in Ehren und Würde. Ich bin nicht abergläubisch, aber es drängt sich mir die Überzeugung auf, daß ich in diesem Falle tatsächlich hell sehe. Merkwürdig, wenn es so weit kommt, ist es mir fast lieber, wenn der Triumph der Familie sich im Erfolg meines Sohnes gipfelt, und ich nicht selber alles schon erreiche..."

Bei diesen kecken Zukunftsprojekten verlor der gute Antoni schließlich auch die Herrschaft über seine Phantasie. — Er war am Ende auch ein Sohn des Vaters... Antonius van Hoven, Statthalter von Friedrichstadt; Katharina van Moersbergen... die junge Hausfrau des Statthalters... Alter Groll versiegt... die Väter reichen sich die Hand. Es läuten die Glocken des Remonstrantenturms: Heil dir, Antonius, du machst die Stadt des Vaters groß. Hörst du die Glockenmusik, Katharina?...

„Toni, worüber grübelst du? — Nichts Besonderes? —

Nun laßt uns gehen. Ich bin neugierig, wie es mit dem Prozeß gehen wird. Der Statthalter soll sich in den Kopf gesetzt haben, daß die Mennoniten dahinter stecken und daß der Anne Bouwes der Rädelsführer sei. Ja, Toni, Menschenkenntnis ist eine Gottesgabe, mit der die Vorsehung unseren Statthalter nur spärlich ausgestattet hat."

„Die Obrigkeit ist in der letzten Zeit den Mennoniten nicht sehr gewogen. Es sind zwar ordentliche Bürger, jedoch in mancher Beziehung unbequeme Leute." Man möchte denken, daß es Menschen mit Lämmernaturen seien, weil sie sich lieber lahm prügeln oder mit dem Schwert abschlachten lassen, als sich zu verteidigen, jedoch hat ein Regierungsmann, der mit ihnen zu schaffen hat, manchmal das Empfinden, als seien diese Prediger der Wehrlosheit die widerspenstigsten Esel, die auf zwei Beinen einhergehen, oder Böcke, die sich mit den schärfsten Peitschenschlägen nicht von der Stelle treiben lassen. Sie sind am Ende unerschütterlicher als eine eiserne Wehr von tausend Lanzknechten. Und das nennen sie nun Wehrlosheit. Wenn sie „nein" gesagt haben, ist es „nein", und sie deponieren ihre Weigerung wie ein Zentnergewicht vor die Füße der Autoritäten. Die letzteren können es zur Not vor das Tor der Stadt oder in irgend einen Kerker stellen, dennoch bleibt es dasselbe schwere Stück Blei, das am Ende die von Gott gestellten Mächte tyrannisiert, weil es bleibt, was es eben ist: ein Stück klotziger Wille. Nun haben sie sich wieder geweigert, an den Fortifikationen der Stadt mitzuarbeiten und Schützendienste zu leisten; sie begründen ihre Widerspenstigkeit mit der Bergpredigt und behaupten, daß man dem Bösen nicht widerstehen solle. Das hat die Herren gereizt und Stadtsekretarius Gualtherus, der als christlicher Rektor doch wahrhaftig wohl wissen wird, wie man die Bergpredigt erklären soll, zu Tode geärgert. Die meisten Bürger sind ebenfalls nicht gut auf die Mennoniten zu sprechen. Man liegt als neutrale Stadt zwischen Dänemark und den Kaiserlichen und man weiß, bei Gott, nicht, was aus der Zukunft werden soll; wie sollte es die Bürger nicht reizen, daß die Mennoniten nicht einmal den Spaten in den Boden stecken wollen! — Schließlich hat eine Predigt im Vermahnhaus der friesischen

Mennoniten noch Öl ins Feuer gegossen. Das ist eine bedauerliche Geschichte gewesen. Die ganze Sache wäre nicht passiert, wenn Rektor Gualtherus nur nicht zu pedantisch gewesen wäre, sich in einem Gespräch mit dem Vermahnbruder Barents ein wenig an das Verständnis des einfachen Gemüsehändlers anzupassen. Der originelle, jedoch an Schulbildung arme Bruder war von den hochtrabenden Kanzeleitermen des Rektors übertölpelt worden und hatte den Gegner am Ende überhaupt nicht mehr verstanden. Da hatte er eine rhetorische Figur, die zwar nicht nagelneu, aber dennoch dem Ungelehrten unbekannt war, ins verkehrte Loch geschossen. Der Rektor hatte von der „blinden Justiz" oder von etwas dergleichen gesprochen.

„Die blinde Justiz," — gerade so, sie sagen es selber, brummte der beleidigte Mennonit, als er von dem Schulpedanten kleinlaut gemacht war und beschämt nach Hause ging.

„Die blinde Justiz" — das Wort ließ ihn nicht los und es spukte durch die Ansprache in der Versammlung des nächsten Sonntages. Ach, hätte der Rektor nur angedeutet, wozu sich die liebe Frau Justiz die Augen verbinden läßt, so wäre der Schneeball nicht zur Lawine geworden.

Bald nach der Predigt ist manches aus der Rede des Vermahnbruders durchgesickert. Es war tatsächlich sogar dem liberalsten Remonstranten zu haarsträubend... Bruder Barents predigte, wie gewöhnlich, ohne sich besonders vorbereitet zu haben, also durch die direkte Eingebung des heiligen Geistes und nicht, wie Grevinchovius und die anderen geistlichen Lohndiener, mit einem toten Stück Papier vor der Nase. Und nun hatte der Eifer ihn dazu verführt, sich folgenderweise zu äußern: „Glückselig der Mann, der nicht im Rat der Gottlosen wandelt, also heißt es im ersten Psalm, und das bedeutet: wer zum Gottesreich gehört, soll sich vom Zusammenrotten der Schwertfechter und Musketenknaller und von den Kollegien des ungerechten Mammons, ebenso wie von den Gerichtssitzungen der blinden Justiz fern halten. Ihr versteht mich, nicht wahr? man soll die Fortifikationsgelder schon bezahlen und man darf sich verurteilen oder verteidigen lassen, aber wehe dem Abtrünnigen, der in den Schanzen gräbt, als getaufter Christ mit den Schützenwaffen

herumstolziert, in irgend einem städtischen Kollegium sitzt oder ein Amt bekleidet. Er ist dem Herrn ein Greuel und soll exkommuniziert werden.“ — Das letztere zielte unmittelbar auf Anne Bouwes, der als Mitglied der Polderverwaltung in den Augen des Vermahners „ein Amt bekleidete“. Die Mehrheit der friesischen Mennoniten, die fast alle von der Viehzucht, also indirekterweise vom Poldergras lebten, waren der Meinung, daß jene unentbehrliche Verwaltung den Anforderungen des Gottesreichs nicht zuwider sei und daß Anne in ihr kein „Amt“, sondern nur einen simplen „Posten“ bekleidete. Der Vermahnbruder fühlte jedoch weniger für die Polderverwaltung, die hohe Steuern ins Leben rief und die Deiche mit der Energie des Unglaubens verstärkte, anstatt dem lieben Herrgott auch einen Teil der Fürsorge zu überlassen. Vielleicht war er auch ein wenig eifersüchtig auf Anne Bouwes, der in der letzten Zeit nicht ohne Erfolg in der Gemeinde für mehr Verträglichkeit den anderen Mennonitengruppen gegenüber eingetreten war. — Eine schöne Sache, sich zu vertragen mit den leichtlebigen „Waterlanders“ und den ketzerischen „Danziger Mennoniten! — Es war nicht nur der heilige Geist, der den Vermahnbruder dazu trieb, den „Posten“ als ein „Amt“ zu verschreien, und das letzte Wort mit einem unzweideutigen Naserümpfen auszusprechen, indem er in die Richtung des Anne Bouwes guckte. Die Predigt war allgemein besprochen worden. Van Moersbergen hatte es mit seinen Privatohren gehört und die amtlichen Ohren schnell zugestopft, weil er mit den Mennoniten, die er als strebsamer Bürger nicht entbehren konnte, nicht zusammengeraten wollte; die remonstrantischen Prediger hatten taktvollerweise über die Extravaganzen des friesischen Vermahnbruders geschwiegen; jedoch der Koldenbüttler Pastor war der Mann nicht, solche Ketzereien ohne weiteres passieren zu lassen. Kaum war das Gerücht über die Fennen nach dem Koldenbüttler Pastorat hinübergeweht, als es auf der Kanzel des alten Heiligtums anfing zu krachen.

„Glaubensbrüder, Bekenner der Confessio Augustana Invariata,“ also fing es an und die Gutsbesitzer mitsamt der ganzen Bauernschaft rüsteten sich zur Aufmerksamkeit, denn sie wußten,

daß sie diesmal nicht wegen ihrer Trinkgelage oder der Zuchtlosigkeit ihrer zarteren Lebenspraxis getadelt werden würden, sondern daß sie dem Pastor auf einer wilden Jagd hinter irgend einer Ketzerbrut folgen durften.

„Glaubensbrüder, es tobt die Heterodoxie wieder im Ketzernest. Es hausen dort, gleichwie in der Hölle, die Bekenner aller Irrlehren zusammen: die Remonstranten, die Katholiken und die Mennoniten. Es fehlen, Gott bessere es, die Kryptokalvinisten und die Juden noch." — Der Ausdruck „Gott bessere es!" wurde vom biederen Geistlichen manchmal und zwar oft an verkehrter Stelle, angebracht. Zum Glück entging den Zuhörern diesmal die Komik des Irrtums.

„Nun haben die Mennoniten ihren Bocksschwanz wieder wedeln lassen." Es folgte eine Auseinandersetzung ihrer Irrlehre, die eigentlich so höllisch verkehrt sei, daß es einem sehr einfältigen Menschen einleuchten müsse.

„Sie verdammen die öffentlichen Ämter, die, Gott bessere es, von der herzoglichen Gnade selber eingestellt sind; sie verwerfen das Pastorenamt, das Christus selber gründete, und verdrechseln die göttlichen Gebote, bis sie zum reinsten Unsinne werden.

Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin. Sie trägt das Schwert nicht umsonst; es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet — also sagt der heilige Paulus; aber der Gemüsehändler zu Friedrichstadt macht die Obrigkeit zur Teufelsdienerin und verurteilt das Waffentragen. Das soll einem Christen nicht erlaubt sein. Ich frage euch, hat der Herr Christus etwa dem gottseligen Hauptmann zu Kapernaum geheißen, sich aus der Armee zurückzuziehen? Hat der heilige Petrus dem Hauptmann Cornelius befohlen, sein Schwert abzulegen, als dieser das Gnadenwasser der Taufe zu seinem großen Bedauern erst im Mannesalter empfing? Desgleichen der Cipier im Gefängnis zu Philippi. Er wurde mitsamt der ganzen Familie getauft. Selbstverständlich blieb der Mann in seinem Amte; sonst hätte die Apostelgeschichte das Gegenteil wohl gemeldet. Und Johannes der Täufer, der denn doch der Wegbereiter des Herrn war, sagte zu den Soldaten: begnüget euch

mit euerem Solde. Ich frage euch: wie hätten sie sich mit ihrem Solde begnügen können, wenn sie keine Soldaten geblieben wären.

Ich will heute von der Geringschätzung der Kindtaufe nicht einmal reden und betone nur, daß es ein Greuel ist, daß die Mennoniten den Kindlein das Gnadenwasser der Wiedergeburt und die damit verbundene heilsame Teufelsbannung vorenthalten. Jetzt rede ich nur von ihren irrsinnigen Behauptungen, daß die Selbstverteidigung nicht erlaubt sei. Bauern von Koldenbüttel, wenn möglicherweise der Wallenstein und der Tilly vor der Eider stehen und die Soldaten eure Frauen und Töchter entehren wollen, sollen wir uns dann verteidigen oder nicht?"

Diese Redewendung war ausschlaggebend und die Bauern waren völlig mit dem Pastor einverstanden, als er die Schlußfolgerung machte, daß der Mennotinismus eine Offenbarung des Antichristen sei.

Die Predigt hatte ihre Wirkung nicht verfehlt und es wurde von Sankt Peter bis zum Ostseestrande über sie gesprochen. Der Probst zu Gottorp hatte dem Herzog in gewählten Worten dasselbe gesagt, was der Koldenbüttler Pastor seinen Bauern vorgedonnert hatte, und die Kanzlei hatte dem Statthalter manchen Brief über die anmaßende Irrlichtelei des Vermahnbruders geschrieben. Es war ihm kaum gelungen, den Sturm zu beschwören, und er vergab es den Mennoniten nicht, daß sie ihm so viel Schwierigkeiten gemacht hatten. Daher kam es, daß es ihm ein Bedürfnis war, ihnen die Gewalt der Obrigkeit einmal energisch fühlbar zu machen.

Das Gerichtsverfahren zu Friedrichstadt ist noch ein Wickelkind. Das städtische Recht muß eigentlich noch festgestellt werden, jedoch der Statthalter ist, laut seiner Instruktion vom 22. Oktober 1622 beauftragt „die herzogliche Reputation, die Rechte und Gerechtigkeit zu konfirmieren" und zusammen mit den Assessoren Recht zu sprechen, bis die Stadt einen vollständigen Magistrat haben wird. Er soll nicht schwach sein, jedoch auch nicht übermäßig strafen und neben der heilsamen Justiz auch eine gute Polizei observieren.

Die Gottorper Kanzlei hat die Instruktion so formuliert,

daß dem Statthalter eine große Handlungsfreiheit verliehen ist und die anderen Regenten verzweifelt wenig vermögen, wenn der Statthalter sie kurz halten will. Und er ist ein aristokratischer Herr mit diktatorischen Neigungen. Die Administration der „lieben Justiz" ist ihm besonders nahe ans Herz gelegt und er hütet sie wie ein brütendes Schwanenweibchen ihre Eier im Nest an der Treene. Die Assessoren mußten es dulden, daß die Voruntersuchung, das Amt des öffentlichen Anklägers, und das Präsidium in den Gerichtssitzungen im Statthalter vereinigt waren. Neben dem großen Mann gab es nur schlecht orientierte Richter, und hinter ihm standen am zweiten Platze der Schultheiß, der nicht viel mehr als Polizeisergeant war, und der scharfe Marcus Gualtherus. Der letztere war eigentlich der einflußreichste Mann im Friedrichstädter Gerichtsverfahren. Er klügelte den Zusammenhang aus den Einzelerklärungen der Zeugen heraus und eignete sich besonders für die juridischen Haarklaubereien, die dem Statthalter zu gering waren. Leider sah der letztere nicht ein, daß Doktor Juris Willem van Dam Recht hatte, wenn er behauptete, daß Frau Objektivität und Herr Marcus „geschiedene Leute" seien. Zum Glück haben die Assessoren schließlich eine Stimme beim Urteil und können nicht völlig mundtot gemacht werden.

Im Saal des Schaegenschen Hauses am Markt wird Recht gesprochen. Die Stadtväter sitzen in ihren schwarzen Mänteln und steifen Krausen hinter dem grünen Tisch und im hohen Sessel, in dessen Rücken das städtische Wappen geschnitzt ist, thront van Moersbergen. Gosewinus Neyendael, der Gerichtsbote, steht würdevoll zur Seite hinter dem Tischlein, worauf Gualtherus seine Papiere hingelegt hat. Es bildet mit dem großen Tisch einen rechten Winkel.

Hinter dem Vorsitzenden über dem Kamin hängt ein Bild des heiligen Rechtes, das augenscheinlich von einem sehr unklassischen Primitiven gemalt worden ist. Frau Justitia hat Arme wie ein Schmiedemeister und ein verwachsenes Bein, das sie unanständigerweise in seiner nackten Verschrobenheit dem Publikum zeigt, anstatt es aus moralischen oder ästhetischen Gründen mit dem faltigen blauen Unterkleid oder dem roten

Mantel zu bedecken. Es kommt dem Anne vor, als ob sie es absichtlich zur Schau trägt, und er kann den Gedanken nicht los werden, daß es eigentlich ein Bild von der großen Sünderin sei, von der die Offenbarung des Johannes erzählt. Die Augen der Frau Justiz sind augenscheinlich provisorisch mit einem Handtuch verbunden. Eine Inschrift auf dem Kaminrand meldet, daß die Gerechtigkeit hochgehalten werden solle, wenn schon die Welt zu diesem Zwecke untergehen müsse: „Fiat Iustitia, pereat Mundus.“

Die scharfe Stimme des Gualtherus verliest das lange Protokoll der Voruntersuchung. Es ist alles so deutlich und durchsichtig. Anne Bouwes hat gegen seine Gewohnheit einen ganzen Abend im Fährhaus verbracht. Um neun Uhr passiert er in großer Aufregung das „Goldne Tor“; kurz nachher muß er in der Nähe jener Straße gewesen sein, wo das Pasquill an der Gartentür des Statthalters gefunden worden ist; zehn Minuten später wird er erwischt, als er sich von der Stalltür, wo das zweite angeklebt worden ist, nach Haus begibt. Im Keller des Fährhauses entdeckt man ein drittes Exemplar. Die Tochter des van Loo errötet, als man sie fragt, weshalb Anne Bouwes, der sonst keine Wirtschaft zu besuchen pflegt, an jenem Abend im Fährhaus gewesen sei, und sie gibt eine ausweichende Antwort; sie erklärt nachher, daß sie es wohl wisse, jedoch nicht mitteilen könne, und ist verwirrt, als man ihr die Frage vorlegt, ob abends wohl einmal Zusammenkünfte im Keller stattgefunden haben. Schließlich erklärt der Janus mit dem Zunamen „der Rote,“ daß ein vermummter Mann, an dessen Stimme er Anne Bouwes erkannte, ihn auf der Straße angeredet und gebeten habe, einen Zettel unter die Tür des Statthalters zu schieben. Er habe den Botenlohn zwar angenommen, jedoch den Brief nicht an die genannte Stelle gebracht. Am nächsten Tage habe er ihn am Statthalteramt einliefern wollen, weil die Sache ihm verdächtig vorgekommen sei; er habe ihn jedoch verloren. Möglicherweise habe er ihn im Keller des van Loo fallen lassen.

Das Protokoll teilt des weiteren mit, daß die zwei Schiffer, die an jenem Abend im Fährhaus gewesen sein sollen, wahr-

scheinlich nicht dagewesen sind; und wenn sie schon die Gaststube besucht haben, so schwäche dies die Tatsachen nicht ab. Entweder seien sie auch im Komplett gewesen, oder alles sei schon vor ihrer Ankunft abgemacht worden. Es sei nämlich bewiesen, daß Anne Bouwes sich nach dem Schluß der Deichverwaltungsversammlung in sehr ungeschickter Weise beim Deichgrafen entschuldigt habe, weil er nicht mit ihm nach Hause gehe und daß er sich eine Zeitlang im Fährhaus aufgehalten habe, bevor die obengenannten Schiffsleute dorthin gekommen seien.

Der Scharfsinn des Rektors erreicht seinen Höhepunkt, als er auseinandersetzt, daß ein bedenklicher Fall vorliege, eine Missetat, die nicht die Frucht einer augenblicklichen Trunkenheit sein könne, sondern notwendigerweise vorher geplant und in mehreren Zusammenkünften ausgearbeitet sein müsse und daß weder Anne Bouwes noch van Loo das Pasquill geschrieben haben können, sondern daß es einen Auctor intellectualis geben müsse, und zwar einen unbekannten Bürger der Stadt, einen Querulanten schlimmster Art. Wahrscheinlich sei am erwähnten Abend nur die Verbreitung des Pasquills endgültig geregelt worden. Wahrscheinlich haben die Zusammenkünfte im zweiten Kellerraum stattgefunden; denn dort habe der Schultheiß Tintenkleckse auf dem Tisch wahrgenommen.

Das Ganze sei ein Verfahren unzufriedener Elemente, die der obrigkeitlichen Gewalt feindlich gesinnt seien und dem Remonstrantismus kein Wohlwollen entgegenbrächten. Der Fanatismus, jene üble Seelenkrankheit, die schon manchmal einen sonst guten Menschen zum Verbrechen verführt habe, sei mit im Spiel. Leider sei es nur zu deutlich, daß man so etwas von den Kreisen des Mennonitismus und zwar von der Gruppe, die sich „die Friesischen" nennt, erwarten könne.

Stadtsekretarius Gualtherus hat das alles kunstvoll zu einem schwerfälligen Protokoll verarbeitet. Es ist ein juridisches Meisterstück, das vom Statthalter sehr gelobt worden ist und dessen Vorlesung jetzt an höchster Stelle mit befriedigtem Nicken begleitet wird. Herr Marcus trägt es mit Pathos und schulmeisterhaftem Nachdruck vor.

Assessor de Graef hat die Fensterscheiben in der Wand hinter dem Beklagten schon zehnmal gezählt und fängt nun mit der Delfter Fliesen der Täfelung an. Dr. Juris van Dam hört aufmerksam zu und macht Notizen. Crayvanger wird unruhig, weil er befürchtet, daß er als Schützenkapitän zu spät zur Parade kommen wird. Er begreift, alter Gewohnheit gemäß, nichts vom Aktenstück und flüstert nun dem Nachbar van de Wedde ins Ohr: „es gibt wieder schrecklich viel Mythologie im Protokoll!“ Es gehören in der klassisch ungeschulten Vorstellungswelt des biederen Bierbrauers nämlich alle lateinischen Fremdwörter, nebst Jupiter, Venus und Frau Justitia zur geheimnisvollen Abteilung der Mythologie. Van de Wedde lächelt in seinen Bart und kritzelt weiter an einem Projekt für ein neues Packhaus, das ihm im Kopf sitzt.

Und Rektor Gualtherus liest immer weiter. Anne Bouwes begreift nichts vom gelehrten Protokoll; es widert ihn an: die reinste Jurisprudenz! — Man sieht die Wahrheit nicht und tappt blindlings ins Blaue hinein; man stützt sich auf die falschen Aussagen eines Lotterbuben, der sich selbst reinwaschen und sich am ehemaligen Arbeitgeber rächen will, weil dieser ihn aus seinem Dienste gejagt, und man ist grenzenlos parteiisch. — Glückselig der Mensch, der nicht sitzt im Rat der Gottlosen. Die großen Herren reden mit Fremdwörtern, die man nicht versteht und mit denen ein einfacher Bauer nicht gewachsen ist. Aber der Herr wird die Weisheit der Klugen zur Torheit machen und die Kinder der Wahrheit werden triumphieren... — Ist Anne Bouwes ein Kind der Wahrheit? Die Kinder der Welt sagen manchmal, daß ein Mennonit nicht lügen dürfe. Als ob eine Lüge nicht jeden Menschen herabsetze und das achte Gebot nur für Mennoniten geschrieben sei. Die alberne Behauptung findet ihren Ursprung in dem derben Wahrheitssinn, die den rechten Mennoniten eigen ist. Gehört Anne Bouwes zu ihnen? In der Voruntersuchung ist er indirekterweise der Wahrheit untreu gewesen und er hat es passieren lassen, daß eine schwache Frau sich selbst verdächtig machte, um ihn zu schonen. Als der Gualtherus wissen wollte, zu welchem Zwecke der Bouwes in die Wirtschaft gekommen sei, hat sie sich weder

mit einer Lüge herausgerappelt noch den unglücklichen Verehrer verraten, sondern gerade herausgesagt, daß sie zwar mutmaße, zu welchem Zweck er die Familie aufgesucht, jedoch keine Auskunft darüber geben wolle. Anne ist ihr innig dankbar gewesen. Der kalte Schweiß hat ihm auf der Stirn geperlt, als die unbescheidenen Frager alles wissen wollten und die Gefahr drohte, daß sein schmerzliches Geheimnis verraten werden würde. Sie trieben Mareiken mit ihren Unverschämtheiten so sehr in die Enge und sie wußte nur zu gut, daß er sich an jenem Abend um sie hätte bewerben wollen. Ihre Verschlossenheit war als ein schwerer Verdacht auf sie zurückgefallen. Das hat der Bouwes, der Nachfolger Christi, auf sich beruhen lassen. Der Kerl versteckt sich hinter die Frau, die er liebt. Ein feiner Christ! Seine Liebe ist Larifari; er ist ein Feigling, der die Wahrheit nicht sagt und andere für sich leiden läßt! — Gott, es wird zu viel von ihm gefordert; er kann nicht reden! Schließlich fließt der Strom des Protokolls langsamer und versiegt auf den Lippen des Gelehrten. Wie schön und eindrucksvoll wäre es gewesen, wenn der Strafantrag dieses Plaidoyer für das heilige Recht hätte krönen können. Das Sekretärlein soll jedoch bedenken, daß dies die Prärogative des großen Mannes sei und daß er nur das Protokoll der Voruntersuchung zu verlesen habe. Es ist jedoch ein tröstlicher Gedanke, daß der Geist im Protokolle wohnt und daß der dort sich den Führungen jenes Geistes gern fügt.

Der Statthalter heißt die Angeklagten aufstehen.

„Ihr habt euch nicht mit einem Rechtsanwalt versehen?“

„Nein.“

„Habt ihr noch etwas zum Vorgelesenen zu bemerken?“

„Jawohl!“

Anne Bouwes tritt hervor. — „Also?“ — fragt der Vorsitzende ungeduldig. Der Angeklagte zittert. — Er wird wohl bekennen, meint Gualtherus und lächelt vertrauensselig. — Der Bauer dreht den Hut mit nervösen Bewegungen in der klotzigen Hand und fängt an:

„Ich sehe mich genötigt, zu erklären, weshalb Fräulein van Loo sich nicht über den Zweck meines Besuches hat äußern

wollen. Sie wollte mich schonen.“ — Herr Marcus kann ein befriedigtes „Aha“ nicht unterdrücken. — „Sie hat mir eine peinliche Erklärung ersparen wollen. Ich war an jenem Abend dort... ich muß es sagen, weil ich nicht dulden kann, daß eine Unschuldige meinetwegen leiden soll...“ Er zauderte und es wollte ihm nicht über die Lippen... „Es ruht ein falscher Verdacht auf ihr; ich weiß es bestimmt... ich weiß mehr von der Sache...“

Das ganze Auditorium hört gespannt zu; van Moersbergen ruft ungeduldig: „Du, Bauer, beeile dich, was machtest du dort im Fährhaus?“

„Ich... wollte mich um sie... bewerben.“

Ein Teil der hohen Herren fängt an zu lächeln. Van de Wedde und van Dam sehen ernst vor sich hin; sie verstehen, daß sich etwas Großes im Gerichtssal ereignet. — Van Moersbergen schnautzt den Beschuldigten an: „Mensch, schwindle mir nichts vor; die van Loo braucht sich doch nicht zu genieren, weil du um sie freist. Männlein, Männlein, du redest dich in die Falle hinein. Wenn du mit der van Loo auf vertraulichem Fuße stehst, wird die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß du mit der ganzen Sippschaft im Fährhaus gemeine Sache machst. Was meinst du, wenn du behauptest, daß sie dich schonen wolle?“

„Sie wollte mich nicht erniedrigen, ich stehe mit ihr nicht auf vertraulichem Fuße; ich...“

Der arme Kerl geriet immer mehr in Verwirrung; als er jedoch den Statthalter und seinen kleinen Quäler hinter den Papieren höhnisch lächeln sah, überlief ihm mit einem Male ein wilder Groll; die echt menschliche Geringschätzung, die die alten Mennoniten als selbstbewußte Mitglieder der gedrückten gesellschaftlichen Gruppen den Machthabern gegenüber hegten, stieg ihm zur Kehle und wütend brüllte er: „Ihr rücksichtslosen Menschen, wer gibt euch das Recht, eure Nase in meine Angelegenheiten hineinzustecken? Ihr sollt über den Verdruß eines Menschen nicht lachen, und gilt es nur einen rohen Bauern. Schämet euch!“

Die Herren am grünen Tisch geraten in Bewegung und der

Statthalter sieht den Bouwes verdutzt an. Der Edelmann versteht den gemeinen Mann nicht und legt ihm kein feineres Empfinden bei, am allerwenigsten in der Liebe. Es ging ihm auch das Vermögen ab, den Wahrheitssinn jenes groben Kerls zu unterscheiden, und in seinen Augen war Bouwes der Helfershelfer jenes verruchten Anonymus, der ihn niederträchtig beleidigt hatte. Und dieser Mensch schnautzte den Statthalter, den Freiherr van Moersbergen an!...

„Schweige Grobian, er spricht zum Statthalter!"

Der Vorsitzende seufzt, als hätten die letzten Worte ihm Luft gegeben. „Haben die Herren noch etwas vorzubringen? sonst können wir uns in das Beratungszimmer zurückziehen."

„Wenn ihr gestattet!"

Willem van Dam verlangt das Wort. Nun folgt eine Reihe Fragen, die den Statthalter beunruhigen und im Sekretarius das Empfinden hervorrufen, als sei er ein Schuljunge, der vom Rektor etwas auf die Hosen bekommt. Allmählich fängt das Kartenhaus des Protokolls an zu wanken, bis es am Ende zusammenbricht. Das jämmerliche Beispiel unbefugter, kleinstädtischer Jurisprudenz fällt unter den Schlägen des Amersfoorter Rechtsgelehrten: Crayvanger reibt sich die Hände; der Vorsitzende wird kleinlaut; Gualtherus ist entrüstet... Nun richtet van Dam sich an Anne Bouwes und sagt freundlich, jedoch bestimmt: „Aber du weißt mehr von der Sache; nicht wahr, nach deiner eigenen Aussage weißt du bestimmt, daß Mareiken van Loo nichts mit dem Pasquill zu schaffen hat. Es ist mir bekannt, daß du als treuer Anhänger deiner Sekte sehr sorgfältig mit der Arbeit umgehst. Also ermahne ich dich nicht, die Wahrheit zu sagen, jedoch bestehe ich darauf, daß du sagst, was du weißt."

Bouwes sah den van Dam einen Augenblick mit ruhigem, dankbaren Blick an. Dann antwortete er: „Als ich am Abend meines Besuches in dem Fährhaus in meinem Stall nach dem Richtigen gesehen hatte und nach Hause gehen wollte, sah ich durch das Fensterlein der Stalltüre, wer das Pasquill dort anklebte. Weil ich mich jedoch nicht berufen fühle, einen Mitbürger anzuklagen und der Mann mein Wohltäter gewesen ist,

muß ich auf weitere Auskunft verzichten. Ich würde auch nur Zwist und Skandal hervorrufen, wenn ich die Herren instand setzte, noch weiter im Kot zu wühlen. Mehr darf ich nicht sagen."

Der Mennonit stand wie eine steinerne Säule vor dem grünen Tisch; er war ruhig wie auf dem Viehmarkt und fühlte sich Meister der Lage, so wie er es immer war, wenn er den festen Boden seiner religiösen Prinzipien und die Stütze seines Gewissens wie mit Füßen und Händen fühlte. Es strömte eben das Märtyrerblut der alten Täuferischen in seinen Adern und es war ihm ein Hochgenuß, nach all der Schmach, der Verdächtigung und den Erniedrigungen, die er hatte erdulden müssen, wo er sich auf dem Glatteis der Liebe befand, jetzt in Mareikens Gegenwart die Kraft seines frommen Starrsinns mit den Herrschern der Welt zu messen. Das war alte täuferische Geistesgewalt; das war innerliche Freiheit; — unbrauchbarer Eigensinn im gesellschaftlichen Leben und dennoch Heldentum ersten Ranges, demgegenüber weltliche Gewalt machtlos steht.

Es kracht am grünen Tisch und die Herren fallen mit entrüsteten Ausrufen über ihn her: „Aber Bouwes, du sollst doch... Du verstehst deine Bürgerpflicht nicht... Angeklagter ich befehle dir im Namen des Gesetzes..."

„Bedaure, meine Herren, mein Gewissen verbietet mir, zu reden."

Es geht hoch her im Gerichtssal; es glaubt keiner, Rektor Gualtherus ausgenommen, mehr an die Schuld des Beklagten und die Herren fühlen, daß er nicht lügt. Sie ärgern sich jedoch zu Tode, weil der Mennonit nicht reden will. Der entrüstete Gänsekiel des Sekretarius kratzt auf dem Papier: „der Mennonit erfrecht sich, seine dummdreiste Hartnäckigkeit mit den hochlöblichen Worten der heiligen Männer zu verteidigen und zitiert das Wort Petri: „man soll Gott mehr gehorchen als Menschen."

Der Statthalter wird immer unsicherer; am Ende weiß er keinen besseren Rat, als die Sitzung einzustellen und in das Beratungszimmer zu gehen... Die Mennoniten sind störrige Schwärmer und verbeißen sich in ihre Prinzipien!

Der Prozeß war eine Niederlage für van Moersbergen und den Stadtsekretär. Der erstere erklärte sich schon bei der Beratung überwunden und nahm den Strafantrag zurück; jedoch schlug er vor, den widerspenstigen Bauern zu weiteren Aussagen zu nötigen oder ihn im Falle der Weigerung aus der Remonstrantenstadt zu verbannen. Das schien dem Crayvanger jedoch äußerst unerwünscht zu sein: „Meine lieben Herren, wenn ihr es auf die Spitze treibt, sagt er es am Ende noch und es soll nicht gesagt werden; es gibt schon genug Skandal in den oberen Kreisen.“ Der dicke Brauer lachte zufrieden, weil er sich selbst zu diesen Kreisen zählen durfte, seit er Assessor geworden war... „Wollt ihr ihn wegen seines Starrsinns strafen und ihm deutlich machen, daß es nicht angehe, sich gegen uns aufzulehnen, so legt ihm eine Buße von zwanzig Reichstalern auf. Der Bouwes weiß den Wert des Geldes zu schätzen, und es wird andere davon abschrecken, sich mit ihrem Privatgewissen gegen uns aufzulehnen. Untersuchet im übrigen in aller Stille, welcher liebe Freund uns mit seinen Pasquillen den Brei verschüttet.“

Der Rat des Assessors Crayvanger fand Gehör; nur van de Wedde und van Dam machten Bedenken, gaben sich jedoch besiegt, als der Statthalter darauf hinwies, daß es einen jämmerlichen Eindruck auf die Masse machen würde, wenn ein grober Viehkäufer sich ungestraft den Herren vom Gerichte gegenüberstellen könnte.

Als die Herren wieder in das Sitzungszimmer traten, flüsterte van Dam dem van de Wedde zu: „Am Ende ist er uns doch überlegen gewesen; die Mennoniten sind ein wunderliches Volk, das sich weder vom Teufel noch von den Herren Regenten übertölpeln läßt, und sie scheinen es verflucht unangenehm zu finden, sich vor sich selbst genieren zu müssen; ich binde schließlich doch lieber mit diesen Wehrlosen nicht an.“

Anne Bouwes bezahlte seine Buße mit blutendem Herzen, ohne sich etwas merken zu lassen. In Friedens Namen! Er hätte den van Geerlen, der ihm in seinen armen Tagen das Geld für seine ersten Geschäfte geliehen hatte, doch nicht verraten können!

Nach der Gerichtssitzung verabschiedete sich der Statt-

halter mit einer kühlen Verneigung. — „Doktor van Dam, ich hatte unrecht; ihr habt mich davon überzeugt; der Bouwes ist ein hartnäckiger, unsympathischer Mensch, aber er ist unschuldig.“

Van Dam lachte in seiner Seele, war jedoch zu höflich, es zu zeigen. Crayvanger und de Graef verletzten den Edelmann durch den Blick, den sie einander zuwarfen. Van de Wedde wandte sich van Dam zu und sagte scheinbar achtlos, als sei es nicht für den Statthalter bestimmt: „wenn ich den Bouwes nicht gekannt hätte, wäre ich auch hereingefallen.“

Merkwürdig, der Mensch war besonders dem Manne gegenüber, um dessetwillen er zur Seite geschoben worden war, immer nobel, immer hochherzig, immer der Mann der großen Geste. Mutter Martha hatte wohl recht, wenn sie zum Sohne sagte: „Vater ist stets „le grand seigneur“, und wenn man sein Feind ist, kann man erst recht dessen gewiß sein, daß man nobel behandelt wird. Höchstens verwendet er zu große Worte, wenn er seinen Widersacher kritisiert.“

Stadtsekretarius Gualtherius ging kopfschüttelnd und mit wütendem Gesichte quer über den Markt. Es war ihm unmöglich, sein Unrecht einzusehen, und er nannte das Friedrichstädter Gericht ein Eselkollegium. Es stimmte im Protokoll alles so schön!

Der Fährmann, der während der Sitzung sehr kleinlaut gewesen war, weil er sich, trotz seiner Unschuld in bezüg auf das Pasquill, auf gefährlichem Gebiete befand, kam dem Anne Bouwes nach, als dieser nach Hause ging.

„Du, Bouwes, was sagst du zu der Sache? Bist du nun nicht von deinen mennonitischen Irrlichteleien bekehrt?“ — „Ich möchte wohl einmal wissen, was die Wörter auf dem Kamingesims bedeuten; sie sind gewiß vom Schulmeister erdacht worden. — Mit Fremdwörtern kann sogar der Satan beweisen, daß er ein anständiger Mensch sei, und die blinde Justiz macht damit klar, was kein Auge gesehen haben kann. Der Teufel ist Doktor Juris und Frau Justitia ist seine Kebse.“

„Du bist wohl ein bißchen verstimmt wegen der Buße; am Ende hat die gnädige Frau dich freigesprochen und dir nur eine Brüche auferlegt, weil du den Herren widerstehst. Frau Justitia kann sich doch nicht von deinem Privatgewissen kujo-

nieren lassen.“ – „Und mein Gewissen läßt sich weder vom Statthalter noch vom Teufel kujonieren, nun weißt du es. Schade, daß der Unterhalt derselben so teuer ist. Man hätte für die Brüche fast eine Kuh kaufen können.“ Van Loo verabschiedete sich lachend und kopfschüttelnd. — Er konnte nicht umhin, einen Vergleich zwischen dem starren Sinn des Mennoniten und seiner eigenen Widerspenstigkeit zu machen, und das gab seinen Gedanken am Ende eine Wendung, die den selbstzufriedenen Alten eine kurze Zeit beschämt machten; er schämte sich der verschlungenen Wege seiner Winkelpolitik. — Als er jedoch oben auf den Deich kam und zur Stadt hinüberschaute, hatte er sein innerliches Gleichgewicht schon wieder gefunden.

„Der Anne ist ein Israelit ohne Trug, wie die Pastoren sagen, aber wenn es keine Männer wie Cornelius van Loo gäbe, würden die Kerle dort unten ungestraft schalten und walten und man könnte die Gerechtigkeit nach der Rumpelkammer verweisen.“

* * *

Es klirren die Fenster der Prinzenstraße und der rote Janus rührt die Trommel. Die Nase hält er hoch im Winde und das ganze Publikum, die Herren, Damen, Gassenbuben und die schmucken Mädchen sind ihm Luft. Er schaut nur in die weite Ferne hinein, und als er an das Ende der Straße gekommen ist, möchte man schwören, daß er nun bald schnurgerade in den Burggraben hineinmarschieren werde, jedoch macht er gerade in der Mitte des Burgwalls einen rechten Winkel und schreitet im Takte weiter. Er ignoriert die ganze Welt, sogar den Statthalter auf der Freitreppe seiner Wohnung und Fräulein Katharine schön, den Stolz der Remonstrantenstadt. Juchhei, wie ist das Leben schön, wenn man die gerade Linie halten kann und doch genug Branntwein getrunken hat, um Visionen aus dem gespannten Kalbsfell heraustrommeln zu können. Musketenknallen und Kanonengedonner; Sturmlauf und Siegestriumph. Hurra! Wenn du es schon nicht mitmachst, so kannst du es dennoch im Geiste erleben, vorausgesetzt, daß der Weingeist den Idealismus nicht umnebelt hat. Sonst torkelst du schwankenden Schrittes hinter

einem Schattenwirbel in unsicheren Lüften her. — Die Trommel grollt, die Klöppel hüpfen wie Besessene und Janus hält die gerade Linie, nur immer schnurgerade aus! Anne Bouwes, du dort an der linken Seite des Weges, ich sehe dich nicht und stecke meine Nase nur etwas höher in die Luft, bis in die Sphäre der Geringschätzung! Es trampelt das Schützenpferd, der Rappe des Crayvanger hinter meinem Rücken. Der Kapitän sitzt hoch zu Roß und fest im Sattel! Es glänzt das Rapier in der Abendsonne, es winkt der Federbusch hinter dem mächtigen Hut, auf dem mächtigen Kopf des teuren Kommandanten und hinter ihm schreitet die Schützenkompagnie. Die Trommel grollt, der Donner rollt, nur schnurgerade aus!

Die Schützen marschieren zu vieren. Daß es aber so vielerlei Arten von Kopfbedeckung gibt in der Remonstrantenstadt, und so vielerlei Schnitt und Farbe in der Kleidung!

Zu jenen Zeiten gab es eben noch keine Uniform und ein jeglicher tat, was ihm recht deuchte.

Im täglichen Leben kleiden sich die Friedrichstädter, als echte Holländer aus der ersten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, sehr dunkel; als Schützen lieben sie jedoch den bunten Rock. Es ist eine Augenweide, die Kompagnie marschieren zu sehen. Sieh dort Jansen im gelben Wams; der Pieters ist grün wie ein Frosch; was van Dam aber für feine Lederhosen trägt! Dort kommt Sergeant van Hoven... und dort Hähnchen Rotkamm mit dem goldbraunen Anzug! Der Köter des Doktor Selcart steht neben seinem Meister und hält sich zu den niedrigen Regionen. Was die Menschen doch für wunderlich gefärbte Beine haben! Er bellt den komischen Kuddelmuddel von mageren und dicken, kurzen und langen, roten, gelben, grünen, blauen Schützenbeinen an und möchte am liebsten van Geerlen in seine herausfordernden orangenen Strümpfe beißen.

„Verfluchte Muskete!“ — „Sie macht mir die Schulter mürbe; ich lege sie auf die andere Schulter.“

„Sieh einmal wie der mobil gemachte Biergaul des Crayvanger schleppt. Der meint wohl, daß wir alle Bierfässer sind und daß er uns zur Brauerei fährt.“ — „Meinetwegen täte er es, ich bin furchtbar durstig.“

Hähnchen Rotkamm hört die faulen Witze und beißt sich auf die Lippen, weil er nicht lachen will.

„Kompagnie halt!“

Der Kapitän hebt die Hand hoch, um den großen Federhut vor dem Statthalter auf der Freitreppe zu ziehen, bemerkt jedoch, daß der Trommelschläger tapfer weiter marschiert...

„Donnerwetter, Janus, was fehlt dir!?“

Der Gaul setzt sich in Trab; eben nachher erscheint der große Pferdekopf über der Schulter des immer noch trommelnden Geistersehers. — „Halt, sage ich dir!“

Ein Seitensprung des Janus vervollständigt das Mißlingen des feierlichen Augenblicks.

„Rechts Front!“

Es folgt die Schützeninspektion.

Der Statthalter steht vor Sergeant van Hoven und nickt ihm freundlich zu: „ich mache dir mein Kompliment, Sergeant.“

Von der Freitreppe her schaut Katharine mit begeistertem Blick gerade in die Augen des Sergeants. Antoni versenkt sich klopfenden Herzens in jenes Mysterium reizender Herrlichkeit. Wie Katharines Augen leuchten — ein langer, wonnevoller, verführerisch funkelnder Erguß weiblicher Sehnsucht. Sie spendet die Fülle ihrer stillen Anziehungskraft und es ist Feiertag in der Seele des Beglückten. Wie ist sie so schön in ihrer schlanken, stattlichen Jugendblüte. — Am Statthalterhause blühen die ersten Rosen. — Bald löst die Kompagnie sich auf und eben nachher hört man an allen Ecken der Stadt Musketen knallen. Das ist nur Schützenspaß, um die Weiber zu erschrecken!

* * *

Das nickende Schiff am Treenufer schlummert ein; es kann sich nimmer halten, wenn der Abendwind es wiegt. Die blanken Wasserrosen schlafen auf ihrem grünen Lager, das die Wellen unter sich hinweggleiten läßt und, selber in der kühlen Tiefe verankert, seine keusche Last vor dem Abtreiben auf dem flutenden Strome behütet. Der vielbewegte Tag glüht noch in den Lüften nach und färbt die Wolken am westlichen Horizont rot, purpur und glühend gelb. Unten liegen sie ruhig in länglichen Streifen und ausgedehnten schmalen Flächen; in höheren Sphä-

ren ziehen jedoch dunkle Wolkenwagen goldumsäumt und phantastisch aufgetürmt ihres Weges. Es sind Berge und wilde Tiere und aufgescheuchte Herden, verzaubertes Volk, das sich wälzt und streckt, um sich zu befreien, jedoch nur zu neuen Formen umgestaltet wird. Die Treene spiegelt die rote Glut und den flammenden Purpur wider, aber die dort oben bemerken ihr Ebenbild kaum. Sie wälzen sich weiter, bis sie dereinst in Tränen zerrinnen. Und das ist ihre Erlösung und dadurch wird ihr nebelhaftes Wesen in Gottes wunderlicher Welt zum Segen.

Es läutet zu Koldenbüttel.

„Hörst du wie die Glocke singt, Katharina? — Lachst mich wegen der albernen Frage aus und bist am Ende nur ein dummes Gör. Guckst in die Luft hinein und sinnst auf ein neues Gemälde mit Rosenwolken. Es wird zart wie deine Wangen und fein wie deine Lippen werden, aber es wird dir nicht gelingen, den Sonnenuntergang auf der Treene zu erfassen, wenn du nicht lauschest und stille bist. Plätschere einmal nicht mit deinen Händen ins Wasser und sei einmal nicht albern. Ich will dir die Geschichte von dem Glockenlied des Koldenbütteler Turms erzählen.

Erinnerst du dich nicht, daß du dich Sonntag, als wir auf dem Kirchhof zu Koldenbüttel waren, darüber wundertest, daß der Glockenturm dort so einsam und von der Kirche getrennt steht. Der Arme stand dort schon in alten Zeiten, wo das ganze Land noch katholisch war, so allein — an einem Orte mit seiner Auserwählten und dennoch nicht mit ihr vereinigt. Das war Schicksalsschluß; er war eben nicht vornehm genug und das Einzige, was er das Seinige nennen konnte, war seine schöne Stimme. — Nun gab es einmal einen Pastor im großen Pfarrhaus, der im Laufe der Jahre ganz unwirsch und vergrämt geworden war. Seine Predigten schmeckten wie schales Bier, und wenn er beim Hochamt sang, überlief es die Leute oft wie kaltes Wasser, denn die Gläubigen hörten, daß sein Herz nicht mitsang und daß er mit Gott haderte, sogar wenn er ein „laudate Dominum“ anstimmte oder die Gemeinde zur Anbetung des Hochwürdigen aufforderte. Man gab dem Pastor die Ehre, die seinem Amte gebührte, jedoch gab keiner ihm

Liebe, weil man meinte, daß er selber weder Gott noch irgend einem Menschen Liebe entgegenbrachte. Es gab nur Eine, die ihn bemitleidete und sich erinnerte, wie schön er als Knabe im Chor sein „laudate Dominum“ gesungen hatte. Der Pastor war nämlich ein Junge vom Ort und in früheren Jahren hatte er beim Singen wenigstens ebensoviel an jene eine als an den lieben Herrgott gedacht. Er war jedoch ein armer Arbeitersohn, den der Großbauer, bei dem der Vater diente, zum Geistlichen ausbilden ließ und sie war die Tochter eines reichen Gutsbesitzers. Nachher lebten sie am selben Ort.

„Haha, du alte Kapuze, Bruder Kollege, Mönchlein Glockenturm, du teilst mit mir dasselbe Schicksal,“ lachte er einmal, als er abends zwischen den Gräbern sein Brevier betete „Ave Maria, gratia plena“... „Haha, ich bin neugierig, ob deine Stimme auch im Laufe der Zeit verschallt, wenn du dein Lied zu Morgen und zu Abend für deine Gefährtin singen mußt und immer von Ferne stehen sollst. — Ach, was rede ich von alten, vergessenen Dingen, ich alter verrückter Pfaff... Heute Mittag Schweinefleisch und Rotwein, nachher Taufe und Beerdigung. — Nun, Kamerade, singe heute Abend ein schönes Grablied und rühre dich nicht vom Platz, du Mönchlein Glockenklang!“

Der Glockenturm stand starr und unbiegsam da, ein häßliches Gebäude, ein Holzgerüste mit Brettern umzimmert und sonst nichts; viel zu gering für die Kirche. Als die Bauern jedoch von der Beerdigung nach Hause gingen, sagten sie: „mit dem Pastor war nicht viel los, aber die Glocke hat schön geläutet!“

Seitdem singt der Glockenturm mit seiner klangvollen Stimme Jahr ein Jahr aus sein Sonntagslied, den Morgen- und den Abendsang, und jubelt an Freudentagen und singt Litaneien an frischen Gräbern, und immer ist es ein neues Lied. Die Leute sagen, daß sie für jeden Fall einen anderen Klang habe; es ist jedoch nur der Schwung, der das Lied belebt. Sie sagen, daß er böse Geister vertreibe und den Blitz beschwöre und die Menschen rufe, wenn sie ruhen und feiern sollen. Aber im Grunde singt er nur für seine Gefährtin und er verkündigt dem

ganzen Lande, daß sie die Heilige, Wunderbare und Schöne sei, und daß es ein unsäglich großes Vorrecht sei, in ihrem Schatten zu verweilen.

Hörst du es?

Er singt von Entsagung und Bewunderung und Anbetung. Wie bist du mir so schön, wie bist du mir so lieb!

Katharine, fühlst du nun, was heute zwischen Himmel und Erde schwebt? — Siehst du, wenn du das Abendrot auf der Treene malen willst, so sollst du es so tun, daß das Glockenlied durch die Wolken hallt."

Die Jungfrau van Moersbergen kennt das Leben noch nicht. Sie hat sich am Gottorper Hof wohl einmal von jungen Stutzern die Cour machen lassen, sie hat sich jedoch nur lustig gemacht über die abgeschmackte Liebeserklärung des Junkerleins, das sein Herz ihr zu Füßen gelegt hatte. Jetzt zitterte sie vor innerer Aufregung, wo die heiße Liebe jenes Kaufmannssohnes sich in der durchsichtigen Verschleierung dieser Geschichte ihr nähert und sie fühlte sich beklommen dem Ernste jener Hingabe gegenüber, die mit schlichter Aufrichtigkeit angefangen hatte, ihre tändelnde Oberflächlichkeit zu kritisieren und wie von selbst in eine überschwengliche, jedoch aus tiefstem Herzen emporquellende, unumschränkte Huldigung hinübergegangen war. Katharine war nicht sentimental, hatte jedoch ein temperamentvolles Wesen, das sie in den Stand setzte, Antonis Geschichte richtig einzuschätzen. Sie fühlte sich einerseits mit Gewalt zu ihm hingezogen und andererseits sträubte sie sich in ihrem Innern gegen den sentimentalen Faden, der sich durch die Erzählung schlängelte. Sie sah ihn mit ihrem vollen Blick an und klemmte ihre gefalteten Finger zusammen in ihren Schoß, als der begeisterte Kopf des Antoni ihr Herz noch mehr in Bewegung brachte. Endlich fand sie ihre Worte: „Du, Toni, ich habe dich reden lassen, denn wenn du erzählst, freue ich mich; du bist eben ein geborener Dichter. Aber du verletzest mich mit deinen Rosenwolken und du tust mir unrecht. Ich fühle wohl, daß ich deine Beseelung nicht habe und daß ich nur Mädchenwerk schaffen kann, aber wenn ich etwas Gutes leisten könnte, so machte ich es wohl anders als du. Ich finde deine Geschichte

Adolff van Wael, Heer van Moersberghen.

schön und häßlich zugleich. Ich mag deinen Glockenturm nicht; ich würde es ausschreien, bis ich zerrissen wäre, wenn ich mich festhalten lassen sollte, wo das Ersehnte mich lockte. Es gibt nur ein Leben. Was soll man immer entsagen? Ich kann es nicht und will es nicht. Ich will nichts zertreten, möchte jedoch die ganze Welt über den Haufen laufen, — Vater mit seiner Ütrechter Steifheit und Pastor Grevinchovius mit seiner Ergebung und zur Not deinen Glockenturm mit seiner Kapuze, wenn sie das Lob der Bande singen. Du, Antoni, du sitzest und arbeitest den ganzen Tag; wie hältst du es aus?! Ich ersticke im kleinen Nest drunten. Ich meine nicht, daß ich weggehen möchte, ich meine nur, daß das Leben, wie es jetzt ist, mich beengt ..."

Sie zauderte einen Augenblick ... „Wenn ich mit dir rede, ist es mir wohl, aber all das Leben und Weben der Menschen, mit denen ich gewöhnlich verkehre, ist mir über. Mein Leben soll mit anderen Dingen ausgefüllt werden oder ich ersticke. Toni, weißt du, wenn ich hier auf der Treene im Abendrot fahre, dann werde ich manchmal ungeduldig. Dann will ich nicht weinen und seufzen, wie Geertje es macht, sondern ich werde unruhig und kann es nicht mehr aushalten. Ich will mich nicht ins Abendrot versenken, sondern ich möchte mit den jagenden Wolken ausreißen, ich weiß selber nicht wohin. Ich kann nicht ruhig sein wie du und ich habe keine Geduld, etwas richtig zu vollenden wie du, und die Mutter langweilt mich mit ihrer faden Würde und der Vater ist mir lieb, jedoch zu steif und ich weiß nicht, wo ich es suchen soll, aber am besten wäre es, wenn ich ausreißen würde.

Nun lachte sie mit einem Male auf und sah Antoni mit ihren großen blauen Augen und ihrem gutmütigen, reizenden Lachen an: „Toni, ich rede wie ein verrücktes Gör, nicht?" — „Katharine, wenn du so redest, fluche ich meinem Schicksal. Ich wollte es dir nie sagen, aber du, wenn du auf diese Weise redest, dann will ich auch reden und nicht von Ferne stehen bleiben und ... dich festhalten."

„Tine, Tinchen, wenn du mich so ansiehst, wie du es heute Nachmittag machtest, dann ... Du, Tine, sage mir wenigstens,

daß ich dich lieben darf. Ich kann es nicht mehr verschweigen: ich lebe nur für dich."

Katharines Augen leuchteten und sie zog die Hand, die ihr gereicht wurde, zu sich. Da setzte er sich neben sie und er küßte ihren blonden Kopf. Die feinen Finger der Liebsten zitterten in seinen kräftigen Händen. Und der Himmel war purpurrot wie ihre glühenden Wangen und ihr Kirschenmund.

Es ruft aus der Ferne.

Hendrik de Haen, seine junge Frau und Geertje van Hoven beunruhigen sich über die zwei, die dort unten in den zeitlosen Sphären leben und offenbar vergessen, daß es Eltern und dergleichen gibt. Bald liegen die zwei Boote nebeneinander und die arme Anstandsdame läßt sich in das Fahrzeug ihres Bruders hinüberladen, eine politische Tat der hohen Regierung gegenüber.

Als Geertje neben Katharine beim Ruder sitzt, flüstert die letztere ihr etwas zu, das die andere in Entzücken versetzt. Sie schlägt mit einem Male den Arm um den Hals der Freundin und gibt ihr einen herzlichen Kuß.

„Aber Katharine, wie bist du heiß."

„Schweige doch, dumme Gans!"

Aber Hendrik de Haen hat es gehört und sagt vor sich hin: „Furchtbar heiß auf dem Wasser!"

Antoni rudert wie ein Athlet; er schweigt und sinnt. Er kann es nicht fassen: Katharine sein Eigentum; vorläufig ein geheimes Band und später... Es gibt einen Standesunterschied... ach, das findet sich... die Tochter des Statthalters... ach was, Vater wäre auch fast Statthalter gewesen. Nachher, wenn das Exil des Herrn van Moersbergen zu Ende ist und er nach Ütrecht wiederkehrt, bekommt der Vater das hohe Amt... Und wenn der Vater in den Ruhestand geht... haha, Katharine, dann wird Antoni sein Nachfolger und du... Heil dir, Statthalterin der großen Kaufstadt an der Eider!...

Im zweiten Boot herrscht eine andere Stimmung.

„Jawohl, hochverehrte Ehefrau, der Pöbel heißt deinen Herrn Gemahl „Haantje Roodkam". Weil genannter Hahn keine roten

Haare hat, liegt es auf der Hand, daß damit ein Charakterzug bezeichnet wird. Kennt die gnädige Frau den lateinischen Wappenspruch schon? Sage mir gefälligst einmal nach: „Alituum princeps aquila, sic caetera gallo Gloria, vos aliae nil nisi vulgus aves.“ Gut, Doliana van Deuverden. Es bedeutet: sowie der Adler der erste unter den Geflügelten ist, so kommt dem Hahn der übrige Ruhm zu. Ihr anderen Vögel seid nur äußerst pöbelhaft. Sollst es dir zu Herzen nehmen, damit du allmählich ein gutes, selbstbewußtes Huhn wirst. Nun gackre mir auch einmal unseren Hahnensang nach:

Le coq audacieux,
Véritable astrologue,
Horloge du paysan,
Frayeur du lion rouge,
Fidèle annonce du jour,
Roi du peuple chrétien,
Roi qui se lève et se
Couche avec la clarté.

Deliana sieht ihren Hahn spöttisch an und sagt: „Wie bist du doch so herrlich und groß! Nur gut, daß ich bei der Trauung gesehen habe, wie treuherzig du dein Pfötchen darbieten kannst, ebenso wie dein Ahnherr es auf dem Wappenschild macht — sonst wäre mir recht bange. Im übrigen bin ich ein verrücktes Huhn, weil ich einen Hahn, der so protzig krähen kann, neben mir dulde.“

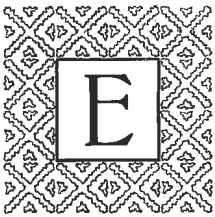
Hendrik läßt sich nicht einschüchtern und tut seinem Namen bis zum Ende der Fahrt Ehren an, — ein würdiger Sohn des selbstbewußten Haarlemmer Bürgergeschlechtes, das sich mit hahnenhaftem Freimut neben hochadelige Adler stellt und die Keime jenes Stolzes in sich trägt, der nachher in jenen Regentenwahnsinn entartete, der den Verfaulungsprozeß der holländischen Plutokratie beschleunigt hat.

Beim Abendessen lächelt Antonius so zerstreut und liebenswürdig, daß das scharfe Auge der Mutter sich endlich veranlaßt fühlt, ihn mit forschendem Blick zu betrachten, bis ihr einsichtsvolles Intellekt bald die richtige Diagnose macht.

Geertje versetzt dem seligen Bruder unter dem Tisch einen Stoß und raunt ihm ins Ohr:

„Du, Antoni, sei nicht so dösig!“

IV.



EINE verrückte Sache um jenen Libertinismus der Remonstranten! Pieter Jansen hat es wohl vorher gesagt, daß es zu nichts Gutem führen würde, wenn man das Schicksal versuche und an einem Freitag ausfahre. Aber der van Dam hat ihn so zum Besten gehalten, daß er am Ende zugegeben hat. Das Fatum läßt nicht mit sich spotten. Kaum hatte man Helgoland passiert, als der Schiffer ein Höllenreißen im Bauch verspürte, das sich schlecht anließ und bei Ameland lag er schon mit schwerem Fieber und schlimmen Schmerzen in der Koje. Er redete irre und hatte böse Visionen, jedoch die Seejungfrau ließ nichts von sich merken und überließ ihn der Teufelsbrut, die in einem herumspukt, wenn der liebe Herrgott einen wegen seines Leichtsinns im Stich gelassen hat. In solchem Falle helfen nur die heilsamen geheimen Künste, die von den naseweisen Pastoren als „schwarze Kunst“ verschrien werden. Geert Derks versuchte es mit der Medizinkiste und verwandte all seine medizinischen Kenntnisse, dem Schiffer Erleichterung zu bringen. Weil er jedoch in der Heilkunst nicht erfahrener war, als ein junger Steuermann es zu sein pflegt, kostete es ihm viel Kopfzerbrechen, zumal weil die Ansichten des Kochs den seinigen schnurgerade widersprachen. Nach langem Riechen und Sinnen hatte er das Mittel, das am stärksten duftete, gewählt, und zwanzig Tropfen unter heißes Bier gemischt. Es machte den Kranken nur außer sich, sodaß er anfing zu toben und fluchen, wie ein Mensch es nur tun kann, wenn alle guten Geister ihn verlassen haben.

„Selbstverständlich“, meinte der Koch.

Geert Derks, dem es nicht um eigne Ehre, sondern um die Heilung des armen Tobsüchtigen zu tun war, abdizierte als Doktor und hielt sich des weiteren ausschließlich zum Ruder.

Nachher behauptete der Koch, daß seine in- und auswendige Behandlung mit Branntwein Erleichterung gebracht habe.

Aber der alte Matrose, der nachts die Krankenwache gehabt hatte, lachte gutmütig und mitleidig als er es hörte. Er war ein alter Philosoph, der schon lange davon abgesehen hatte, dem Wahnwitz der neuen Zeiten gegenüber für die Wahrheit zu zeugen. Man glaubt einem doch nicht! Aber er wußte, daß er das Mittel in Gottes Hand gewesen war, dem Kranken Erleichterung zu bringen. Sein geübtes Auge hatte gleich entdeckt, daß die Krankheit des Schiffers die reinste Besessenheit war. Es steht so oft im neuen Testament: Und der Dämon zerrte ihn und warf ihn in Krämpfe. In solchen Fällen gibt es nur ein Rettungsmittel: man soll den Kranken besprechen. Und das hatte er getan.

Trotz alledem fuhr der „Engel Gabriel" mit einem todkranken Schiffer den Ystrom hinauf, und als der Hafenarzt, den man bei der Einfahrt schon durch Signale entboten, den Patienten besucht hatte, mußte Geert zu seinem Schrecken hören, daß man einstweilen nicht landen dürfe, weil der Arzt das Leiden nicht kannte und irgendeine ansteckende Krankheit mutmaßte. Dem „Engel Gabriel" begegnete die erste große Widerwärtigkeit auf seiner spanischen Reise. Pieter Jansen befand sich in seliger Unwissenheit über die Wirklichkeit des schweren Lebens und verweilte im Geiste am Hofe des Sultans von Mataram.

Es war am Spätnachmittag, nachdem der Arzt das Schiff verlassen hatte. Der Arme war immer noch gefährlich krank, wenn auch die Besessenheit nach der Behauptung des alten Matrosen schon gewichen war. Geert Derks saß oben auf dem Kastell des „Engel Gabriel", der vor Anker lag und die Galeone nach Osten gewandt hatte. Er ergötzte sich am Anblick der Amstelstadt und vertiefte sich darein, den großen, neuen Grundriß, den er kurz vor seiner letzten Abreise gekauft hatte, mit der Wirklichkeit zu vergleichen, die er nun wieder zu seiner großen Freude vor sich sah. Er gehörte zu denjenigen, denen die herrliche Handelsstadt es angetan hatte. Alles, was ihren Ruhm erhöhen könnte, war ihm lieb, und wenn es keine Mareiken van Loo gegeben hätte, würde er sich nie mehr nach dem kleinen,

kurzatmigen Städtlein im Holsteinischen, das nicht mitkommen konnte, umgesehen haben. Er las mit Befriedigung das Gedicht, das die Ecke der Karte schmückte und über dessen Umrahmung der begeisterte Kupferstecher einen Merkur, der sich zu den umfangreichen Proportionen eines behäbigen Kaufmanns ausdehnt, gezeichnet hatte. Das Poem stellte sich selbst vor als: „Petri Scriverii Ansprache an die große, mächtige und sehr berühmte Kaufstadt Amsterdam", und der Inhalt war mit der gestelzten Überschrift in Harmonie:

O wytberoemde Stadt, o! parel van Europen,
Daer d'Amstel en het Y om stryd te samen loopen,
Die voor den goeden dienst gedaen aen u landsheer,
De keyserlicke kroon verkregen hebt wel eer.
Springhader van Geluck! o, die uyt alle hoecken
Des Werelts werdt besocht, en self die gaet besoecken.
Voogdesse van de zee: die binnen uwe wal
Den gantschen aerdtboom sluyt, een kort begrip van al.[1])

Er dachte an die kleine Stadt dort im Norden, die sich auch rühmte, an zwei Strömen, einem süßen und einem salzigen, zu liegen und deren Einwohner sich gern die rechten Bataven, die reinen, unverfälschten Holländer nannten. Es war ihm im Grunde ein recht unangenehmer Gedanke, sein Schicksal gewissermaßen an dieses Städtlein gebunden zu wissen. Als Holländer fühlte er sich besser in Amsterdam zu Hause, wo die Herzader des Landes klopfte und jugendlicher Wagemut zum Erfolg gedeihen konnte. Hier gehörte ein Mann wie van de Wedde hin; hier lag die Zukunft für Jungholland, für ihn selber und für Mareikens Kinder! Beim Verlassen des Friedrichstädter Hafens hatte der „Engel Gabriel" die Bewunderung der ganzen

1) O weltberühmte Stadt, o Perle Europas,
Wo die Amstel und das Y um die Wette zusammenlaufen,
Die du für den guten Dienst, den du dem Landesherrn erwiesen,
Dereinst die Kaiserkrone (über dem städtischen Wappen) bekommen hast,
Quelle des Glücks, zu der man aus allen Ecken der Welt kommt,
Um einen Besuch abzustatten, und die du selbst jene Ecken aufsuchst,
Vogtin des Meeres, die du innerhalb deines Walls
Die ganze Welt umfassest und ein kurzer Begriff des Ganzen bist.

Stadt auf sich gezogen; hier lag er kaum bemerkt vor Anker, ein kleinerer Bruder unter den vielen.

Drüben liegt die Stadt mit ihren zahlreichen Türmen und ihrem Häusermeer; es drängen sich die Menschen auf den Kais. Viele tausende von Treppengiebeln sind auf dem Hintergrund zu sehen und vor der Stadt streckt sich der Hafen aus. Hinter den fast unabsehbaren Palisaden, die den Hafen vom Ystrom abtrennen, liegen die Kauffahrer in verschiedenen Gruppen: schwere, dunkle Rümpfe mit hohen Kampagnen und künstlich geschnitzten Galeonen. Die Kanonen gucken dummdreist aus dunklen Schießlöchern hervor. Schwere Kabel verlieren sich in der Wasserfläche und verbinden die massigen Kolosse mit dem Heer von Ankern in der Tiefe. Und aus den dunklen Schiffsleibern steigt der wunderbare Mastenwald empor, ein Wirrwarr von horizontalen, vertikalen und schrägen Linien: Fock-, Besans- und großen Masten, Bugsprieten und Rahen, alle von unzähligen Tauen zusammengehalten, die Chaos in grauer Luft zu bilden scheinen und dennoch alle ihre bestimmte Länge, ihren festen Platz und ihre eigene Aufgabe haben. Geert kannte alle ihre Namen und er überschaute das Ganze mit seinem mathematisch gebildeten Kennerblick.

Wimpel und Flaggen wehen in froher Ungebundenheit in höheren Regionen. Und drunten auf dem Wasser schießen Jollen, Schaluppen, Pinassen aneinander vorbei. Weiße Segel streichen wie große Möwen über das Y und verstehen die Kunst, einander aus dem Wege zu bleiben, ebenso wie die wirklichen Möwen, die auf grauen Schwingen die Lüfte durchziehen, bis sie plötzlich hinunterschießen und ins Wasser plumpsen, um eine Beute zu erhaschen.

Amsterdams Glück liegt auf dem Wasser. Hurra der Perle Europas!

Es dunkelt; allmählich zeichnet sich die weltberühmte Silhouette der Amstelstadt schärfer ab; ein Licht nach dem anderen erscheint im Mastenwald, bis die Beleuchtung sich auf den kleinen Schiffen im Binnenhafen fortsetzt und das Damrack entlang sich bis tief in die Stadt ausstreckt.

Im Wasser wiederholt sich das Lichtspiel.

Das verworrene Geräusch der Menschenstimmen klingt lauter herüber, nachdem der Lärm der Tagesarbeit an der Wasserkante verstummt. Vom Turme der alten Kirche klingt das Glockenspiel der vollen Stunde: ein Psalm von Datheen!

Geert rollte den Grundriß auf und verdolmetschte den Gedanken des Dichters Scriverius in seiner einfachen Sprache, indem er seinen Blick über das lichterreiche Schattenbild gleiten ließ: „Es gibt nur ein Amsterdam!"

Auf dem Seedeich gibt es einen Laden mit dem Wahrzeichen „de Ezel van Bileam"[1]). Nur die schweigende Vergangenheit weiß, wie der Graupelz aus „Peter das am Flusse liegt" hierher gekommen ist. Er nimmt seine Stelle jedoch mit Ehren ein und ihm wird vom ganzen Hafenviertel als einem ganz aparten Esel, der einem gefällt, gehuldigt. Der „Ezel van Bileam" liefert die beste Harpuse und importiert den richtigen „Leeuwarder Heerenbaaitabak"; dort hat man den dauerhaftesten Schiffszwieback und die solidesten Ölkleider und er ist den Seeleuten der Inbegriff honorabler, seemännischer Gemütlichkeit, die sie fast ebenso hochschätzen wie die weniger honorablen Freuden in den zahlreichen Matrosenkneipen der Nachbarschaft. Der „Ezel van Bileam" ist weltberühmt und wird auf den Kais der entlegensten Hafenorte lobend erwähnt und, ach so oft, entbehrt, wenn man sich etwas anschaffen muß, das auf der Reise alle geworden ist.

Die typischen Wahrzeichen des siebzehnten Jahrhunderts markieren die Wohnungen weit besser als die toten Häusernummern späterer Tage; Bileams Esel hebt jedoch die ihm anvertraute Wohnstatt aus den anderen hervor wie keiner.

Hinter den kleinen Bleifenstern und auf dem Potthaus vorne an der Straße kramt Kee Jansen die Kolonial- und Schifferwaren aus; der Laden selber ist überfüllt und im Kontor hinter dem Verkaufsraum haust die Herrin selber, wenigstens wenn es keine Kunden gibt. Heute ist das Geschäft voll Matrosen und anderer „Kinder der Schifferei", wie Kee ihre Kunden nennt, und sie hat zu wenig Hände. Auf der Bank unter den

---

1) Ezel: sprich aus Esel.

Fenstern der höher gelegenen Stube, dem Kontor, sitzen einige Seeleute; sie haben ihre Einkäufe schon gemacht und bleiben nur der Gemütlichkeit halber noch ein bißchen.

Ein schwarzer Mann mit breitgekrämtem Hut tritt herein und erregt unter den Anwesenden einiges Aufsehen. Das laute Gerede verstummt und Kee kann gerade hören, was ein angetrunkener Matrose, der die Gewalt über seine Stimme verloren hat, flüsternd zu sagen meinte: „G. v. d. de dominee!" — „Ach, seid ihr es, Dominee?" ruft die emsige Hökerin und sie verneigt sich vertraulich und ehrfurchtsvoll zugleich vor dem hochwürden Smoutius.

„Der Kranke befindet sich körperlich wohl, jedoch mit der Seele ist es noch traurig bestellt. Geht nur zu ihm hinauf, Dominee, aber schenkt, bitte, eure Aufmerksamkeit auch einen Augenblick jenem Matrosen dort, der die guten Gaben Gottes wieder mißbraucht hat und der soeben die Verdammung des Jehovah über sich gerufen hat, als er euch kommen sah." — Dominee Smoutius war des zarten Winkes in keiner Weise verlegen und unterhielt den Grobian über seinen Leichtsinn, der ihn augenscheinlich dazu brachte, die Schrecken der Hölle zu unterschätzen und leichtfertig über die ewigen Ratschlüsse Gottes zu reden. Der Seemann stand ein bißchen übertölpelt vor dem Geistlichen und antwortete beschwichtigend, daß ein Matrose das nicht so übel meine und daß er verdammt viel Respekt vor dem wahren kalvinistischen Glauben habe; im übrigen bete er jeden Abend das „Vater unser".

Es ist eine schwere Aufgabe um die Seelsorge im Hafenviertel! Dort im Kontor sitzt noch einer!

„Schiffer Jansen, es freut mich, dich wieder körperlich hergestellt anzutreffen!"

„Danke, Dominee; mit der Seele geht es auch so leidlich; das verdanke ich, nächst Gott, eurer Hirtentreue. Ihr seid ein edler Mensch; ich will es euch nie vergessen, daß ihr mich, als ich auf dem Krankenbett lag, wiederholt besucht habt, wo die besten Freunde, der Steuermann ausgenommen, mich wie die Pest mieden. Ihr seid ein wahrer Mann Gottes und ihr habt euch besser gehalten als der Prophet Elisa, der den armen

aussätzigen Naeman vor der Tür sitzen ließ und selber nicht zum Vorschein kam.“ — „Schiffer, du bist zwar bibelfest, jedoch sollst du dir kein Urteil über die heiligen Gottesmänner anmaßen. Gehe lieber in dich und erkenne in deiner Krankheit die strafende Hand Gottes, der es an dir heimsucht, daß du dich zum Remonstrantennest begeben hast.“

„Dominee, nun muß ich euch doch widersprechen. Glaubet nur nicht, daß sie mich dort jemals vom waschechten Kalvinismus abziehen werden. Im übrigen hat die Krankheit mich befallen, weil ich am Sterbetag unseres Herrn Christi ausgefahren bin. Das wird mir nie wieder passieren; ich mag verd... verdreht sein, wenn sie mich je wieder dazu bringen!“ — „Schiffer, du sprichst wie ein verfluchter Edomiter und du steckst tief im Aberglauben wie ein Baalsdiener. Du verkaufst deine Erstgeburt für die Linsen jenes Babels an der Eider und buhlst mit den Ungläubigen; wenn Jehovah jedoch seine Hand schwer auf dir ruhen läßt, erkennst du das nicht...“

„Dominee, ich hielt mich als anständiger Mann zur Kee und von Buhlen war nicht die Rede.“

„Du sollst es geistlich und nicht fleischlich verstehen; du kennst die Sprache deiner Kirche doch wohl. Es taugt dir nicht, für die Remonstranten zu fahren, und als holländischer Schiffer sollst du dem Lande, das Gott den Vätern gegeben hat, treu bleiben. Jansen, verhärte dein Herz nicht und laß dich von den Schlingen der göttlichen Liebe fangen; ich meine es gut mit dir; ich suche deine Seele, und mein heißer Wunsch ist, daß ich das Mittel in Gottes Hand sein möge, seinen ewigen, unveränderlichen Rat an dir zu vollziehen!“

Smoutius ereiferte sich und drang mit dem brennenden Eifer des kalvinistischen Seelsorgers in den alten Sünder. Der Dominee war ein äußerst fanatischer Mensch und das Gegenteil einer verfeinerten, humanistisch gebildeten Seele, aber seine Hingabe kannte keine Grenzen und er ließ den Donner Jehovahs tagtäglich in der Gemeinde und mit Vorliebe im Hafenviertel hallen. Eine schwere Aufgabe! Der Teufel scheint es wohl besonders auf den Stolz Hollands, den Seemann, abgesehen zu haben und „Janmaat“ ist äußerst widerspenstig, wenn es um

seine unsterbliche Seele geht; aber er findet in Dominee Smoutius seinen Mann. — „Haue nur zu, Dominee", sagte ihm einmal ein alter Pechhose, „das tut uns gut; wir mögen das, denn wir wissen wohl, daß wir verwerfliche Gefäße sind!" — Und Dominee hieb zu und behielt seinen Mut, denn er hatte die Zuversicht, daß der allmächtige Gott am Ende doch manchen jener nervigen, rohen Gesellen zur ewigen Seligkeit auserwählt hatte. Smoutius stellte sich die übersinnlichen Dinge recht menschlich vor. Nun denn, er konnte sich den Himmel nicht ohne Matrosen und Schiffer vorstellen. Aber mit Jansen würde es wohl schwer halten; denn es kam ihm vor, daß Kee recht habe, wenn sie ihn unbekehrbar nannte.

Der Schiffer geriet allmählich unter den Eindruck der pastoralen Worte und suchte seine Zuflucht in der Sprache Kanaans. — „Ach, lieber Dominee, ich bin schließlich auch wie Ton in der Hand des Töpfers; wenn die Gnade mich nicht ergreift, kann ich sie doch nicht zu mir herunterreißen!"

Smoutius war gerade dabei, ihm deutlich zu machen, daß er zwar richtige Dinge sage, jedoch dennoch Unrecht habe, als Geert Derks wie ein erlösender Engel ins Kontor kam. Smoutius begrüßte ihn mit den Worten: „Ah so, du bist also der Mann, der sich mit einer Mennonitin in der Remonstrantenstadt verloben will?"

Jansen lachte sich ins Fäustchen, weil der Steuermann an die Reihe kam.

„Jawohl, Dominee, das habt ihr wohl von unserem redseligen Schiffer gehört; kennt ihr meine Braut vielleicht? Sie wohnte früher in Amsterdam."

„Das nun gerade nicht; aber ich wollte dich als väterlicher Freund darauf hinweisen, daß es einem reformierten Junggesellen nicht geziemt, eine Jungfrau, die in den Stricken des täuferischen Aberglaubens verfangen ist, zu heiraten."

Geerts Gesicht verdüsterte sich für einen Augenblick, aber er antwortete darauf lächelnd: „Dominee, wenn ihr sie kennen würdet, würdet ihr anders reden!" — Es gibt in jedem Heldenleben unerwartete Augenblicke, wo der rüstige Kämpfer sich mit einem Male einer Übermacht gegenüber schwach fühlt und

die Waffen linkisch hantiert. Solch einen Augenblick erlebte Dominee Smoutius, als er im Begriff war, die Irrlehren des Mennonitentums zu bekämpfen und er sich plötzlich der frohen Zuversicht jenes blondbärtigen Riesen gegenübergestellt sah, der naiverweise meinte, daß der kalvinistische Eiferer sich sofort mit seiner Liebe für eine ketzerische Jungfrau aussöhnen würde, wenn er das Objekt jener Liebe nur kennen lernte. Smoutius gab einige Gemeinplätze zum besten, redete jedoch unsicher wie ein Kandidat zum heiligen Dienste und schloß mit dem frommen Wunsche, daß die Braut zur Erkenntnis der Wahrheit kommen würde.

Das Gespräch verlief in das Fahrwasser der Schifferei und Geert stellte mit Genugtuung fest, daß ein Dominee im Hafenviertel nicht wie ein Fremder in Jerusalem herumirre. Nun ja, das wußte er schon. Oder hatte Dominee Plancius ihm nicht das Steuermannsexamen für die Fahrt nach Indien abgenommen? Ein merkwürdiges Geschlecht, jene Dominees im großen Jahrhundert der Sieben Provinzen!

Als Kee sich zu der Gesellschaft verfügte, wollte sich das Gespräch anfangs überhaupt nicht wieder zu den geistigen Sphären erheben. Man sprach über das Schicksal, das la Rochelle, die Hugenottenstadt, bedrohte und über die heikle Tatsache, daß Admiral van Dorp die Blockade des Dünkerker Hafens aufheben müsse, um Frankreich gegen die Glaubensbrüder Hülfe zu leisten. Smoutius wurde rot wie eine Kröte, als er erwähnte, wie die Herren sich erdreisteten, die Waffen gegen die Freistadt der französischen Kalvinisten zu kehren und teilte mit, daß er die Absicht hätte, dem gottverlassenen Regenten deswegen auf der Kanzel die Ohren zu waschen, — ein Vorhaben, das er nachher verwirklichte und das die gottlosen Herren mit der Ausweisung des rührigen Pastors beantworteten.

Schiffer Jansen war völlig mit Dominee Smoutius einverstanden; die Aufhebung der Blockade war ihm eben sehr unangenehm. Er betrachtete die Sache zwar im Lichte des „Engel Gabriel“, während der Dominee sie im Lichte des wahren Glaubens besah, jedoch war Jansen klug genug, diese kleine Differenz nicht zu betonen, und er wiederholte wohl dreimal mit

salbungsvoller Stimme: „Dominee, ihr redet nach dem Herzen Jerusalems; Gott hat euch die richtige Einsicht gegeben und er scheint die Herren mit Blindheit geschlagen zu haben."

Das Gespräch wurde wiederum gefährlich, als Schiffer Jansen mit seinen Abenteuern anfing.

„Wißt ihr, Dominee, man erlebt auf dem großen Wasser manchmal Ungeheures. Wenn ich euch erzählte, was mir bei Ameland passiert ist, so würdet ihr es kaum glauben." — Geert sah seinen Schiffer an und dachte, daß er verrückt geworden sei; Smoutius spitzte die Ohren, denn Seemannsgeschichten waren ihm über die Maßen lieb, und er wußte aus Erfahrung, daß man manchmal ein ernstes Wort daran anfügen konnte. Zum Erstaunen des Steuermanns fuhr Jansen fort: „Es war Finsternis auf dem Wasser wie vor der Schöpfung in Genesis; da tauchte vor meinen Augen plötzlich ein Ungeheuer aus der Tiefe des Meeres empor, ein Menschenleib mit rotem Gesicht, langem Schnurr- und breitem Kinnbart; es leuchtete wie fauler Fisch; es wälzte sich vor dem Schiff; tauchte hinunter und erschien darauf wieder im Kielwasser... Nun warf es sich auf den Rücken und ich sah, daß der Unterleib wie ein Dreifuß war: zwei breite Füße und ein Schwanz, mit dem es wie ein Seehund plätscherte. Als ich die anderen rief, verschwand es und ward nicht mehr gesehen."

Erleichterten Herzens bewunderte Geert die Lügenhaftigkeit seines Schiffers; der arme Jansen bedauerte jedoch seine eigene Dummheit, als Smoutius zur großen Befriedigung der Kee seinen Flug wieder in die Sphäre der Seelsorge nahm und mutmaßte, daß man in solchen Fällen mit jenen Gewaltigen zu schaffen habe, von denen der Apostel in dem Epheserbriefe redet, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel, um deswillen wir uns waffnen müssen. Geert stand feigerweise auf und überließ den Lügner seinem Schicksal. — Er müsse den „Engel Gabriel" vor dem Abend noch in einen anderen Teil des Hafens bringen; morgen solle man eben laden. Der Dominee möge es ihm nicht für ungut nehmen.

Der arme Pieter Jansen lag bei Kee an der Kette und Smoutius untersuchte die Schiffspapiere!

Der „Engel Gabriel“ ist mit einem vollen Monat Verspätung von Amsterdam abgefahren. Als der Bericht der Verzögerung die Reeder erreichte, hat van de Wedde die Hände gerungen und den van Dam zur Verantwortung gerufen. Es sei nur zu deutlich, daß er mit dem Jansen unter einer Decke gesteckt und die Sache zu einer Schmuggelaffaire gemacht habe. Er habe seinen Geschäftsfreund während seiner Abwesenheit hintergangen und einen Teil der Ladung, von der es hieß, daß sie für Spanien bestimmt sei, in Amsterdam auf den Markt gebracht und für holländische Kontrebande eingetauscht. Die beiden Kaufleute entzweiten sich durch die scharfe Auseinandersetzung und es ist nie wieder völlig gut zwischen ihnen geworden. Was nützte es? Der „Engel Gabriel“ fuhr als Schmuggler mit verbotener Ladung auf dem Meere. Wenn es entdeckt werden würde, könnte es die schlimmsten Folgen haben und das Mißtrauen der spanischen Regierung würde befestigt werden. Was sollte dann aus dem sehnlichst erwünschten Traktat werden? — Van Dam ist am Ende nicht besser als so viele andere: sie sehen die großen Linien nicht und opfern die Interessen der neuen Stadt dem eigenen Vorteil und verstehen nicht, daß die Kolonie nur durch strikte Handelspolitik die neutrale Handelsstadt werden kann, die weder von den Dünkerkern noch von den holländischen Staaten etwas zu fürchten hat. Und nun fährt der „Engel Gabriel“ mit gefälschten Papieren und Kontrebande auf der von Kapern verseuchten Nordsee.

„Gott sei uns gnädig, Toni; wenn unsere Ladung preisgemacht wird, sind wir ruiniert.“

Antoni antwortete nichts; er dachte an seine Zukunftspläne und grollte dem van Dam.

Dünkerken, der Seeaar, rüstet sich zu einem verwegenen Flug. Die vereinzelten holländischen Kriegsschiffe, die Vizeadmiral van Dorp zurückgelassen hat, bemerken es nicht; sie sehen nur die zwei Küstenlichter des Hafens, deren Glanz in der dunklen Nacht starr strahlt.

Verruchtes Kapernest, wo zahllose Männer Hollands ihr

Leben am Galgen gelassen haben; höllischer Vampir der weltumkreisenden niederländischen Handelsflotte!

Im Hafen hinter der Dünenreihe liegen sechs Fregatten zur Abreise fertig. Am Kai drängt sich die Menge und winkt zum Abschied. Wenn die Dünkerker Frauen ihren Männern Lebewohl sagen, wissen sie, daß das „siegen oder sterben" einen gräulich nüchternen Sinn hat; denn die Holländer kennen keine Gnade und die Zahl der Seeräuber ist groß, die, Rücken an Rücken gebunden, in das gefräßige Meer geworfen worden sind, oder an Rahen oder Bugsprieten gehängt, zwischen Himmel und Wasser ihr kummervolles Dasein beendeten. Und manchmal haben die Dünkerker, wenn sie die niederländische Küste passierten, lange Reihen ihrer Kameraden an den Galgen hängen sehen, die oben auf den Dünen ihre erdrosselten Opfer zur Schau trugen. Es ist ein rauhes Volk, das sich dort an der Wasserkante bewegt, denn es ist Jahrzehntelang von Verzweiflung und Rachsucht zerrissen, und die Begierde nach Beute hat es zu Raubtieren gemacht. Dereinst waren die Vorfahren ruhige Fischer und Kaufleute wie die anderen Küstenbewohner, aber das böse Schicksal Flanderns im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts drängte sie zur Kapfahrt. Wäre die Stadt nur im Besitz der emporkommenden Republik geblieben, so wäre es ihr anders ergangen; aber Parma hat sie wieder unter Spanien gebracht und die verfluchte königliche Regierung hat Land und Leute in den „treu gebliebenen Provinzen" durch ihre rücksichtslose Politik zugrunde gerichtet und Holland hat die Lebenskraft Flanderns ausgesogen. Es ist ein verkümmertes, verlottertes Land. Aber Dünkerken hat sich emporgearbeitet... ein Parasit!

Was macht es, wenn nur Beute heimgeführt wird! Die große Flotte, die von Nordland kommen wird, soll angefallen werden!

Mutter Gottes und alle Heiligen helft uns, damit wir die Rebellen ins Herz treffen!

Kyrie eleeis! Christ erbarme dich der mutigen Helden, damit sie die Ketzerhunde töten und Beute heimbringen!

Zwei Kerzen für die glückliche Heimkehr meines Mannes!

Zehn Kerzen, wenn mein Bräutigam zurückkommt!

Ein Altarkleid für Sankt Eloi, wenn mein lieber Sohn mir sein teures Leben wiederbringt!

Die Pater der missio navalis grüßen ihre Ordensbrüder auf der Flotte und die Schafe ihrer Herde!

Die erste Fregatte, die „Saint-Eloi", setzt sich in Bewegung; der Kapitän richtet den Blick nach dem hohen Kirchturm, der dem Schutzheiligen seines Schiffes geweiht ist, und ruft seine Hülfe an, indem er sich bekreuzt.

Die erste Fregatte passiert die Citadelle an der Grenze der Stadt und grüßt mit der Flagge; vom dicken Schloßturm wird der Salut schweigend beantwortet; die dunklen Silhouetten gleiten lichtlos und schwarz wie Spukschiffe durch den Kanal, der Dünen und Strand durchschneidet. Das große Meer liegt offen vor dem Bug. Das Meer, der tückische Heuchler! Unter dem Wasserspiegel lauert die Gefahr. Die hohe Flut wogt über die Bänke, die sich in sechs Reihen hintereinander ausdehnen. Unsichtbare Wälle, mit denen die Natur das Kapernest an der Seeseite beschirmt. Keine Tonne, keine Bake deutet die verschlungene Fahrroute an. Aber wenn ein Dünkerker Lotse an Bord ist, schlängelt sich das Schiff in dunkler Nacht wie ein Aal durch die Rinnen und wehe dem verwegenen Feinde, der nicht ortskundig ist und dem Kaper folgen will.

Zuerst geht es links die Küste entlang: die Schatten gleiten längs dem hölzernen Schlosse, dem Fort Mardyk, das hinter schweren Palisaden mitten im Wasser liegt. Die Besatzung bringt einen stillen Gruß an hohem Flaggenmast; das Wasser plätschert an den Seiten der Schiffe; sonst kein Laut.

Nun schlängelt es sich ins weite Meer hinein. Die Nacht ist dunkel.

Als der Morgen graut, stellen die Wächter in den Krähennesten der holländischen Kriegsbote fest, daß in weitester Umgebung kein Schiff zu sehen.

Der hohe Sint-Eloiturm ragt über die Dünen hinaus. An seinen Füßen verkriecht sich Dünkerken, die Harpyie.

Mitten in der Nordsee ist der „Engel Gabriel" dem fliegenden Eskader in den Rachen gefahren. Schiffer Jansen und Geert Derks haben mit den Schiffspapieren an Bord des „Sint-Eloi"

kommen müssen, um sich einer vorläufigen Untersuchung zu unterwerfen. Der Kriegsrat hat sie unfreundlich, fast feindlich behandelt und die zwei haben es mit eigenen Augen gesehen, wie die Herren Kaperkapitäne sich über den herzoglichen Paß lustig machten.

Aha, von der Gottorper Kanzlei! Du Thomas Witmore, edler Ritter, sage das mit deinem englischen Munde einmal nach, aber Vorsicht, daß du sie nicht zu sehr torturierst.

Der englische Kaperkapitän versuchte es und blieb drin stecken. Die anderen lachten und gaben manche Glosse auf den teuren Freund zu Gottorp zum besten. Es waren alle Söhne Flanderns, die aus dem Giftbecher des Hasses getrunken hatten und das emporkommende Brudervolk an den holländischen Küsten in tiefster Seele beneideten. Der Herzog zu Gottorp war in ihren Augen ein Pfuscher, der mit den Holländern unter einer Decke steckte und die spanische Frachtfahrt, die der Flander als treuer Untertan und als Erbe der großen flämischen Vergangenheit für sich beanspruchte.

Ein Paß von der Gottorper Kanzlei; also!... und gefälschte Frachtbriefe; ja, ja! Höchst interessant. Wie geht es eurer Frau Gemahlin zu Amsterdam, Herr Schiffer? — Hast die Ladung zur Hälfte in Amsterdam eingenommen, nicht? — Ein „Lorredraaier" erster Klasse. — Stimmt es nicht, Schiffer; wissen wir es nicht, Steuermann? Der Seeaar hat Augen im Kopf, nicht? — Seid froh, brave Rebellen, daß ein Dünkerker Kaper mehr Erbarmen hat als ein Wassergose; sonst würdet ihr, Rücken an Rücken gebunden, auf dem Boden des Meeres Muscheln suchen können. Jetzt werdet ihr als Gefangene nach Dünkerken geführt.

Bald darauf fuhr der „Engel Gabriel" mit einer Dünkerker Besatzung nach dem Räuberneste und fünf Tage, nachdem das Schiff den Hafen von Amsterdam verlassen hatte, lag die Ladung des van de Wedde schwesterlich neben derjenigen des van Dam auf dem Boden eines Dünkerker Packhauses.

Schiffer Jansen und Geert Derks wurden ins Gefängnis geführt; die Admiralität sollte über ihr Schicksal bestimmen.

Es ist eine bedenkliche Sache für einen reformierten Holländer, als gefangener Mann im Kapernest zu verweilen. Die

Staaten haben das alte, rücksichtslose Seerecht wieder in aller Strenge vorgeschrieben und der Krieg wütet mit bestialischer Grausamkeit auf der Nordsee. Die Landvogtin mag sich bestreben, durch mildes Verfahren die Schrecken des erbitterten Kampfes zwischen Flandern und Holland zu mäßigen, die Dünkerker Admiralität jedoch steht an der Seite der Bevölkerung und der Kapitäne. — Zwei Holländer für einen Dünkerker. Ersäufen oder hängen, je nach dem Geschmack des Richters! Die Umstände, in denen Jansen und die Seinigen fuhren, machten den „Engel Gabriel" zum Schmuggler und die auf ihm fahrenden zu Rebellen. Eine schöne Gelegenheit, dem Gottorper Herzog in die Quere zu treten! Was bildet der Holsteiner sich ein!? Er soll es den Flandren überlassen, den Holländern die Frachtfahrt zu entringen, und die Fahrt nach Spanien kommt ihnen wohl an allererster Stelle zu. Es kommen bessere Zeiten; das zertretene flämische Land wird endlich von Spanien emporgehoben werden. Schon ist die Admiralität von Sevilla gegründet worden; sie bezweckt, den Schmuggelhandel mit Spanien ein für allemal zu vernichten und den Handel zwischen den gehorsamen flämischen Landen und Andalusien mitsamt dem Königreich Granada zur ungeahnten Höhe emporzuführen. Es lockt und winkt eine glänzende Zukunft. Bald blüht die flämische Weberei wieder auf, und das Entrepot von den spanischen und indischen Waren für den Norden wird wieder in Brugge, Gent und in den anderen hinsiechenden Städten gefestigt sein und dem armen Flandern neues junges Leben bringen. Der Herzog dort im Holsteinischen möchte das Fett wohl von der Suppe schöpfen und zwar mit einem holländischen Löffel. Zerstört das Schmugglernest an der Eider; verfahret schonungslos mit ihrer Brut; hängt sie, wo möglich!

Nach dem ersten Verhör ist es den Gefangenen deutlich geworden, daß es um ihre Sache schlecht steht. Geert Derks ist sehr übel daran, denn einer der Matrosen hat herausgebracht, daß er beim Anfall auf die „Sint Vincent" zugegen gewesen sei, die gleich nach dem „Bestande"[1]) von den Holländern zugrunde

1) Bestande = Waffenstillstand.

gerichtet worden war und deren Gefangene, trotz des gegebenen Versprechens, bis auf zwei gehängt worden waren. Der arme Geert hatte natürlich keine Schuld daran, aber die Stimmung in der Stadt war gegen ihn und in den Wirtschaften wurde darüber geredet, daß man nun endlich einen jener Schufte gefangen habe, die den Untergang des tapferen Jan Jacobs und seines ruhmreichen Schiffes verursacht hatten. -- Wie wird das Urteil der Admiralität ausfallen?

Geert Derks wird mager und blaß, erwartet sein Los jedoch hochherzig. Pieter Jansen ist in steter Aufregung und winselt wie ein altes Weib.

Pater Dominicus und Ignatius sitzen im Refektorium des Jesuitenklosters der Missio navalis. Seit kurzem ist der letztere wieder mit der Seelsorge bei der Seemission zu Dünkerken beauftragt worden. Er ist an den Platz des seligen Pater Bonifacius getreten, der sein Grab in den Wellen gefunden hat, als er bei Sturmwetter nach einem der Warteschiffe vor dem Hafen fuhr, wo er einem Matrosen die letzte Ölung verabreichen sollte. Es ist ein schweres und enttäuschungsreiches Geschäft um die Seelsorge unter den verwilderten Seeleuten. Dominicus ist jedoch froh, daß er keine politischen Aufträge mehr zu erledigen hat, denn die Schleicherei ist ihm seit dem Friedrichstädter Falle immer mehr zuwider geworden.

„Hast du gehört, daß der Karmeliter von Sintwynocksbergen den Jansen bekehrt hat? Der Kerl soll wie ein Blatt am Baum verändert sein; er liegt stundenlang vor dem Muttergottesbilde in seiner Zelle und betet den Rosenkranz wie ein alter Mönch. Bruder Bastian freut sich seines Erfolges wie ein Kind und rühmt sich dessen, daß er den Jesuitenpatern ein Schnippchen geschlagen hat. Nun seien die Modelpater doch einmal nicht vigilant genug gewesen! Er soll herzugerufen worden sein, als die Gefangenen zum Verhör vor der Admiralität nach Bergen transportiert worden sind und er in heißen Seelenängsten war. Weshalb hast du ihn nicht besucht, Dominicus, er gehörte doch zu deiner Abteilung.“

Der Angeredete zauderte einen Augenblick, bevor er antwortete. Tatsächlich hatte er die Zelle Nummer neun, wo

Schiffer Jansen saß, geflissentlich vermieden. — „Ach, ich kannte den Mann aus Friedrichstadt als einen charakterlosen Kerl und ich wußte, daß er sich höchstwahrscheinlich gleich für die Beichte anmelden würde. Wenn die Berber ihn morgen gefangen nähmen, wäre er übermorgen ein Nachfolger des falschen Propheten. Du weißt selber, was die meisten Bekehrungen im Gefängnis wert sind."

Ignatius sah seinen Ordensbruder verständnislos an. —

„Wenn man so urteilt, kann man die Seelsorge unter den Gefangenen wohl einstellen; es wird kaum einen geben, der aus voller Überzeugung übertritt, aber das schließt nicht aus, daß sie zum Gehorsam gegen die Kirche zurückgebracht werden. Im übrigen kommt dir das Urteil nicht zu; wir sollen nur unsere Ordenspflichten getreu erfüllen und in dieser Beziehung hast du versagt. Jesus Maria, du grübelst wie ein Ketzer und versäumst dabei die ersten Pflichten! Das sieht man aber öfters bei den Brüdern, die sich mit Politik befaßt haben; sie sind zuchtlos und denken zu viel selbst. Nun geht der leidige Karmeliter mit der Ehre davon und die Feinde der Societas Jesu reiben sich die Hände. Wir sollen gerade in diesem Jahre, wo man uns das Hauptkapelanat der Flotte genommen hat, unser Äußerstes tun, damit wir auf Resultate hinweisen können!"

Dominicus hielt es für geraten, seinem eifersüchtigen und bissigen Bruder gegenüber seine Gedanken nicht weiter zu äußern, und gab eine ausweichende Antwort.

„Der Schiffer soll die süßen Früchte seiner Bekehrung schon geerntet haben. Die Admiralität freute sich seiner Bekehrung, verurteilte ihn jedoch und wollte ihn als guten Katholiken nach den Galeeren schicken. Aber der Supreme Rat hat den Karmelitern eine Gefälligkeit erweisen wollen und bestätigte zwar das Urteil, empfahl den Jansen jedoch der Herzogin zur Begnadigung. Neugierig, ob sie ihm verliehen werden wird! — Der Derks soll gehängt werden."

„Der Kerl soll ein hartnäckiger Ketzer sein und er soll gesagt haben, daß er nie ein solcher Lump sein würde, den Eid für den König zu leisten und wollte man ihn auch zum Vizeadmiral der Seeräuber machen. Ist dem so?"

Dominicus war im Begriff, ein warmes Wort für Derks zu reden; die lauernden Augen des Ignatius, der von der Rettung auf der Eider gehört hatte, machten ihn behutsam. Kein Mensch würde es ihm angesehen haben daß er sich in seinem Inneren einen Esel nannte, weil er sich fast zu einem Gemütserguß hätte verführen lassen. Der geriebene Jesuitenpater beherrschte die ganze Front, die er dem Gegner zuwandte, und er verfolgte: „Ja, er hatte ein ziemlich großes Maul und er wird sicherlich seinen verdienten Lohn empfangen. Es ist mir ein widerlicher Gedanke, daß ich dem Menschen mein Leben verdanke. Nun ja, einem verstockten Ketzer braucht man nicht dankbar zu sein."

Ignatius nickte befriedigt; eigentlich hatte er befürchtet, daß der Dominicus dem Derks gegenüber sentimentale Gedanken hegte.

Als der andere sich entfernt hatte, sah Dominicus ihm durch das Fenster nach und lächelte: bist ein schlauer Fuchs und dennoch ergründest du mich nicht. Darauf verzog sich sein Gesicht zu einem peinlichen, scheuen Ausdruck; er sah um sich hin, als fürchtete er, daß seine Gedanken erspäht würden, und ballte die Faust krampfhaft.

Der Ignatius begab sich nach dem Spital, wo die Kranken seiner warteten. Es gab keinen Pater, der die Künste besser verstand, mit ihnen umzugehen, als er. Nachher suchte er die Vorgesetzten auf, um den Dominicus wegen mangelnden Eifers bei der Seelsorge anzuklagen.

Am nächsten Tag wurde es dem letzteren erst recht deutlich, wie unvorsichtig er beim Gespräch im Refektorium gewesen war. Und als der Mond nachts sein Licht durch die Fenster des Jesuitenklosters warf, beschien er einen armen Sünder, der barfuß vor dem Kruzifix gekniet lag und Buße tat.

Der Dominicus ist der richtige Bruder nicht; er grollt angesichts des Gekreuzigten, dessen heiliger Name von dem Orden höher gehalten wird als von irgendeinem anderen katholischen Institut und er rechtet mit seinen Vorgesetzten, d. h. im Grunde mit Christus selbst, anstatt sich zu ergeben. Schlimmer noch: der Pater scheint wohl verrückt zu sein und sein

sittlich-religiöses Bewußtsein ist augenscheinlich jämmerlich zerstört. Er bestrebt sich, in seinem Wahnwitz eigenen Afterwitz mit Jesuworten zu beschönigen. Er hat Halluzinationen und meint, daß der Gekreuzigte ihm zurufe: „Wehe den Heuchlern wie Schiffer Jansen; sollst den Tod lieber erleiden, als dir selbst untreu sein. Du bist ein Schelm, Dominicus, wenn du den Derks nicht aus den Händen seiner Feinde rettest.“ Der Pater stierte mit wilden Augen um sich her. War das eine Stimme oder bildet er es sich ein? Sein Kopf glüht, als habe er Fieber. Nun fällt er wieder auf sein Angesicht; nun kriecht er auf den kalten Steinen und demütigt sich bis in die tiefsten Tiefen der Selbsterniedrigung. Der Gekreuzigte redet immer wieder in ihn ein, und wenn er den Kopf hoch hebt, hängt er wieder starr und steif am Holz. Er schlägt sich vor die Stirn und bedeckt das Angesicht mit beiden Händen. So liegt er dort zu Boden. Die Kirche belebt sich: Ignatius von Loyola mitsamt dem heiligen Dominicus und einer ganzen Reihe von Heiligen kommen von ihren erhabenen Plätzen und reden zu ihm: Unterwirf dich deinen Ordenspflichten und überlasse den Ketzer den katholischen Richtern! Gehorsam, Gehorsam, das ist das erste Gesetz. Du darfst nicht selbstherrisch eingreifen; darfst nicht selbständig urteilen; sollst einem Feinde des Königs und der heiligen Mutter Hülfe leisten? Tue ruhig, was deines Amtes ist. Was versteckst du dich in Sachen, die dich nichts angehen?“

„Aber ich habe ihn verraten, nachdem er mir das Leben rettete!“

„Du tatst, was dir befohlen war, und zeigtest den Landesfeind an!“

„Liebe deine Feinde!“, ruft der Gekreuzigte. — Dominicus, du bildest es dir ein; guck denn doch empor, das Kruzifix ist am Ende eine geschnitzte Puppe, die ein Klosterkünstler angefertigt hat, um Kirchen zu schmücken. Es redet nicht! — Siehst du es denn nicht ein, daß der Teufel mit dir spielt? Bist doch ein zu guter Theologe, daß du nicht wissen solltest, daß jene Worte über Feindesliebe jetzt in deinem wirren Gehirn verkehrt angewendet werden; erinnerst du dich denn nicht an die Kollegien des berühmten Willebrordus zu Mecheln? Wer sollte

dir verbieten, deine Feinde zu lieben? Die Feinde lieben, das heißt doch nicht, sie aus den Händen der Gerechtigkeit ziehen! Am Ende ist es einem Menschen besser, wenn das verdiente Gericht an ihm vollzogen wird. Die Frage ist nur, wie man die Feindesliebe verwenden soll...

Dominicus peitscht sich mit dem Knotenstrick, bis er zusammenbricht.

Als er in seiner Zelle erwacht, ist ihm die Sache keineswegs klarer geworden. Er will nicht mehr darüber denken, denn er redet sich doch nicht hinaus. Aber es drängt ein starker Trieb in seinem Innern, dem er keinen Widerstand leisten kann.

Das Jahr 1623 glänzt in den Annalen von Dünkerken. Die Engländer und Holländer, die sich für gewöhnlich das Augenlicht nicht gönnen, verbrüderten sich in diesem Jahre und erneuerten zusammen die Blockade der Stadt, aber im Oktober, im November nimmt der Sturm die Partei der Kaper und jagt fünf Engländer und sieben Rebellenschiffe auf die Küste. Nun wird der Strand mit Schiffstrümmern besät und wochenlang spülen die Wellen Leichen an. Den Küstenwärtern grauset's, wenn sie nachts die Dünen entlang patrouillieren, denn es ist sogar dem rohesten Gesellen zu arg, dem Tod in der Finsternis zu begegnen, wenn er kalt, starr und blaß in der Gestalt ertrunkener Männerkraft zwischen Seetang und Quallen am Meer niedergeworfen liegt. Gott sei den armen Rebellen gnädig; der Tod versöhnt; am Ende sind es auch lebensfrohe Menschen gewesen!

Aber das Meer ist nun frei! Männer von Dünkerken, jetzt drauf los! Bald brennen achtzig Fischerfahrzeuge der Konföderierten. Sie beleuchten die ganze aufgescheuchte Fischerflotte mitsamt den Fregatten der Kaper, die wie Griffen über das Wasser scheren und Tod und Verderben säen. Viele werden genommen; manch friedlicher Fischer wird mit Kanonenschüssen in den Grund gebohrt und als die brennenden Büsen zischend in das erbarmungslose Wasser verschwinden, entwischt ein kümmerlicher Teil.

In Holland und England gibt es viele Witwen und Waisen

unter der Küstenbevölkerung; das Jahr 1625 hat sie bis ins Grauenhafte vermehrt. Enkhuizen allein verlor hundert Büsen.

Es gibt neue Bekehrungsarbeit für die eifrigen Pater und die Gefängnisse sind überfüllt. Pieter Jansen und Derks sind wegen des Mangels an Raum in einer Zelle untergebracht; nach dem Gerichtsurteil konnten sie eben doch nicht mehr zusammen mogeln und der Kommandant der Gefängnisse wollte dem Geert die letzten Tage erleichtern. Der junge Kerl, der ruhig und hochherzig sein Schicksal trug, hatte sein Mitleid erregt und er hatte gemeint, ihm keinen besseren Dienst erweisen zu können, als ihm Gesellschaft zu geben und ihn die Zelle mit dem Schifferteilen zu lassen, der im Gefängnis eine Art Berühmtheit geworden war wegen des übergroßen Eifers für den wahren Glauben, dem er sich nach seiner Rückkehr von der Gerichtssitzung scheinbar völlig ergeben hatte. Der alte Kommandant, der im Grunde ein Gemütsmensch war, hoffte, den sympathischen Steuermann auf diese Weise zur Bekehrung zu veranlassen, damit ihm wenigstens ein seliger Tod zuteil werden würde. Nun saßen sie zusammen in der Zelle, die gerade über der Feuerungskammer des Gefängnisses gelegen war. Die Kammer grenzte an die Stube, wo die Jesuitenpater verweilten, wenn sie sich einmal ausruhen wollten oder die Beichte bei einem Gefangenen hören sollten. Es war eine Art Sakristei im Gefängnis. Das Zimmer hatte ein Fenster, das auf eine enge Gasse ging und zwei Türen, deren die eine in die Feuerungskammer führte.

Pater Dominicus trat in die Zelle der zwei Schicksalsgenossen ein; der spanische Hellebardier, der die Wache vor der Tür hatte, drehte das Schloß hinter ihm um und nun stand der Pater den beiden Gefangenen gegenüber. Jansen saß auf seiner Krippe und betete einen Rosenkranz; das tat er immer, wenn die Tür geöffnet wurde. Geert Derks saß hinter dem Tische mit dem Abendbrot und dem Krug Wasser. Er stützte den Kopf auf den Arm und sah gleichgültig vor sich hin.

Da erkennt er mit einem Male den Pater! Er hat ihn bei der Gerichtssitzung schon erkannt und gemeint, ihn zu durchschauen. —„Du hier, verfluchter Verräter?“

Er will ihm nach der Kehle fliegen, der andere legt jedoch

die Arme über die Brust und sieht ihn mit furchtlosem Blick an: „Warte und denke an Mareiken van Loo.“

Geert tritt zurück; er erinnert sich, daß der Pater, scheinbar unwirsch, in der Gerichtssitzung einige günstige Zeugnisse über seine Person abgelegt hat; er denkt an den geheimnisvollen Zettel, den Mareiken gefunden hatte... Was will dieser Mensch?

„Was treibt dich hierher; kannst mich in meinem Elend nicht allein lassen?“ — er lachte bitter — „oder möchtest du dich noch einmal bedanken für die Rettung?“

Der Pater wandte sich zu Jansen, der anfing zu schreien: „Schweig, Lotterkerl.“ — Jansen kroch zusammen und seufzte: „Heiliger Petrus, teurer Schutzpatron, hilf!“

„Frage nicht weiter, Derks; ich bin dir keine Verantwortung schuldig und gebe sie dir nicht; ich tat, was meines Amtes war, — meine verruchte Pflicht. Höre zu. Heute über drei Tage sollst du gehängt werden; heute über zwei Tage rette ich dich. Abends acht Uhr stehe ich hier unten in der Feuerungskammer. Dann sollt ihr durch das Loch, das ihr hier unter dieser Krippe machen müßt, hinuntergleiten. Hier sind zwei scharfe Messer und ein Tau. — Schnell, verbergt sie. — Vorsicht, es gilt dein Leben. — Du, Jansen, die Herzogin will dich nicht begnadigen, sondern auch hängen lassen. Winsle nicht und tue, was Geert Derks dich heißt. — Ich bezahle die Ehrenschuld, die mich drückt... mit meiner Seelenruhe...!“

Der Priester dreht sich um, klopft an die Tür und verschwindet, als der Wächter sie geöffnet hat.

„Unbekehrlich, Jose, es ist mit dem Kerl nichts anzufangen!“

„Sie sollen ausgerottet werden, Ehrwürden!“

Das Schloß knirscht; die Schlüssel klirren; der Wärter geht auf und ab, auf und ab...

Die Arbeit war vollendet; das Viereck, das Geert ausgeschnitten hatte, hing nur noch mit einigen Holzfäden mit dem Fußboden zusammen. Die Kerben waren sorgfältig mit gekautem Brot und Staub verkittet und Derks lag mit dem Ohr auf dem Fußboden. Pieter Jansen wischt sich den Schweiß von der Stirn; die schweren Schritte des Söldners dröhnen auf

dem Korridor. Draußen jauchzt und jubelt es. Man feiert den Sieg über die Fischerflotte und brennt Teertonnen.

„Seufze nicht, Jansen... horch, da öffnet sich die Tür... das verabredete Zeichen!“ — Die Schlinge wird um die Krippe geschlagen; es kracht... das Brett fällt... es gibt keinen Laut, denn Dominicus hat es aufgefangen... das Tau wird in das Loch gesenkt... Jansen verschwindet durch das Loch, nun Geert... Seeleute klettern wie Katzen... Sie stehen auf festem Boden zwischen Torf und Holz.... „Hierher... dort ist das Fenster... der Sprung kann leicht gewagt werden... niemand in der Gasse... die Wache steht beim Krug um die Ecke und ist betrunken... schnell...“ Dominicus wirft zwei Mäntel hinunter.

„Anziehen...“

Es sind keine Mäntel, sondern Kutten... Drei Mönche schreiten durch die Gasse zum Markt. Die Menge ist ausgelassen. Eine Reihe von Matrosen und Weibern bilden einen Ringelreigen um die drei Pfaffen und brüllen und jauchzen. Dominicus lacht und bahnt sich einen Weg. Am Stadttor, das nach Sint-Wynocksbergen führt, gibt er die Parole und bald liegt Dünkerken hinter ihnen.

Dominicus versteht sich auf die Kunst, sich zu maskieren; er ist nicht umsonst beim Spionagefach gewesen. Kaum haben sie die Schanze auf dem Marsch nach Bergen hinter sich, als er die Kutte auszieht und den Zweien dasselbe zu tun heißt. Er setzt sich eine Perrücke auf, an der ein schwerer, blonder Bart befestigt ist, setzt sich eine Seemannsmütze auf den Kopf und holt für die beiden anderen auch eine aus der unerschöpflichen Kutte hervor; die Kutten werden zusammengepackt und jeder bekommt sein Bündelchen auf den Rücken... Die Seeleute gehen ihres Weges. Als sie bei einer Wirtschaft in der Nähe des Dörfleins Soykers angelangt sind, klopft Dominicus an. Der Wirt erscheint und bewillkommt die Drei.

„Aha, Ausreißer, seid ihr da? Habt also kein Bedürfnis, von den Holländern ersäuft zu werden? Recht so, Männer; zwei meiner Söhne habe ich bei der verruchten Kaperei verloren; den dritten haben sie als Soldat gepreßt. Der König ist ein großer

Herr, aber ich möchte ihn ersäufen, wie er es mit meinen Jungen gemacht hat. Was meinst du, Evertsen?" — „Hast recht; sind die Pferde fertig?"

„Schon gesattelt!". — „Hier ist das Geld; die Pferde überlasse ich, wie verabredet, dem Dupuy zu Calais."

Bald sitzen die Drei hoch zu Roß; Jansen ist in Todesängsten, die anderen Zwei sitzen als gute Reiter im Sattel. — „Gute Reise!" — Frühmorgens ist man in Calais und in Sicherheit.

„Hurra, Bileams Esel!" — Jansen beschleunigt seinen Schritt und Geert folgt ihm lachend. — „Höre einmal, Geert, du sagst ihr nichts von meinen katholischen Abirrungen, was? — Es ist ein schöner Glauben, aber er taugt für einen Kalvinisten doch nicht. Jesus Maria, Geert, wie bin ich froh!"

Die Wanderer treten in den Laden herein und Kee stößt einen lauten Schrei aus, indem sie die Hände emporhebt: „Jansen, mein Pieter! Gott sei Lob und Preis! aus dem Rachen des Löwen gerettet!" — Sie warf sich an seine Brust und küßte ihn, daß alle Matrosen im Laden es sahen, mit all dem Feuer ihrer köstlichen, derben Liebe.

„Und haben sie dich nicht aufgehängt und haben sie dich wirklich nicht ertränkt? Die Kinder Enaks, die Stiere von Basan? — Und du, Geert, mein Jung...!"

Nun kam Geert an die Reihe und mußte sich die Liebkosungen seiner Tante gefallen lassen.

„Und nun kommt in die Stube und erzählt mir alles. — Erst noch schnell ein Pfund Zucker für den Harmen. — Nun, Harmen, schnell, mache daß du wegkommst; heute ist Feiertag und wird nicht verkauft. — Hinaus alle, morgen ist wieder ein Tag..." Kee trieb die letzten Kunden vor sich hinaus, schloß die Tür und hing mit feierlicher Miene die wohlbekannte Pappe vor das Fensterglas: „Heute wird hier nicht verkauft." — „So!, nun kommt und erzählt."

Als die Zwei hinter einem tüchtigen Glas Branntwein saßen, fing Jansen zur höchsten Verwunderung der Kee mit dem katholischen Fluch an, den er sich angewöhnt hatte: „Jesus Maria, Kee, du weißt nicht, was wir überstanden haben." — Die glück-

liche Gattin war zu froh, um direkt mit einer Rüge anzufangen, aber als im Laufe des Gespräches der heilige Petrus auch angerufen wurde, berührte das ihr kalvinistisches Ohr doch sehr peinlich und sie fürchtete das Schlimmste.

„Du hast dich doch nicht von den Pfaffen in den Schlund des katholischen Aberglaubens hinunterziehen lassen?“ — „Bewahre, Kee, das sind nur Redewendungen, die man sich unwillkürlich zu eigen macht. — Man hört sie und gerade, weil man sich nichts dabei denkt, übernimmt man sie.“.

Die Geschichte verlief so, daß Geert über die Unverfrorenheit seines Schiffers mehr als je erstaunte und Kee den Entschluß faßte, zu Ehren ihres heldenhaften Mannes die Fahne auszuhängen.

Als das glückliche Ehepaar am nächsten Sonntag aus der Kirche kam, sagte Jansen beim Betreten des Ladens zur Kee: „Das hätte ich nicht gedacht, daß Smoutius meiner im Gebet gedenken würde. Es war recht schön von ihm, daß er Gottes Segen über meine weitere Lebensfahrt auf dem unsicheren Wasser herabflehte. Er wird das jedoch sicher sinnbildlich gemeint haben; wenn er wenigstens meint, daß ich wieder zur See gehe, so ist er auf dem Holzweg. Ich halte mich von jetzt ab zu Bileams Esel und hoffentlich werden wir mehr Freude daran erleben als an dem „Engel Gabriel“. Der erstere paßt besser zu mir als der zweite, meinst du nicht auch, teures Weib?“ Weil der guten Kee jeglicher Sinn für Humor abging, verpaßte sie die Gelegenheit, eine geistvolle Antwort zu geben. Sie sagte nur: „das freut mich“, aber im innersten Herzen frohlockte sie über den Entschluß, denn sie liebte den Kerl ungeachtet all seiner Minderwertigkeit und sie hoffte, daß der gescheite Esel seinem Besitzer zuguterletzt Vernunft lehren würde.

Pater Dominicus hat sich eine Zeitlang in Frankreich herumgetrieben, bis sein Gewissen es ihm zu schwer machte. Darauf ist er nach Antwerpen gegangen und hat sich bei seinen Vorgesetzten angemeldet.

„Ich bin ein Unwürdiger und ich finde keine Ruhe. — Laßt eure Hand schwer auf mir ruhen, denn ich bin ein ungehorsamer, verworfener Abtrünniger. Mein Gewissen klagt mich

an und ich will jede mögliche Strafe erleiden, jedoch kann ich meine Tat nicht bereuen, wie ich es tun sollte. Ich weiß weder ein noch aus. Ich bin ein zuchtloser Schurke und ich hätte meine Pflicht tun sollen, aber er hatte mir das Leben gerettet. Ich bin eine Schande für den Orden. Zerknirscht mich, geißelt mich zu Tode, damit ich im Fegefeuer zur Klarheit komme, denn ich werde zerrissen und ich kann mein innerstes Empfinden euch nicht unterordnen!"... Die Vorgesetzten haben die Wucht ihrer züchtigenden Hand schwer auf ihm ruhen lassen, bis er in einem spanischen Kloster einen trostlosen Tod fand. Und sie haben ihm die Absolution nicht geben dürfen, weil er im Angesichte des Todes noch nicht lernen wollte, sein Gewissen den Vorgesetzten unterzuordnen und über seine verworfene, selbstherrische Tat keine Reue fühlte.

...„Er hat mir das Leben gerettet und ich hatte ihn verraten... Gott sei mir gnädig; ich finde mich nicht heraus!

Kyrie eleison: Herr erbarme dich; Christus erbarme dich!"...

V.

JURRIAAN DAS ist eine markante Figur in der Geschichte der jungen Remonstrantenstadt. Er ist ein Gemütsmensch mit geschäftlichem und moralischem Sinn und er liebt Tiere und Menschen. Im Handel ist er prinzipiell; in der Religion hat er freie Ansichten und in der Moral ist er konventionell. Seine Liebe kennzeichnet sich durch einen fidelen Sinn, den der Herr Rektor einmal als geozentrische Hingabe bezeichnete. Es war ein schlimmer Bubenstreich, als der Sohn eines unbemittelten Bürgers eines Tages früh aufstand und den Namen des klugen Geschäftsmannes an der Tür seines Kontors zum Teile mit Farbe überstrich, sodaß man nur Ju... Das lesen konnte, und der Knabe ist denn auch vom Rektor gebührend bestraft worden. Der Flegel war böse, weil Jurriaan durch sein freundliches Entgegenkommen das Vertrauen des Vaters gewonnen hatte und ihm nachher die Anteile an der Trockenlegung des Barmer- und Meggersees anschmierte,

weil er sie los sein wollte. Der Vater und der Sohn waren infame Esel, die die Prinzipien der geschäftlichen Transaktionen nicht kannten. Als ob ein Kaufmann dem Geschäftsfreund auf die Nase binden soll, weshalb er einen Kauf abschließen wolle. Jurriaan Das ist rein prinzipiell und scheut jede ungesetzmäßige Tat. Er hat als festen Grundsatz angenommen, daß ein Handelshaus keine Wohltätigkeitsanstalt sei, und wer wird es ihm abstreiten!

Wenn er mit einem Geschäftsfeinde zu tun hat, werden die Schrauben fest angedreht. Bei solchen Operationen liegt das Bessere Selbst im Jurriaan unten und der Teufel sitzt mit seinem vollen Gewicht auf dem Gewissen des zweilebigen Mannes. Manchmal schämt er sich vor sich selber über seine Rücksichtslosigkeit, wenn der alte Bockschwanz dem Gewissen wieder Raum gibt. Weil Jurriaan zwar ein Gewissen, jedoch keinen Charakter hat, kommt leider aus diesen Gewissensbissen nichts heraus.

Als Freund ist er recht herzlich und entgegenkommend. Er steht sich gut mit van Geerlen und merkwürdigerweise auch mit dem Statthalter, den er in den Augenblicken zartesten Freundschaftsempfindens „seinen lieben Freund" nennt. Van Moersbergen behauptet, daß er ein Charakterkenner sei, und er wird wohl recht haben, wenn er zu seiner Frau sagt: „Unser Das ist mir in mancher Beziehung zuwider, er ist mir jedoch gewogen, und wenn er schon nicht in allen Hinsichten geradeaus ist, so kann ich mich doch in großen Dingen auf ihn verlassen."

Die meisten Bürger bevorzugen es jedoch, weder Freund noch Feind, sondern nur ein guter Bekannter dieses Mannes zu sein. Die Religion des Jurriaan ist warmherzig und fanatisch antiintolerant. Er kann also nur weitherzige Menschen vertragen. Duckmäuserei, Intoleranz, Muckerei und besonders der Kalvinismus sind ihm ein unerträglicher Greuel. Verruchter Kontraremonstrantismus mit seiner Prädestinationslehre! Engherzige Mennoniten mit ihren sektarischen Tendenzen! Abergläubige Lutheraner mit dem Puppenkram beim Altar! Unzuverlässige Katholiken mit ihrem Jesuitismus!

Wenn es nicht unduldsam wäre, nur Duldsame zu dulden,

so hätte Jurriaan alle jene Leute, die sich auf ihre Irrlichteleien verbeißen und andere zu Ketzern machen, am liebsten zum Goldnen Tor hinausgetrieben und die Remonstrantenstadt zum Hort der Toleranz, wo nur die reine Duldsamkeit geduldet wird, gemacht.

Ohne Moral gibt es keine Ordnung, keine Sittlichkeit, keinen Jurriaan Das. Weil ihm jedoch jede ethische Vertiefung fremd ist, klammert er sich an die herrschende Sitte fest und zertritt in heiligem Eifer alles, was mit seinen moralischen Sätzen nicht übereinstimmt.

Was wäre die „chronique scandaleuse" ohne Jurriaan den Gerechten. Leider macht er in seinem Eifer manchmal den Eindruck, als sei er ein Erzengel mit Teufelshufen, — beschwingt und beschwänzt. — Entrüstung über sexuelle Unregelmäßigkeit ist ihm ein Schmauß, und wenn die Liebe nicht nach den jurriaanischen Gesetzen wirkt, so wird sie in seinem Munde zum Schmutz. In der Gesellschaft gebildeter Frauen ist er spröde und er weiß sich nicht zu wenden, wenn die zärtesten Aussichten einer solchen sich nicht mehr verborgen halten können und diese seinem Blick begegnen; mit van Geerlen bespricht er jedoch alle Alkovengeheimnisse, die von der klassischen Klatschbase, Frau Fama, unter der Rose mitgeteilt worden sind.

Grevinchovius hat ihn einmal den „Inquisitor cupidinum" genannt. Er mag den eifernden Sittenmeister nicht.

Nicolaas Grevinchovius sitzt im Schlafrock hinter seinem Schreibtisch und streut Sand über den soeben vollendeten Brief. — „So ist es richtig; am Ende soll ich mich nur vor Gott verantworten können."

Er liest den letzten Teil seines Schreibens an Kollege Wtenbogaerdt noch einmal nach: Ich muß euch bestimmt davon abraten, die Brüder mit schönen Vorspiegelungen nach Friedrichstadt zu treiben; Gott weiß, was aus dem Kriege des Dänenkönigs wird; wenn wir schon neutral bleiben, so wird er doch gewiß der Wohlfahrt der Stadt im Wege stehen. Der Handel mit Spanien flottet nicht; die Deichanlagen verlaufen schlecht; Jurriaan Das hat seine Anteile verkauft. — Sapienti sat!! Der arme van Dalen ist ihm zum Opfer gefallen; der hatte

es ohnehin schon schwer genug. Es wird hier mehr Geld verloren als gewonnen. Van de Wedde ist guten Muts, du weißt jedoch, wie viel Wert man darauf legen kann. Er macht, ebenso wie die Brüder van Dam und Das viel Propaganda für unsere Kolonie; den Interessen der Remonstranten ist damit jedoch schlecht gedient und es ist nur zu durchsichtig, daß sie den Glauben zum Diener des Mercurius machen wollen. Sie werden es vor Gott verantworten müssen; ich wasche meine Hände in Unschuld.

Unsere braven Pastoren sind zu Kaufleuten umgestaltet worden, wenn sie das Predigen schon nicht völlig preisgegeben haben. Aber es ist mit ihrem Handel nicht viel los. Geesteranus hat vor kurzem seinen Gaul auf dem Husumer Markt verkauft und hat dabei jedem, der es hören wollte, aufs gewissenhafteste erzählt, was dem Tier fehlte. Sogar der strenge Mennonit Bouwes, der sich wegen seiner Ehrlichkeit eines seltenen Ruhmes freuen kann, hat sich darüber lustig gemacht.

Ich steckte mein Geld in die leidigen Bedeichungen und zittre, wenn es stürmt; denn fast jeder Sturm spült einen Teil meines Kapitals weg.

Unsere Kanzel wird vom Pasquillarius, der hier so viel Aufsehen erregte, tüchtig verspottet, weil sie von so vielen merkantilischen Predigern betreten wird. Heute predigt der Weinkäufer Paludanus, nächste Woche der Reeder van Geerlen; nachher der Grützenhändler Teyckmaker oder der Pillendreher Dr. med. Selcart. All diese Kirchendiener tun ihr Bestes, aber die Seelsorge leidet darunter, weil nicht ein Pastor sich völlig der Gemeinde widmen kann. Ich kann es nicht, weil ich als Direktor der Brüderschaft zu viel zu tun habe und meine Gesundheit zu wünschen übrig läßt. Das letztere macht mich leider oft mutlos und zu scharf. Die Nierensteine quälen mich zu sehr. Alles wäre jedoch erträglicher, wenn mein lieber Sohn die Krankheit des Vaters nicht ererbt hätte. Er leidet zu sehr; es zerreißt mir das Herz. Gott führt mich längs dunklen Wegen und manchmal kommt mir das Wort des Psalmdichters in den Sinn: „Wie sollten wir ein Lied singen im fremden Lande?“ Aber dann werde ich gewöhnlich vom Sohn beschämt.

Unser guter Paludanus ist mir auch ein treuer Freund. Er ist ein Kind in der Bosheit und ein Mann in der Demut. Er grübelt noch immer darüber, daß er in einem schwachen Augenblick die „Akte van Stilstand“[1]) unterschrieben hat. Wenn Paludanus nicht unter uns verweilte, gäbe es noch viel mehr Zänkereien in der Gemeinde, denn er ist der große Friedensstifter. Ich wollte, daß ich über seinen duldsamen Geist verfügen könnte. Du weißt jedoch, wie es um mich steht. Ich lebe jedoch mit der Mehrzahl der Bürger in Frieden, wenn ich schon manchmal Philister gering schätze.

Wie ist das Geheimnis der göttlichen Liebe doch groß und unergründlich. Unser Herr Jesus Christus betete für seine Feinde und ertrug ihre Niederträchtigkeit ohne Groll. Bisweilen scheint es mir, als sei das nur dem Gottmenschen möglich, weil sich in ihm Geringschätzung und Mitleid mischen. Aber wenn ich mich vor dem Kreuz des Erlösers demütige, schäme ich mich meiner Gedanken und sehe ein, daß der Pastor damit Christus nach seinem eigenen Bilde umgestalten will.

Im praktischen Leben hat meine Duldsamkeit die Geringschätzung leider manchmal notwendig. Ich sitze mitten in Intriguen, denen ich im Herzen abhold bin. Zum Glück gibt es hier auch noch Menschen wie Paludanus und Geesteranus. Ach, werter Amtsbruder, wie kann man bisweilen so ungerecht sein! Während des Schreibens fallen mir die Namen vieler anderer ein, deren Knie sich vor Baal nicht gebeugt haben...“

Der Pastor sitzt und sinnt über seinen Brief, in dem er seine Mitmenschen verurteilte und der ihm am Ende zum Spiegel eigener derber Charakterzüge geworden ist. Kann er dafür, daß die Bitterkeit ihn manchmal überläuft? Ach, er hat sich in den aufregenden Tagen der Synode zu Dordrecht die Märtyrer-

1) Die „Akte van Stilstand“ wurde den remonstrantischen Pastoren vorgelegt, als der Remonstrantismus von der Synode zu Dordrecht verurteilt worden war. Wer den Akt unterschrieb, verband sich, nie wieder zu predigen, wer nicht wollte, wurde des Landes verwiesen. Paludanus unterschrieb das Stück; nachher widerrief er jedoch sein Gelübde und ging ins Exil. Er wurde einer der würdigsten Bürger Friedrichstadts; das Wahrzeichen im „Paludanushaus“, ein Kübel mit einer Traube darüber, erinnert an sein Geschäft, das er, im Gegensatze zu den meisten Pastoren, mit gutem Glück trieb.

schaft schöner und herrlicher vorgestellt. Wie war damals alles anders! Die Schmach, die er sich hatte gefallen lassen müssen; die Flucht aus Rotterdam; die anregende Arbeit mit den anderen Direktoren, die im Auslande den geknickten Remonstrantismus leiteten; die Beratungen und die vielerlei Pläne, die sie zu Antwerpen beschäftigt hatten, — das alles war großzügig, prickelnd, erfrischend gewesen; es war damals eine wohltuende Reaktion auf den widerwärtigen Hader zwischen Kalvinisten und Remonstranten vor der Niederlage zu Dordrecht. Es spukte die Erinnerung an diese vielbewegten Zeiten in seinem Kopf und er seufzte, als er sich in den Lehnstuhl beim Herdfeuer fallen ließ, — ein kranker, gedrückter Mann, der sich im Städtchen, das nicht wachsen wollte, nicht zu Hause fühlte.

War es nun wohl gut, dies alles zu schreiben, oder gehörte die sich verstellende Hochherzigkeit, die jeden Mangel an freudigem Mut verhüllt, zu der Märtyrerwürde? Sie gelingt einem vielleicht besser auf dem Weg zum Scheiterhaufen, als in der beklemmenden Beschränktheit eines unfruchtbaren Exils. Sogar der verbissene Fanatiker muß manchmal unterliegen, wenn die Umstände seinen Geist einschränken, anstatt ihm den Prophetenschwung zu gönnen. Und Grevinchovius war kein Fanatiker, sondern ein humanistisch gebildeter Christ und ein besonnener, aristokratischer Geist.

Der November setzt kalt ein; der Pastor im Lehnstuhl fröstelt; die feine, magere Hand unterstützt den Kopf. Der Schornstein zieht schlecht; pfiff, ein Windstoß ist aus grauer Höhe hinuntergetaucht und treibt nun den Qualm des träge brennenden Buchenholzes ins Zimmer hinein. Der Regen plätschert gegen das Fenster... Ungemütlich! — Die Gedanken des Pastors wandern wieder in die Vergangenheit zurück; er steht auf der Kanzel der großen Kirche zu Rotterdam. Er hält die zahlreichen Zuhörer mit seinen Worten gefangen und Sonnenschein spielt zwischen den großen Säulen des Heiligtums.

Es ist der Tag des Herrn!

In der Pastorenbank sitzt Kollege Geselius, der Kalvinist; er schüttelt den Kopf und notiert eine arminianische Ketzerei, ein Gift, das von der Kanzel gereicht wird. Der Grevincho-

vius hat soeben gesagt: Gott wolle, daß alle Menschen selig werden und es stehe in der Gewalt des Sünders, sich die Gnade anzueignen...

Das war der Anfang des Elends. Was ist seitdem nicht alles passiert!? Der frische Remonstrantengeist ist ausgetrieben worden und das „decretum horribile“ [1]) wirft seine schweren Schatten auf das Geistesleben der Sieben Provinzen.

Es meldet sich ein Besucher. — „Aha, seid ihr es, Bruder Das?“ Das Angesicht des Bruders sieht sehr ernst aus und es entgeht dem durchdringenden Blick des Pastors nicht, daß Jurriaan von sittlicher Entrüstung heimgesucht wird. Nun, ja, Jurriaan kann sich nicht verstellen!

„Der Fall ist schlimm genug, Dominee, ihr erinnert euch wohl, daß gerade in den Tagen, wo die dänischen Reiter in der Stadt gewesen sind, über das heimliche, ausgelassene Benehmen der jüngsten Tochter des unsterblichen, leider schon verewigten Johan de Haen Schande gesprochen und wie der junge Hermann Ruytenbeeck sich durch seinen abenteuerlichen Sinn das Gerede eines, zum Glück noch beschränkten Kreises, zugezogen hat. Nun, Dominee, jetzt ist es so weit. - Mariage forcé; — anfangs Dezember; — haarsträubend. Ja, wahrlich, man kann Gott danken, daß der ehrenfeste Vater de Haen es nicht mehr erlebt hat. Der alten Witwe, der hochnasigen Flämischen, sei es von Herzen gegönnt; sie soll jedoch erfahren, daß man in Friedrichstadt solche Sachen anders beurteilt als im leichtlebigen Kortryck. Die Trauung ist auf den vierten Dezember festgestellt, wie ich aus höchst zuverlässiger Quelle vernommen habe. Meine Betje hat es von der Waschfrau gehört und diese ist, wie ihr wißt, die Mutter des Zimmermädchens der Familie de Haen, das die schlechte Gewohnheit hat, an der Tür zu horchen. Gestern abends wurde die Hochzeit besprochen. Man will sie, Gott bessere es, zu einem häuslichen Feste machen. Der Hendrik de Haen, der sich mit dem Schwager in spe entzweit hatte, hat sich jetzt mit ihm ausgesöhnt und alles ist wieder

1) Das „decretum horribile“, Schreckensratschluß, kraft dessen nach der kalvinistischen Lehre ein Teil der Menschen vom souveränen Gott zur Verdammnis vorherbestimmt ist.

gut. — Eine schöne Sache, alles wieder gut! Ihr werdet wohl mit mir einverstanden sein, daß hier ein Fall vorliegt, der um die Anwendung der kirchlichen Zucht schreit. Wir sollen sie jetzt ohne Ansehen der Person hochhalten, damit die Kalvinisten nicht über unsere Lässigkeit in moralischen Sachen triumphieren können. Jedenfalls wäre es sehr erwünscht, daß ihr der Familie einmal deutlich macht, daß sie nicht durch öffentliche Festfreude gegen die gute Sitte verstoße. Das sittliche Gefühl der Besseren ist ohnehin schon genug beleidigt. Die Braut soll sich nicht erdreisten, mit der Brautkrone herumzustolzieren. Ihre ganze Haltung ist wahrscheinlich ohnehin schon ein wenig zudringlich; ha, ha!"

Bei den letzten Worten machte Grevinchovius, der den Sittenmeister schon lange mit steigender Ungeduld hatte reden lassen, unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Er war kein spröder Mann, jedoch widerte es ihn immer an, wenn Jurriaan über etwas Weibliches lächelte oder mit den Augen zwinkerte, und er empfand es immer wie eine Anmaßung des grobsinnlichen Moralisten ihm, dem fein empfindenden Geistesaristokraten gegenüber.

„Nebenbei, Herr Das, habt ihr schon mit anderen über diese unerquickliche Sache geredet? — Ich meine über die Anwendung der kirchlichen Zucht und über die Ärgernisse, die die abgelauschten Hochzeitspläne den gerechten Menschen vielleicht geben werden?"

„Ich redete darüber mit van Geerlen, der völlig mit mir einverstanden war. Man braucht, im übrigen, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Wenn z. B. die kirchliche Trauung eine Feierlichkeit wäre, in der der Ernst des Remonstrantismus ans Licht trete? Was würdet ihr dazu meinen, lieber Herr Pastor, wenn Psalm 27 Vers 7 einmal in den Vordergrund gestellt werden würde: Gedenke der Sünde meiner Jugend nicht. Das klingt streng und milde zugleich, so recht christlich. — Die Zeiten sind ernst, Dominee; die Sünde wuchert weiter. Wenn die Sittenzucht von den Großen zum Spott gemacht wird, sollen sie selber an den Schandpfahl gestellt werden; sonst wird unsere „Stadt auf dem Berge" zum modernen Babel, wie Do-

minee Smoutius zu Amsterdam schon auf der Kanzel prophezeit haben soll.

Wißt ihr auch schon, Dominee, daß Friedrichstadt sich auch bald über die Geburt zweier kleiner dänischer Reiterlein zu freuen haben wird?"

Grevinchovius machte wieder die abwehrende Handbewegung, als er das geschmacklose Lächeln des Tugendhelden sah. — „Ja, man sollte eigentlich nicht lachen, wenn man solches mitteilt; im Herzen bin ich sehr ärgerlich und in diesem Lichte sollt ihr mein bitteres Lächeln sehen. Wir Armenversorger stehen machtlos der Sache gegenüber, denn die Väter sitzen im Winterlager des Christian und die Armenkasse soll für die Kinder sorgen. Nein, dann haben wir mit dem Bäcker am Markt mehr Erfolg, der soll aber bluten. Mit solchen Leuten habe ich kein Erbarmen; zahlen sollen sie, zahlen, Geld auszahlen, bis ihnen die Finger glühen. Jener Fall kostet der Armenkasse keinen Heller. — Ich verliere mich jedoch in Einzelheiten; die Hauptsache ist das sittliche Bewußtsein im allgemeinen. Wir sollen uns zum Kampf rüsten und wir rechnen auf eure Hülfe, Dominee."

Grevinchovius hatte ihn ausreden lassen und im stillen seine Kommentare zu den Mitteilungen des geschwätzigen Sittenmeisters gemacht. Ja, ja, Frau Das steckte hinter der Sache; Jurriaans moralischer Ekel war also fest begründet. Er war eben den Frauensleuten seiner Umgebung schlecht gewachsen, und wenn es einen Skandal in den vornehmen Kreisen galt, sprudelte die Entrüstung im Hexenkessel der Eheleute wie siedendes Pech. Es hing dann von der Machtstellung der Opfer ab, ob Jurriaan sich zu öffentlichen Anfeindungen aufstacheln ließ oder nicht. Wehe dann den Armen und Abhängigen! Die Witwe de Haen gehörte weder zu den ersteren noch zu den zweiten, jedoch war ihre finanzielle Lage nicht besonders günstig und als gebildete Frau aus vornehmem flämischen Geschlechte war sie der Bauerntochter Bet Das immer ein Stein des Anstoßes und jetzt ein sehr geeignetes Opfer ihrer Standeseifersucht. Jurriaan gab in solchen Fällen immer gern nach, wo es ihm geschäftlich nicht schaden konnte, wenn er seinen losen Lippen den freien

Lauf ließ. Grevinchovius hatte nur wenig Hoffnung auf eine befriedigende Lösung; er wußte ja, daß die Gutmütigkeit des Mannes der gröbsten Frechheit wich, wo die üblen Instinkte der Skandalsucht die Oberhand über ihn gewonnen hatten und daß diejenige der Frau ihre Grenzen fand, wo ihre bäuerliche Anmaßung es den vornehmeren Leuten nicht vergeben konnte, daß sie mehr Bildung als sie selber hatten. — „Eine böse Sache, Herr Das. Ich gehörte schon lange zu den Eingeweihten und ich habe mein möglichstes getan, sie zu verheimlichen; es ist früh genug, wenn es nachher bekannt wird, daß die traurige Geschichte, die euch schon damals auf den Lippen brannte, ihre üblen Folgen gehabt hat. Wir werden es in beschränktem Kreise halten, wie wir damals verabredeten; ihr habt die Familie damals schon genug gequält, als ihr euch zum Sittenkontrolleur aufgeworfen hattet; jetzt sollt ihr die jämmerlichen Folgen früheren Leichtsinns nicht auf die Straße bringen. Im übrigen bitte ich euch, Maßregeln zu nehmen, daß weder eure Frau noch der van Geerlen die Leute ins Gerede bringen, und des weiteren sollt ihr mir die Seelsorge in dieser Angelegenheit überlassen."

„Aber Dominee, ihr tut mir unrecht; ich wollte nur einen guten Ratschlag geben. Warum sprecht ihr so unfreundlich? Ich bedaure das junge Mädchen und die Sache hat mich erschüttert; aber den lockeren Sitten dieser traurigen Zeit soll man entgegentreten. Im übrigen ist es mein Prinzip, daß man die höheren Stände nicht mehr als die kleinen Leute schonen soll. Jakobus sagt doch auch, daß man den Mann, der mit einem schönen Ring am Finger in die Gemeinde kommt, nicht rücksichtsvoller als die anderen behandeln soll!"

Das war dem Grevinchovius zu stark. Er sprang mit zürnendem Blick in die Höhe und stellt sich dem Jurriaan gegenüber. — „Was meint ihr; was redet ihr von zweierlei Maß? Ist es vielleicht meine Art, den kleinen Leuten das Maß der Schmach voll zu messen und die Großen zu schonen? Habe ich euch denn nicht enttäuscht, wenn ich die Mütter unehelicher Kinder aus dem Volke nicht öffentlich bei der Taufe erniedrigte? Herr Das, ich empfehle euch, eure Worte zu wägen

und nach den Worten unseres Heilands zu handeln, der uns anempfiehlt, das Steinewerfen einzustellen, bis man mit sich selbst ins Gericht gegangen ist. Dem einen fehlt dies, dem anderen das. Könnte man euch vielleicht nicht auch erniedrigen, wenn man eure Fehler zur Schau stellte? Sollen wir unbescholtene Männer uns brüsten und unsere Mitmenschen schmähen, wenn sie sich in den Schlingen verwirren, denen wir entkommen sind? Mir ist es zuwider!"

„Dominee, Dominee, was wird aus der Sittenzucht, wenn unsere Pastoren so reden? Was werden die Kalvinisten sagen und die Mennoniten und die Lutheraner? Ich wollte euch nur zum besten raten. Jetzt muß ich gehen."

Grevinchovius beruhigte sich. Hatte er Jurriaan vielleicht verkannt und meinte er es vielleicht ehrlich? Er reichte ihm die Hand und sagte: „ich wollte euch auch zum guten raten. Ich bitte euch, bringt diese Leute nicht ins Gerede!"

Als Das tief in seinen Mantel gehüllt über den grünen Markt nach Hause ging, wurde er von einem recht unangenehmen Gedanken gequält: Sollte der Pastor etwas von meiner Vergangenheit wissen? Er nannte mich einen unbescholtenen Mann. Er weiß wohl nichts. — Verdammter Freund der feinen Leute. — Das Töchterlein des alten de Haen! Vorsicht! venetianisches Glas; zerbrechlich! — Lässige Sitten. — Moralwidrig. — Das öffentliche Gewissen wird beleidigt! — „Ach Bet, der Pastor hat mich so sehr enttäuscht. Er wählt die Partei der de Haens. Ich bin ganz kaput."

„Versteht sich, Jurre; er ist ein Regentenpastor; solche Leute stecken immer unter einer Decke!"

Sie sah zum Fenster hinaus und lachte mit einem Male laut auf. „Gucke einmal, Jurre, da geht die keusche Braut. Gesundes Mädchen, nicht?" Sie schlug sich auf die mageren Knie und lachte unbezwingbar: „Haha, ein gesundes Mädchen!"

Jurriaan guckte zum Fenster hinaus und stimmte mit an: „Hahaha, hahahaha!" — Darauf nahm sein Gesicht eine ernste Miene an und er sagte, als wollte er sein Gewissen beruhigen: „Kind, Bet, wir dürfen es nicht dulden, daß solch eine Sache

länger bemäntelt wird, und solchen Leuten soll es unmöglich gemacht werden, mit der Hochzeit gute Zier zu machen."

Grevinchovius ging in der Studierstube auf und ab. Nun war all sein Streben mißlungen! Wie hatte er sich bemüht, den losen Mund des Das geschlossen zu halten, als der leichtsinnige Ruytenbeeck von Jurriaan auf einem höchst ungeziemenden, galanten Abenteuer erwischt worden war. Und wie sehr hatte es ihn entrüstet und empört, als Heudrik de Haen in Verzweiflung zu ihm gekommen war, um ihn zum Vertrauten in einer äußerst peinlichen Familienangelegenheit zu machen. Es war ihm gelungen, die Sache zum besten zu leiten. Er hatte den leichtsinnigen Übeltäter hier auf seinem Zimmer klein gemacht, bis er wie ein kleines Kind geweint hatte. Nachher hatte er den Frieden in dem zerstörten Familienleben der in die Sache verwickelten Familien wieder hergestellt und sogar die beiden Schwäger wieder zueinander gebracht. Der Ruytenbeeck hatte sich nachher tüchtig herausgemacht und aus dem wilden Buben war ein angehender Geschäftsmann geworden, der sich bald durch eine erfolgreiche Reise die Möglichkeit einer nicht lächerlichen Ehe verschaffte, und so hatte sich die Zukunft geklärt. Das alles war die stille Arbeit der letzten Monate gewesen, die am Ende ein schönes Stück der amtlichen Beschäftigung des Pastors gewesen war, weil man sich auf allen Seiten bemüht hatte, das Elend zum besten zu wenden und weil aus dieser garstigen Sache ein nobles Streben hervorgegangen war, verübtes Unrecht gut zu machen. Zu guterletzt war der energische, tüchtige Ruytenbeeck dem Dominee eine sympathische Figur geworden; ein kluger Kerl, kein Genie, jedoch ein besonnener Kaufmann. Und wie sie sich bemüht hatten, alles der geschwätzigen Welt verborgen zu halten!

Jetzt war der Klatsch losgebrochen. Das unfrische Ehepaar Das hatte sich vermittels unzuverlässigen Dienstpersonals in die intimen Familienverhältnisse eingedrängt und war nun im Begriff, eine peinlich delikate Sache, die sich in Wohlgefallen gelöst hatte, zu einem Familienskandal aufzublähen. Er sah den gleisnerischen Kerl mit dem süßlich falschen Kopf wieder vor sich, wie er die Stube verlassen hatte, als er vom Pastor zur

Rede gestellt worden war, und jede Hoffnung, dem Afterreden Schranken zu setzen, sank ihm. Die elenden Klatschbasen! Das, Betje, van Geerlen; es hätte nicht schlimmer anfangen können! — Arme Kleine! Er mußte es sich selbst bekennen, daß er dem beschämten, zerrissenen Kinde gegenüber nicht hart hätte sein können und mit großem Eifer ein gutes Wort bei der Mutter eingelegt und die freundliche Gesinnung wieder in das Familienleben zurückgeführt hatte. War er schlaff gewesen und hätte eine derbe Sittenzucht nach Kalvinistenart mehr ausgerichtet? Mag sein, daß sie den wilden Sinn der Jugend bändigt, aber es ist humaner, ein beschämtes Frauenherz nicht zu erniedrigen.

„Und, du verfluchter Sittenmeister, es ist eine Gemeinheit, sie der lüstern Entrüstung der Straßenmoral preiszugeben.“ Er machte unwillkürlich wieder die abwehrende Bewegung mit der Hand und zischte zwischen den Zähnen: „Die armen Sünder sind mir am Ende sympathisch und Jurriaan der Gerechte ist ein schmutziger Schakal.“

* * *

Am Stammtisch im „Wapen van Frederikstad“ wird tüchtig gezecht, und als Anneke den vierten Krug auf den Tisch gestellt hat, werden die Zungen bald locker. Jurriaan heißt das Töchterlein des Gastwirts ein süßes Kind und ein Staatsmädel, aber er bleibt dabei hochsittlich und seine Augen glänzen nur vom Bier.

„Habt ihr es schon gehört, daß de Haens anfangs Dezember Hochzeit feiern?“

„Dann schon?“

„Schon?“

„Nun, weshalb lachst du so geheimnisvoll?“

Jurriaan kann nicht dafür, daß seine Gesinnung einen Purzelbaum schlägt und vom Ernsten ins Heitere hinübergleitet.

„Ach, van Geerlen, es ist in diesem Falle nicht Hoch—zeit, sondern die höchste Zeit.“ — Dann spricht er mit gedämpfter Stimme, indem er seinen Kopf zu den Freunden hinüberneigt: „Still, höret zu, Anneke soll es nicht vernehmen, damit sie nicht vom Kopf bis zu den Füßen erröte.“

Die anderen spitzen die Ohren; es wird geflüstert...

„Ach nein, die Möglichkeit! — Fein! — Hähnenatur!“

Van Geerlen lacht vergnügt und schüttelt den Kopf: „Schande!“

Und Jurriaan seufzt: „Meine Herren, ich war ganz kaput als ich es hörte.“

Van Geerlen grinst und seufzt: „Armer Jurriaan!“

* * *

Zwei Tage nachher ist das liederliche Pasquill an mehreren Orten der Stadt gefunden worden, in dem vom Hähn und von der flämischen Henne und vom ungezogenen Küchlein erzählt wird.

Hat Das das Pasquill geschrieben? — Unmöglich, denn es ist scharf und geistvoll. — Wer kann es in Gottes Namen sonst getan haben!

Es werden Namen genannt, jedoch kann man die Sache wieder nicht gründlich untersuchen, weil sie für die betreffenden Personen zu peinlich ist. Es ist ein Schmaus für alles, was Pöbel heißt, und bald singt die ganze Hinterstadt vom Haen und vom Huhn und vom Küchlein klein und vom Ei, das gegen Frühjahr ausgebrütet werden soll... Das Philistertum hat sich einmal am stolzen Regententum gerächt.

„Vos aliae nil nisi vulgus aves.“ — Ihr anderen Vögel seid nur äußerst pöbelhaft, nur die große Masse! — Aha, wenn das freie Wort gewaltsam unterdrückt wird, so soll sich die Stimme des Pasquillenschreibers erheben. — Vox populi vox Dei! Das öffentliche Gewissen soll sich das Schweigen nicht auferlegen lassen!

Wo steckt der Pasquillarius? Eine peinliche Frage im engen Kreise der Gebildeten, die verstehen, daß das Übel mitten unter ihnen haust.

Niemand glaubt mehr, daß Anne Bouwes oder Mareiken die Hand in der Sache haben; es ist zu gemein. Und als ein bezechter Viehkäufer den Cornelius van Loo scherzenderweise fragte, ob er auch etwas vom Verfasser wisse, hat der alte Fährmann ihm einen Faustschlag versetzt, der den Frager vom Deich herunterpurzeln ließ.

Man soll wissen, wie weit man mit einem anständigen, alten Mann gehen kann!

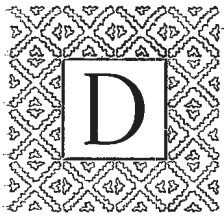
Der sehr gelehrte Rektor Markus Gualtherus steht am Fenster und liest ein Manuskript, das soeben aus seiner Gänsefeder geflossen war. Er hält es in der Linken und deutet mit dem Zeigefinger der rechten Hand die wichtigsten Punkte an; bei jeder Andeutung preßt er die Lippen zusammen und nickt energisch mit dem Kopf, als wolle er sagen, daß er dort den Zielpunkt gerade in der Mitte treffe. Es ist ein Konzept eines Abschnittes für das Gesetzbuch, das er zusammenstellt, und zwar „zum dritten Teil, von kriminellen oder peinlichen Sachen." — Paena libellos famosos facientium...

...Aber derjenige, der Pasquille macht, verbreitet oder anklebt, soll, wenn er schon beweisen kann, daß das Erdichtete die Wahrheit sagte, dennoch wegen seiner Anschuldigungen fünfzig Reichstaler Brüche bezahlen, weil er seine Anschuldigungen in ungeziemender Weise ans Tageslicht gebracht hat. Und wenn jemand ein Pasquill findet und nicht verbrennt oder der Obrigkeit zur Hand stellt, so soll er sechzig Mark lubs bezahlen.

Der gute Rektor nickt streng und zufrieden und sticht seinen Finger fast durch das Papier: „Gut so — richtig so — gerade so. -- Wir werden den Grobian zermalmen! Wenn wir ihn nur zu fassen kriegen!"

Das Konzept war zum Gesetz geworden und in späteren Jahren hat man auch wohl einmal einen Pasquillenschreiber erwischt, aber das war ein dummer Kerl, der die Sache verkehrt anfaßte und nicht der geriebene Querulant, der anno 1625 dem leichtsinnigen Küchlein das Leben so bitter machte.

VI.



AS Jahr 1625 geht zu Ende und noch immer will die kleine Stadt nicht wachsen. Sie liegt dort zwischen der salzigen Eider und der süßen Treene in ihrer flüssigen Umrahmung wie eine nur zum Teile aufgestellte Nürnberger Schachtel, deren kleiner Bauherr mitten im Spiel stecken geblieben ist, weil der Plan ihm zu mächtig ist und der große Bruder ihm nicht helfen will. Schade um das schöne Städtchen!

Der Wind hat mit den Bäumen gespielt und alle Blätter weggeblasen: der Regen hat die Gassen schlammig gemacht, sodaß die Fußsteige schlüpfrig und die Fahrwege fast unbrauchbar sind; es fehlt eben das Pflaster noch zum größten Teil.

Es gibt einige leere Bauplätze mit Wasserpfützen und Steinhaufen, die mit Moos bewachsen sind, weil die Bauunternehmer die Arbeit zeitweilig eingestellt haben; es gibt jedoch noch mehr öde Felder innerhalb der Straßenquadrate, die Baumeister Ruytenstein mit geraden Linien und rechten Ecken zwischen den Kanälen geplant hat.

Vom Remonstrantenturm kann man alles übersehen: den großen grünen Markt mit der Wage in der Mitte wie einen Würfel auf einem großen Spielbrett. Das Gebäude ist der Mittelpunkt dieser Stadt der geraden Linien und roten Dächer, der Treppengiebel und Windfahnen, der freien Bauplätze und unterbrochenen Häuserreihen.

Frederikstad wartet auf ein besseres Schicksal; seine Kaufleute sehnen sich nach dem Navigationstraktat und stehen finanziell schwach. Die Schiffahrt ist das ganze Jahr hindurch schwach und wenig lohnend gewesen und die leidigen Regierungen zu Brüssel und Madrid ziehen die Sache in die Länge, ohne sich um die kleine Stadt, für die sie die Gevatterschaft nicht übernehmen wollen, zu kümmern.

Am Polterabend des leichtfertigen Hermann und der Adriana ist der Ostwind so freundlich gewesen, möglichst viel Zug und Kälte zusammenzutreiben, damit er dem Nebel- und Regenspiel seines westlichen Kollegen ein Ende machte. Stun-

denlang zog ein ganzer Troß schwerer Wolkenwagen am hohen Himmel vorbei, und als die leichte, bewegliche Nachhut Eiderstedt schon hinter dem Rücken hatte und sich mit zerfetzten, wehenden Mänteln davonmachte, stieg die Sonne am blauen, kalten Frosthimmel empor.

Der alte Sinterklaas[1]) reitet in der Nacht des fünften Dezembers, tief in seinen roten Pelzmantel gehüllt, über die Dächer, und die kleinen Remonstrantenkinder frieren, wenn sie leise das warme Bett verlassen, um zu sehen, was der schwarze Knecht in ihre Schuhe, die unter den Schornstein gestellt sind, gelegt hat. Dann trippeln sie schnell zur Bettstätte zurück und tauchen mit den erbeuteten Kuchenmännern und Zuckerpuppen tief unter die wollenen Decken. — „Fein kalt, bald gibt es Eis!" Das war der Anfang gewesen und zehn Tage nachher wagten der rote Janus und der leichtfertige Fährknecht sich schon über die zugefrorene Eider. Nun kam es dem rohen Dithmarscher Bauern jenseits des Flusses vor, daß es nicht zu ruchlos sei, auch einmal einen Holzschlitten und einen Knecht zu riskieren; und als diese auch gut davongekommen waren, ging er selber zum alten Cornelius hinüber. Die wilde Eider mußte es bald erleiden, daß ganz Friedrichstadt ihr über die erstarrte Haut schritt.

Das war auch der alten Mutter des Anne Bouwes zu stark gewesen, und obschon sie sich zum Prinzip gemacht hatte, daß man Gott nicht versuchen solle, hatte sie sich über die Eider gewagt. Merkwürdig, wie die sich benahm!

„Vorsichtig, Mutter, daß du nicht rutschest; nein, du sollst an dem Steig bleiben; dort ist es zu glatt und zu gefährlich."

„Ach du Anne, bist du ein Friesenkind? Jetzt kann ich merken, daß du die Heimat zu früh verlassen hast. Bei uns fühlt man sich am sichersten, wenn man Eis unter den Füßen hat. Herrliches, gesundes Eis! Nein, daß ich das noch einmal erleben darf; solch ein Winter macht einen wieder jung. — Was meintest du dazu, Anne, wenn wir die Skövels[1]) noch einmal unterbänden?"

1) Sankt Nicolaus.

2) „Skemels" (sprich aus: Skövels) friesisches Wort = Schlittschuhe.

„Du wirst leichtsinnig, Alte," antwortete der Sohn, der wirklich nicht wußte, was er von der Mutter denken sollte. Sonst war sie immer mit ihren Gedanken im Himmel oder in der Interessensphäre der Friesischen; jetzt schien sie nur noch für das Eis zu schwärmen. Er wußte eigentlich nicht mehr recht, was es heißt, ein Friesenkind zu sein. Die werden immer wunderlich, wenn das Eis es ihnen angetan hat. Dann atmen sie hoch auf und lassen sich ausfrieren; dann möchten sie am liebsten den ganzen Tag auf beschwingten Füßen davoneilen, gleichviel wohin, um sich erst am Abend, wenn sie die Schlittschuhe losgebunden haben, darüber Rechenschaft zu geben, daß sie eigentlich steife, ungeschickte Bauernbeine haben. Schon der Anblick des Eises oder ein bloßer Spaziergang auf der Spiegelfläche begeistert sie und weckt das frische Verlangen in ihnen nach der schwungvollen Freude in der dünnen, kalten Luft auf der langen, langen Bahn. Eins, zwei, links, rechts, Kopf nach vorne; Männer zuerst, Frauensleute hinterher; kurzen Schlag, stets im Takt, kritz, kratz, kritz, kratz; schwere Bauern, leicht wie Federn; je zu zwei, Mann und Frau; lange Reihen...! Heiße Milch und warme Kuchen! — Es löst sich die Reihe; jedermann hält schabend und ins Eis kratzend ein und beschreibt einen halben Bogen, der in einer Milchbude zur Seite der Bahn endet.

Wenn eine alte Friesin, die in ihrer Jugend die Schlittschuhe direkt unter die Strümpfe zu binden pflegte, so etwas im Geiste schaut, so wird sie wieder jung und mag sie auch zu der schwerfälligsten Mennonitensekte gehören.

Anne Bouwes hat seinen Spaß daran und vergißt fast, daß dort oben am Deich ein Fährhaus liegt, wo sein schönstes Hoffen scheiterte. Oder nein, er empfindet im energieerregenden Frostwetter den Schmerz nur anders, gesünder, emporhebender. Und die Mutter ist auch wieder einmal ein gewöhnlicher Mensch. Wie hat sie ihn im Laufe der letzten Monate gequält. Sie hat sein erwachtes weltliches Empfinden, sein Bestreben, sich aus der mütterlichen Gewalt loszuwinden, seine Liebe und seinen schweigenden Schmerz mit ihrem schwärmenden Glaubensparo-

xismus ausbrennen wollen, und die Entfernung zwischen den beiden ist dadurch immer größer geworden.

Wie hat sie es bedauert, daß seine Stimme in der Gemeinde nicht mehr gehört wurde und das Gebet beim Abendbrot sich abschwächte. Sollte der Teufel ihren Sohn denn in seiner Gewalt haben? Am Ende war die Alte auch still geworden und sie hatte die letzten Tage gegrübelt, ohne ihre Gedanken zu äußern. Nun war sie plötzlich mit der Bitte zu ihm gekommen, mit ihm über die Eider zu gehen. War es nur ein flüchtiger Gedanke, der aus der Neugier geboren wurde, oder wollte die Mutter aus der dumpfen, schweren Luft und aus der niederdrückenden Stimmung der zerstörten Häuslichkeit entfliehen?

Mutter und Sohn standen auf dem Dithmarscher Deich. Da ergriff sie den Arm des Anne und fing an zu reden. „Weißt du, Anne, ich bin auch jung gewesen; du möchtest auch jung sein, nicht? Ich bedaure dich, Anne; deine Mutter kann ihre Worte nicht gut finden, wenn sie nicht über den Glauben redet, aber sie weiß von den weltlichen Dingen mehr als du meinst. Ja, Anne, ich bin auch jung gewesen. Ich habe in den letzten Wochen immer daran denken müssen und nun bei dem schönen Eis kommt die alte Erinnerung mit verdoppelter Kraft zurück. Ich habe einmal den ersten Preis beim Wettlaufen zu Leeuwarden gewonnen; denk dir, Anne, zu Leeuwarden. Ich lief mit ihm! — Nun ja, du weißt nicht, wen ich meine; macht nichts, er war ein schöner Bursch. Wie der aber Schlittschuhlaufen konnte. Es liebt sich am besten auf dem Eis; es ist dann eben alles so kräftig und frisch. Nun ja, ich weiß schon, daß es nur weltliche Liebe ist, die vergeht... Ich meine, daß ihre Freude vergeht. — Wir gewannen den ersten Preis. Ich sollte eigentlich sagen: er gewann ihn, denn ich eilte nur hinter ihm her. — Nachher ist er im Krieg gefallen. Er wollte für den Glauben kämpfen. Damals fand ich es noch schön, denn ich lebte noch für die Welt. Nachher ist mir das Licht aufgegangen. Wer mit dem Schwert schlägt, wird mit dem Schwerte umkommen. Weißt du, Anne, in gewissem Sinn bin ich auch durch das Schwert umgekommen, als er gefallen war, — ich und mein Weltsinn. Er war ein feiner Bursch. Nachher heira-

tete ich deinen Vater; wir liebten beide den Herrn und wir schätzten einander. Er war ein guter Mensch und er liebte mich. Die andere Liebe hatte sich in Schmerz umgestaltet; da war es wohl kein Unrecht, seine Hausfrau zu werden. Wenn man alt wird, fühlt man den Schmerz kaum mehr; der Gewinn, den er einem gebracht hat, wird jedoch die Kraft des Alters. So soll es wohl sein. Anne, mein Jung, ich hätte gehofft, daß die weltliche Liebe dir erspart geblieben wäre und daß du eine geistliche Ehe geschlossen hättest. Aber das scheint in der Jugend wohl kaum möglich zu sein, wenigstens bei euch Männern. Als ich während der letzten Wochen an dich und an ihn dachte, habe ich dich bedauert, weil die Liebe dir auch zum Schmerz geworden ist. So geht es gewöhnlich mit der Liebe der Welt. Aber Anne, das Leid darf dich nicht Gott entfremden; du sollst nicht verbittert werden. Deine Mutter war es eine Zeitlang, bis sie sich bekehrte. Nun wollen wir nach Hause gehen, nicht?"

Die Alte war nicht recht zufrieden mit ihrer Predigt. Sie hatte ihr Thema nicht scharf gestellt und konnte nicht herauskommen; ihr Satz über die geistliche Ehe kam ihr vor allem sehr unbestimmt und öde vor und sie wußte selber nicht genau, was sie damit meinte. „Anne, ich werde ein bißchen altersschwach und ich kann meine Gedanken nicht mehr so recht gut ordnen; hoffentlich hast du mich verstanden."

Der Sohn klopfte ihr auf die Schulter: „Bist eine alte, kluge Mutter."

Ach, der Fehler lag bei der Alten nicht so sehr in ihrer Altersschwäche, als wohl in der Tatsache, daß sie das Thema ihres ganzen Lebens nicht völlig richtig gestellt hatte. Ihr enttäuschter, junger Lebenssinn hatte sich in die Arme eines hochgespannten, weltflüchtigen Glaubens geworfen, kraft dessen die wonnige Lebensfreude zu minderwertiger Weltlust herabgesetzt wird. Sie hatte sich selbst in verdrießlicher Verstimmung über ersehntes und verlorenes Glück vorgeredet, daß ihre junge Leidenschaft gottvergessene Sinnensucht gewesen sei. Auf diese Weise war sie alt und fanatisch geworden. Und sie hatte den Sohn zum Mucker, der das Leben verkannte, gemacht, ohne

sich darüber Rechenschaft zu geben, daß man in ihrer Lebensschule nicht nur ein vergeistigtes Gotteskind werden konnte, jedoch immer auch ein verkümmertes Weltkind blieb und daß sie im Sohn den echten Lebenssinn hatte ducken wollen.

Anne hatte sich eifrig bemüht, jeder Lust der Augen und jeder Jugendbegierde aus dem Wege zu gehen, bis Mareikens sprudelnder, reiner Jugendreiz es ihm angetan hatte. Darauf hatte der älteste Muttersohn sich den Banden der Alten entrissen und sich dem freudigen Kinde zugewandt. Es war der Mutter nicht möglich gewesen, lachende, glänzende Frömmigkeit zu schätzen. Und nun war auf dem Eise mit einem Male die alte Zeit in neuer Frische erwacht und die wunderliche, glutvolle Rede entstanden, in der Weltflucht und Erinnerung an alte, schöne Lebenswonne mit komischem Mangel an folgerichtiger Logik sich nebeneinander gestellt hatten, in dem die Alte sich auf der kalten Eisfläche im Winterlichte sonnte.

„Ich hatte gehofft, daß die weltliche Liebe dir erspart geblieben wäre! — Er war ein feiner Bursch, Anne, und ich habe mit ihm den ersten Preis gewonnen!“

Anne lächelte und schüttelte den Kopf. Er berührte die schöne Erinnerung aus grauer Vergangenheit mit keinem Worte und wunderte sich in der Stille. Aber ein Mutterwort echote lauter als die anderen in seinem Herzen nach: „Anne, das Leid darf dich nicht Gott entfremden.“

Die Mutter hatte in dieser Beziehung den Sohn durchschaut. Anne konnte zur Not einem ganzen Gerichtshof das Haupt bieten, aber mit dem Schmerz wußte er noch nicht umzugehen. Seine Alte schien die Kunst leidlich verstanden zu haben.

Vor dem Fährhaus schaut Mareiken mit den Schlittschuhen in der Hand über die schuppige Eishaut der Eider. Als sie Anne Bouwes entdeckt, geht sie schnell ins Haus. Es wurmt und sticht in Annes Brust und dennoch freut er sich, sie gerade noch gesehen zu haben. Der arme Kerl wird aus sich selbst nicht klug. Erdenlust und Liebe zum herrlichen Weiblichen regen sich in ihm und kümmern sich wenig um seine schwerfälligen Anschauungen über die Sünde der Sinnlichkeit. Kann er dafür? — Er gehört nicht zu den Frommen, die das

Herz in christlicher Besonnenheit auf die Spur einer Jungfrau lenken, nachdem sie aufs genaueste überlegt haben, ob sie ein gottseliges Ehepaar bilden können. Er ist sich seiner ins freie Lichtreich der Liebe emporstrebenden Leidenschaft bewußt. Aber die Frage drängt sich ihm auf: ist er nun noch ein guter Mennonit; ist er nicht ein ungebändigter Libertiner, — Gott bewahre — der sich von der heilsamen Zucht des Geistes lossagt? Wäre es ihm am Ende nicht heilsamer, auf den Rat des Bruders Barents zu achten und sich ein Weiblein zu suchen, das besser zu ihm passe als die heitere Tochter des gottlosen Fährmanns? Barents hat gemeint, daß die fromme Liebe wohl herniedersteige, wenn man die richtige Hausfrau gefunden habe. Und dann erlaube der liebe Herrgott dem Menschen auch wohl eine maßvolle, weltliche Freude. Aber eine „weltliche Ehe" sei vom Teufel!

Eine weltliche Ehe, das ist eine, die den Brüdern gefällt. Die friesischen Mennoniten dürfen nur Ehen im Herrn schließen und die älteren Brüder, denen die Gnade reichlich gegeben ist, sollen die Geister prüfen.

Merkwürdig! Jakob Pieters läßt die Jantien im Stich, weil sie nicht zu den wahren Gotteskindern gehört, und freit die reiche Tochter vom Eiderhof; der verwitwete Jelle Wiebenga sucht eine gottesfürchtige Ehefrau, die gut melken kann, und Barents selber lebt in einer dritten geistlichen Ehe, weil er ohne Frau nicht leben kann und weil Paulus selber gesagt hat, daß es besser sei, zu heiraten, als gequält zu werden.

Eigentlich scheint es dem Anne, als seien die Brüder in ehelichen Sachen sehr nüchterne, praktische Weltmenschen, und er fühlt sich mit seiner Liebe nicht zu Hause unter ihnen. Seine Liebe! Ach, es ist um sie eine verzweifelte Sache. Nicht nur, weil Mareiken einen anderen hat: ach, das Schicksal ist dem Anne vielleicht insofern freundlich, daß es diesen übermütigen Knaben schon kalt gestellt hat; — der hängt vielleicht schon am Galgen zu Dünkerken! — Verfluchter, gemeiner, niederträchtiger Gedanke! wirst du im Herzen des Bouwes geboren?

Aber wenn er schon tot ist — der arme Kerl —, so bleibt

Anne doch noch immer ein klotziger, ungeschickter, weltfremder Mensch, der nicht zum lustigen Kinde paßt. Bisweilen möchte er der ganzen Mennonitengemeinde Lebewohl sagen und in die weite Welt hineingehen, um anders zu werden. Er möchte ein stattlicher, frischer Bursch werden und dann... Ach, Anne, du bleibst immer ungelenk und Geert Derks... sie hört vielleicht nie mehr etwas von ihm... Anne, du bist ein lumpiger Kerl, weil du dich immer wieder an diesen Gedanken festklammerst... Die Seeleute schlendern gleichgültig und schweren Schrittes über die Straßen, die Hände in den bauschigen Taschen, die Pfeife im Munde. Aber sie schauen keck in die Welt hinein, als gehöre sie ihnen, und sie haben den Frauensleuten gegenüber ein Geschick und eine sichere Art, als seien sie sich ihrer Überlegenheit bewußt. — Leichtlebiges Volk, — übermütig. Nur Demut führt ins Reich Gottes. — Ist Mareiken ein demütiges Kind Gottes? — Mareiken ist fromm und gut und vornehm und herrlich frisch. — Aber war das eine Art, sich vor dem Fenster von einem kecken Burschen küssen zu lassen? — Und wenn Anne Bouwes einmal den Mut und die Gelegenheit gehabt hätte, es zu tun? — Dann wäre er dennoch zu ungeschickt dazu gewesen und er hätte sich lächerlich gemacht... „Guten Abend Dominee!“ Er lüftete den Hut vor Grevinchovius, der seinen Abendspaziergang mit seinem Sohn macht. Da fällt es dem Anne auf, wie altmodisch sein Hut und wie groß seine Hand und wie lang seine mageren Arme seien.

„Komm, Mutter, wir müssen uns beeilen, ich muß die Kühe füttern. Morgen ist wieder ein Tag; dann sollst du Schlittschuhlaufen.“ — „Ach Jung, das war nur eine weltliche Anfechtung, ich würde Gott versuchen, wenn ich mich daran wagte. Das Eisvergnügen bringt uns am Ende doch um keinen Schritt näher zu Gott.“ — „Nun, Mutter, das Eis hat dir sonst wohl gut getan; man soll auch einmal ausfrieren, wenn man sonst immer mit der Feuerkieke im Stüblein oder in der Vermahnung sitzt. Alle Mennoniten sollten einmal ausfrieren.“

„Anne, du redest Unsinn!“

Mareiken steht am Fenster in der Gaststube und bläst sich lächelnd die steifen Finger warm. Ihre eiskalten Wangen glühen

im roten Lichtschein, der durchs dunkle Zimmer flackert, und sie trampelt mit den Füßen.

„Vater, wie ist es kalt!“

Der Alte wirft einen verstohlenen Blick auf seine Tochter; dann nimmt er seine Mütze ab, wie er es zu tun pflegt, wenn etwas Wichtiges kommen soll, und streicht sich die grauen Haare von der Stirn. Er räuspert sich und fängt zaudernd an: „Mareiken, darf ich dich etwas fragen? — Ja? — Nun, sage mir dann einmal, wie es möglich ist, daß du in der letzten Zeit wieder so munter bist und kein Wort mehr über Geert Derks fallen läßt. Beängstigt dich sein Schicksal nicht mehr?“ — Er sah sie wieder mit scheuen, untersuchenden Blicken an, als fürchtete er eine enttäuschende Antwort. Er hatte schon lange bemerkt, daß das Mädel mit besonderen Gedanken umging und sich im innersten Gehäuse ihres Geistes versteckte; er konnte draußen bleiben! Gott, er konnte doch nicht dafür, daß der Junge sich mit Schmuggelgeschäften abgab!

Mareiken zündete eine Kerze an und antwortete achtlos: „Ach, was soll ich sagen? Wenn es Geert nicht ist, so wird es ein anderer sein; die ganze Familie ist eifrig bemüht, mich unter die Haube zu bringen, und es gibt Freier genug im Lande. Der Vater hofft wohl immer noch, den Anne Bouwes zum Schwiegersohn zu bekommen. Soll ich ihn nehmen? — Bruder Jakob sagt, der Geert sei schon lange aufgehängt oder er treibe sich mit den Dünkerker Mädchen herum, nachdem er sich zum Kaper habe ausmustern lassen. Anne ist ein guter Mensch, aber findest du doch eigentlich nicht auch, Vater, daß er zu viel nach dem Vieh riecht? — Und die langen Arme; die sind wohl so sehr in die Länge gezogen, weil er in seiner Jugend nicht locker lassen wollte, wenn ein Stier mit ihm durchbrannte. — Es gibt noch andere; laß einmal sehen! — Jakob will mir den Jan Smid aufbrummen. Der könnte tüchtig mit dir zechen. Weißt du schon, daß er Mennonit werden will? Er sagt, es sei für einen remonstrantischen Schmied eine verzweifelt schwere Sache und er würde sich nie dazu bequemen können, zu der friesischen Sekte hinüberzugehen, aber mit meinen Wasserländer Mennoniten könne er sich vielleicht zurecht finden. Ich solle

nur „ja“ sagen und er erkläre sich für gewonnen. Was soll ich tun, Vater?“

„Heirate den roten Janus, dann kannst du mit ihm die neue Sekte der roten Mennoniten gründen.“ Cornelius van Loo wurde krötig; er meinte, daß die Tochter jetzt zu weit gehe und mit dem Vater spotte.

„Der rote Janus, das wäre so etwas; der ist wohl Mitglied des geheimen Vereins und einer der Vorsteher der höheren Fährhauspolitik.“

Van Loo sah seine Tochter verdutzt an. — Wieder ein unfruchtbares Gespräch; wieder derselbe Ton, der ihm durchs Herz schnitt. Seid der „Engel Gabriel“ gekapert worden war, hatte sich etwas Unsichtbares, Undurchdringliches zwischen sie geschoben, das dem Alten unerträglich war. Er hatte das Vertrauen der Tochter verloren und sie lebte ihr Leben für sich, indem sie jedes Gespräch über Geert mit abweisender Bitterkeit abschnitt, bis ihr ganzes Benehmen sich änderte und anstelle der Bitterkeit eine spöttische Ironie getreten war, die den Vater völlig in Verlegenheit brachte. Ihm schnürte die Angst bisweilen die Kehle zu, Mareiken hingegen war munter. Jetzt brachte ihre Gehässigkeit über die Fährhauspolitik ihn außer Fassung.

„Mareiken, wie meinst du das? Quäle den Vater nicht länger; dein Glück ist mein Glück; dein Leid verzehrt meine Kräfte; deine Härte zerreißt mir das Herz. Du, mein Kind, laß es zwischen uns wieder gut sein. Ich kann nicht dafür, daß das Schiff genommen wurde; du kannst am Ende nur mutmaßen, daß der Fremde eine Rolle in der Sache gespielt hat... Und ich habe ihm ohnehin nur meinen Keller vermietet, als er mir von meiner Familie in Dünkerken anempfohlen worden war, und mir war nur bekannt, daß er den Betrügereien der Herren vorbeugen wollte. Das war eine gerechte Sache; was er getrieben hat, weiß ich nicht einmal.“

„Und eben deshalb hättest du dich mit dem Spion nicht einlassen sollen.“

„Aber Mareiken, die Kerle dort unten sollten erfahren, daß Spanien nicht mit sich spielen läßt.“

„Du wolltest dich rächen. Wenn du dich nicht in fremde Sachen hineingemischt hättest, wäre das Schiff wenigstens nicht durch dein Verschulden gekapert worden. Und du hättest dem Geert alles sagen sollen.“

„Die Herren von Frederikstad tragen die Schuld. Überdies habe ich Geert angefleht, nicht auszufahren, als du mir den Zettel mit der Warnung zeigtest; ich habe mein Möglichstes getan. Ich konnte die Sache doch den Reedern nicht mitteilen.“

„Vater, es ist mir ziemlich gleichgültig, ob du dich leidlich hinausreden kannst; ich weiß auch wohl, daß du Geert gern mochtest und daß du dich in die Sache verfangen hast. Du wußtest nichts Bestimmtes von der Arbeit des das Tageslicht scheuenden Schleichers, ausgenommen, daß du dich von ihm hattest überreden lassen, sein Wühlen nicht zu verraten. Du gewährtest dem widerwärtigen Maulwurf Raum, als er der Stadt deiner Mitbürger verhängnisvoll war, und am Ende hat er dein eigenes Haus untergraben.“

„Meine Mitbürger!“

„Vater, laß das Steckenpferd jetzt zu Hause und halte dich an die Sache. Wir wissen noch nicht, wie alles zusammenhängt, aber du und ich sind überzeugt, daß der „Engel Gabriel“ das Opfer jener Ränke geworden ist, die der Mensch hier schmiedete. Nun denn, sobald du dich völlig von ihm lossagst und mit mir dieses elende Haus verläßt, nachdem du all deine heillosen Kannegießereien preisgegeben hast, ist es zwischen uns wieder gut. Und dann will ich dir auch sagen, weshalb ich guten Mutes bin.“ Mit diesen Worten verschwand sie im Gang, der nach der Küche führte.

Der Alte grübelte beim Herdfeuer, indem Mareiken sich mit dem Abendessen beschäftigte. Hätte er über ihre Schulter gucken können, als sie den großen Leinenschrank zwischen den beiden Fenstern geöffnet hatte und beim Kerzenlicht einen Brief zum Vorschein brachte und noch einmal las, so hätte er sich ein wenig über das Schicksal des Geert beruhigt. „Geert Derks reist über Amsterdam nach Frederikstad.“

Es war dieselbe Handschrift wie auf dem anderen Zettel.

Schon mehr als einmal hatte sie Bericht empfangen, als gerade ein Schiff im Hafen eingetroffen war.

Mareikens Herz klopft und wogt. — „Mein lieber, schmucker Geert!“ Nun kniete sie vor ihr Bett nieder und... wenn Bouwes das Gebet hätte hören können, so hätte er etwas mehr von der wunderbaren Begegnung der Weltfreude und der Gottesfurcht in der Seele eines frischen, jungen Mädchens verstehen gelernt. Nur gut, daß er es nicht hören konnte; denn es wäre ihm schwer gewesen, es zu ertragen!

Als Cornelius van Loo sich an den Abendtisch gesetzt hatte, ließ er sich merken, daß es etwas sehr Wichtiges geben sollte. Der Alte nahm den Löffel auf, fing jedoch nicht an zu essen, sondern pflanzte ihn in der Faust neben den Teller und sah die Tochter mit herrischem Blicke an, als wolle er sie die Wucht seines Willens fühlen lassen. Darauf sagte er abgemessen: „Mareiken, wir ziehen bald um. Morgen kündige ich dem Bauern in Fresenkoog die Miete; wir wollen das Haus selber beziehen. Ich ging schon lange mit dem Gedanken um, denn das Leben in der Nähe der Remonstrantenstadt wird mir verekelt und ich kann mich mit dem Jakob auch nicht mehr zurechtfinden; der Junge ist zu eigen. Der kleine Hof wird mir Spaß machen.“

Niemand hätte es dem strengen, grauen Kopf ansehen können, wie viel ihm die letzten Worte kosteten.

Mareiken empfand zart genug, um dem Alten nicht merken zu lassen, daß sie triumphiere, und antwortete ruhig: „Das freut mich, Vater; nun habe ich auch eine kleine Überraschung für dich.“ — Sie ging zum Schrank und holte den Zettel hervor.

„Siehe einmal, Vater, dieser Zettel ist mir in die Küche geworfen worden.“

„Kind, wie hast du mir das verborgen halten können!?“

Mareiken gab keine direkte Antwort und sagte nur: „Jetzt sind die Interessen Geerts sicher bei uns und sie werden keinen anderen mehr weichen müssen, nicht Vater?“

Das Gesicht des Cornelius verzog sich nicht, er sah jedoch sehr alt aus, als er seinen Brei aß. Sie schwiegen eine lange Zeit; mit einem Male erheiterte sich das Gesicht des Alten; sein Sinn für Humor hatte den Sieg davon getragen: „Donner-

wetter, du hast aber einen starren Kopf, Mareiken; der Geert wird auf dem Schiff mehr zu sagen haben als zu Hause. Du bist stärker als die ganze Sippschaft dort unten in der Stadt, denn du hast den herzoglich-privilegierten Fährmann besiegt. Ha, ha, das ist das schmähliche Ende der Seebüller Freiheit! — Ich würde es dir nie vergeben können, wenn du nicht das Kind deiner Mutter und... wenn du nicht du wärest."

Mit der großen Fährhauspolitik hat es nun ein Ende genommen. Der Jakobus van Loo war höchstens imstande, eine stillose, armselige Winkelpolitik ohne breiteren Horizont zu treiben. Das wußte der Alte auch schon und er trug es schwer. Er konnte nur mit Befriedigung feststellen, daß er sich nie vor den Herren geduckt hatte.

„Wenn die Mächte der Neuzeit mit veralteter Größe abrechnen, so sollen die Häupter der vergangenen Zeit sich nicht fügen, sondern sich zurückziehen. Nur die geschmeidige Mittelmäßigkeit schmiegt sich an; spröde Felsenblöcke lassen sich zwar zur Seite wälzen, jedoch nicht umpflügen!" Als der Alte sich seinen ehrenvollen Rückzug in dieser Weise zurechtgeredet hatte, sah er in seiner Phantasie einen verdammt schweren Stein, den die pflügenden Bauern mit Ärger betrachteten, den sie jedoch umgingen, als sie das Feld bestellten. Und es kam ein Mädchen, das schob ihn zur Seite, als wäre es eine Kleinigkeit. Ist es Goosjen oder ist es Mareiken, die mit dem Steine spielt?

Merkwürdig, wie viel Frauenwille und Frauenliebe vermögen, sogar in der ruhigen Sphäre der Sympathie zwischen Vater und Kind üben sie Herrschergewalt!

Die tiefsinnigen Gedanken bekommen dem Alten an diesem Abend nicht gut; er muß sie mit Humor verscheuchen. Nun schreitet er auf Mareiken zu; er nimmt den Kopf des stattlichen Mädchens zwischen seine Hände und hält ihn fest, daß sie sich nicht rühren kann: „Und wenn du nun meinst, daß ich es um deinetwillen tue, so irrst du schmählich, du böse Hexe!"

Die kahle, blaue Mondnacht verklärt die weite Landschaft. Das Städtchen der Holländer zeichnet sich in zackigen Schattenbildern gegen die Luft ab und auf den zusammengefrorenen Eisschollen der Eider glitzert der Silberschein des funkelnden

Winterhimmels. Der freche Frost knuspert an die Ohren des späten Wanderers, der von der Dithmarscher Seite herankommt. Beim Pfahl der Fährglocke hält er ein. Soll er? — Die Versuchung ist zu groß. Es gibt eben wichtige Augenblicke im Leben, wo ein erwachsener Mann sich wie ein toller Knabe benimmt. Ein kurzer Schlag — zwei lange! Das bedeutet in der Fährglockensprache: komme eiligst mit dem großen Prahm herüber! — Hurra, nun glitscht und läuft er schon mit den Händen auf den Ohren auf dem Eissteg...

„Was das Läuten bedeutet? — Der alte Fährmann macht ruhig seine Diagnose: „Wohl ein betrunkener Bauer, der die Eider wogen sieht!"

„Ich will doch einmal sehen!" — Mareiken geht zur Tür und tritt ins Freie. Kaum erscheint ihre Gestalt in der Türöffnung, als der Wanderer die beiden Hände an den Mund bringt und mit voller, tönender Stimme ruft, als gälte es, die tobende Westsee zu überschreien: „Schip ehoi!" Es schwindelt der Mareiken: „Vater, Vater, — Geert!!" — Sie eilt mit hellem Freudenschrei dem Ersehnten entgegen.

Und er küßt sie auf ihren lieben Mund und Mareiken lacht und weint zugleich...

Als der Alte die Zwei endlich erreichte, hatte er sich schon genug gefaßt, sein Empfinden zu verbergen: „Freut mich, dich wiederzusehen, Geert; es wäre jedoch schade, wenn ihr jetzt hier zusammenfrieren würdet. Schnell nach Hause..."

Um Mitternacht erzählte Geert noch immer, und als Geert mitteilte, wie er endlich in Vlissingen an Wall stieg und in Sicherheit war, wischte sich Cornelius mit der Mütze den Schweiß von der Stirn und seufzte: „Gott sei Dank!" Als Mareiken endlich in ihrem Bett lag und träumte, sah sie drei Mönche hintereinander von der Dithmarscher Seite kommen. Sie warfen sich auf die Fährglocke und läuteten und läuteten, bis der Vater wütend wurde und auf die Pfaffen einhauen wollte. Dann glitschten sie übers Eis, der Vater war hinter ihnen her. — Sie nähern sich der Mareiken, die auf dem Deiche steht; sie haben die Kapuzen übers Gesicht gezogen und nun wählt Mareiken den Ver-

kehrten. Die Kapuze ist zurückgefallen und sie ringt mit Schiffer Jansen. „Vater, hilf mir! Vater, Vater, hilf doch!“

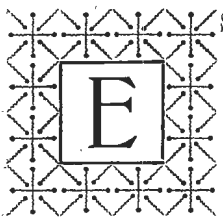
Nun steht der Alte ruhig vor ihrem Bett und reicht ihr lachend ein Glas Wasser.

„Ach, Vater, ich träumte so schrecklich. Sie zittert noch und lacht zu gleicher Zeit unbezwingbar. — „Vater, Geert ist doch wirklich da, nicht?“

„Ja Mareiken, horch, er schnarcht wie die sieben Schläfer von Epheus und er wird nicht einmal wach, wenn du um Hülfe schreist. Hast am Ende um den Vater gerufen und nicht um den Bengel! Nun beruhige dich und lege dich wieder hin.“

Sie legte den Kopf lächelnd ins Kissen und der Alte mummelte sie ein, als wäre sie ein kleines Kindlein. Er setzte sich neben das Bett und verließ sie nicht, bevor sie wieder eingeschlafen war. Am nächsten Morgen konnte Mareiken erst recht glauben, daß er wirklich da sei, als sie den großen, schmucken Geert bei hellem Tageslicht umarmte. Da kam es ihr erst recht zum Bewußtsein, wie schön ihr Leben war.

VII.



ES hält schwer, sich in einem bürgerlichen Hause mit schmalem Giebel am Fürstenburgwall heimisch zu fühlen, wenn man dem gräflichen Geschlecht von Bentheim verwandt ist und auf dem Rittergut Moersbergen im Ütrechter Kirchspiel Doorn als Freifrau geschaltet und gewaltet hat. Es wäre sogar Hochverrat der Familientradition und der eigenen Würde gegenüber, wenn man sich ohne weiteres in den Rahmen jenes emporkommenden Bürgertums fügte, das dort den gebratenen Hahn aushängt.

Zum Glück wird die Statthalterfamilie sich nächstes Jahr in das neue Haus am entlegenen Mittelburgwall zurückziehen können, aber es wird immer wie ein schweres Kreuz auf die Schultern der Freifrau drücken, daß sie in der Remonstrantenstadt leben muß.

Adolf van de Wael scheint das nicht so sehr zu empfinden als seine Gemahlin; er hat wenigstens auf den Wappenstein

für das neue Statthalterhaus den Spruch meißeln lassen: Omne solum forti viro patria. — Jeder Boden ist dem Kraftmenschen ein Vaterland. Oder ist das vielleicht ein großes Wort, das er seinem Schicksal trotzend vor die Füße wirft? Wie dem auch sei, der Herr Gemahl ärgert seine Gattin mit dergleichen Äußerungen. Die Familie gehört nicht in die Remonstrantenstadt. Es sind eben die Gegensätze zwischen dem Friedrichstädter Leben und der guten, alten Ütrechter Zeit zu scharf.

Wo früher die Karossen der Barone und Freiherren und die Rappen der benachbarten, ritterlichen Freunde über die Zugbrücke des Ütrechter Schlosses gefahren und geritten kamen, da steigt heute die hagere Frau Das die Freitreppe hinauf, um die liebe Frau Statthalter zu besuchen; oder es meldet sich ein anderes bürgerliches Lebewesen, das dem Statthalter die Autorität streitig macht und dessen Untertänigkeit alles zu wünschen übrig läßt. Ja, es gibt auch anständige Menschen unter diesen Leuten. Mit der Frau van de Wedde läßt sich reden; van Dams Grevinchovius und de Haens sind erträgliche Gesellschaft, jedoch sind es nun einmal keine Adeligen und es mangelt ihnen am feinen Taktgefühl, das man bürgerliche Ergebenheit nennen könnte, nebenbei gesagt, eine seltene Tugend in den arroganten Kaufmannskreisen.

Ach, wie schön war das alles auf Moersbergen! Demut lagerte sich in den Schatten seiner Mauern! Die Bauern brachten der Familie Huld dar, und wenn der Pastor von Doorn und der Verwalter einmal eingeladen waren, so wurde man immer angenehm berührt durch das anständige und etwas genierte Benehmen dieser guten Leute. Man könnte fast sagen, daß sie Bescheidenheit ausstrahlten. Pastor Grevinchovius könnte in dieser Beziehung von jenen Menschen wohl noch etwas lernen. Er hat etwas Selbstsicheres, das adeligen Leuten unmöglich sympathisch sein kann. Wenn man fromm und hochgeboren ist wie Freiin Occa van Moersbergen, hat man eben ein äußerst feines Empfinden für geziemende Demut und es ist einem leid, diese schöne Tugend, die der Heiland selber ebenfalls so hoch anrechnete, nun gerade bei einem hochgeschätzten Pastor nicht allzu reichlich anzutreffen. Im übrigen ist der Grevinchovius

ein liebenswürdiger Mensch, der ihr immer wieder das Herz einnimmt. Wie kann er so unterhaltend reden; wie interessant ist sein feiner Kopf und wie sorgfältig pflegt er seine Nägel!

Das schlimmste Übel, das das Familienleben in der neuen Umgebung getroffen hat, ist die Tatsache, daß Katharine vom bürgerlichen Geiste angesteckt worden ist. Die gute Mutter macht sich Vorwürfe, weil sie bei ihren erzieherischen Pflichten zurückgeblieben ist. Das muß sie sich aber in bezug auf die ersten, zarten Jahre ihres Töchterleins vorwerfen. Damals hat die Mutter das kleine Ding der lieben Maria anvertraut. Das war ein bescheidenes, aber tugendhaftes Geschöpf, das auch bei der Familie Bronckhorst in Stellung gewesen war und das sich köstlich darauf verstand, hochgeborene Jugend zu erziehen.

Als Sechsjährige kannte die Kleine schon den ganzen Stammbaum auswendig und durch die taktvolle Vorleuchtung der Maria hatten sich die grausigen Spukhistorien des Ahnherrn Dirk van de Wael und seiner Ehefrau Elisabeth van Sleen, die im fünfzehnten Jahrhundert lebten und bis tief ins siebzehnte hinein spukten, im kleinen Gehirn der Katharine in zarte Geschichtlein von Schloßheiligen umgewandelt, die über das Leben der Katharine wachten. Wie war es doch so niedlich, als man die kleine Tine einmal im großen Saal vor dem Bilde des großen Vorfahren kniend gefunden hatte. Maria hatte eben katholische Neigungen. Nun ja, ein bißchen katholische Mystik schadet einer adeligen Jungfrau nicht. Nachher hat das Fräulein leider gekündigt, weil sie einmal in nächtlicher Stunde vom Spuk des Diedericus verfolgt worden sei. Man weiß nicht, was man davon denken soll. Der alte Ritter Dirk hatte sich bei Lebzeiten auch wohl einmal so etwas erlaubt. Aber die Familientradition behauptet, daß er damals schon lange zur Ruhe gelangt sei. Vielleicht ist es ein Spaß vom Vetter Bentheim gewesen.

Nachher hat Tine von der Mutter selbst Französisch gelernt und sie spricht es leidlich. Aber sie ist ebenfalls zusammen mit Geertje van Hoven vom Rektor Gualtherus unterrichtet worden und das ist ein Fehlgriff gewesen. Denn der Mensch

ist nicht so untertänig, wie sein geziertes Benehmen erwarten läßt, und es wühlt im Männlein ein komischer Bürgerstolz, der sich beim Unterricht nur zu sehr geltend gemacht hat. Ist es nicht haarsträubend, daß er dem Kinde den Glauben an den Adel der Urfamilie genommen hat und sogar mitteilte, daß Ahnherr Dirk ein Bürgerlicher gewesen sei und daß Moersbergen erst im Jahre 1593 von den Utrechter Staaten als rittermäßig erkannt sei? Nun ja, van de Waels sind keine Bentheims; aber man wünscht solches doch nicht aus dem Munde eines Schulfuchses zu hören...

All diese Erwägungen muß die Freiin für sich behalten; denn ihr Gemahl wird ungeduldig, wenn sie ihn auf den Rückgang der Familie aufmerksam macht oder über eine mögliche Umsiedlung nach dem Schlosse spricht. Sogar die sonst so gescheite Frau van de Wedde hat kein Verständnis für ihre Sorgen und sagt, daß man sich über sein Schicksal erheben solle. Sie vergißt jedoch, daß adeliges Schicksal viel tragischer als bürgerliche Widerwärtigkeiten sein kann, weil Adel feiner empfindet.

Freifrau Occa steht allein in ihrer Umgebung, wie ihr aparter Name allein steht unter allen Betjes und Keetjes und Mietjes der Remonstrantenstadt. — Jetzt steckt sie die Nadel in ihre Stickarbeit und breitet ihr Kunstwerk über das Kissen im Armstuhl ihres Mannes aus. Es ist das Wappen der Familie: drei goldene Rosen mit silbernen Knospen in einem grünen Felde. Merkwürdig, wie es zu der Umgebung paßt. Alles, was Occas Hand berührt, fügt sich nach ihrem feinen Geschmack. Es ist ihr sogar gelungen, aus dem kahlen, neuen Zimmer ein ruhiges, adeliges Milieu zu machen, wo dunkel gehaltene altmodische Sessel und farbige Teppiche zusammen mit dem feinen, weinroten Tischtuch und dem sorgfältig abgestimmten Tageslicht den Raum mit einem geheimnisvollen Etwas erfüllen, das das Herz einer einfachen Seele pochen macht, wenn sie in diese Umgebung geführt wird und das sogar Pastor Grevinchovius imponiert. Man wittert das vornehme Wesen sogar und man empfindet das Gleichgewicht des guten Geschmacks, der sich als angeborener Vorzug allmählich im Inner-

sten der Persönlichkeit abgeklärt und sich in deren Umgebung objektiviert hat.

Der schwere Messingleuchter, der von der Eichendecke über den Tisch hinabhängt, spiegelt in seiner hellen Oberfläche zahllos farbige Fleckchen des Innenraums wider und gerade auf der glatten Kugel des Leuchters spiegelt sich das Kissen: grün mit goldenen Pünktlein. Nur der aufmerksame Betrachter würde darauf achten, aber es erhöht die Stimmung um ein kleines Detail, das sich im Ganzen verliert. Es herrscht Moersbergenstimmung im statthalterlichen Saal am Fürstenburgwall.

An der Wand hängen gute und schlechte Bilder: Dirk van de Wael und Bartholomeus der Ältere; Jan van de Wael und Bartholomeus der Jüngere. Jeder Herr hat seine Frau zur Seite. Die letzten in der Reihe sind Adolf van de Wael und Occa van Klooster. Über der Tür hängt das Bild des schönen Schlosses mit seinen vielen Dächern und eckigen Türmen: es spiegelt sich im Schloßgraben. Die Freude am Kissen wird wieder durch die ersten, traurigen Gedanken vertrieben und Occas Blick ruht verdrießlich auf der vornehmen Gesellschaft an der Wand. Das hochrote Gesicht des seligen Dirk hebt die Nase würdevoll empor und guckt aus grauer Vergangenheit ins siebzehnte Jahrhundert hinein. Er scheint Eindruck auf Occa machen zu wollen. — Am Ende ist sie den Bentheims verwandt und sie läßt sich vom Dirk keineswegs übertrumpfen!

Freiin Occa sucht mit ihren feinen, nervösen Händen nach dem silbernen Pfeifchen, das sie an einer Schnur um den Hals trägt und das sich gewöhnlich zwischen den Spitzen der Morgentoilette verkriecht. Darauf pfeift sie herrisch und scharf zweimal.

Wo der Boudewyn doch bleibt. Ach, da kommt er schon. Wie der Mensch die Treppe hinunterrutscht! Eben nachher tritt der ergebenste aller treuen Diener stramm und unsäglich ruhig herein.

„Boudewyn, wo steckst du? woher kommst du geflogen?“ — „Freule Katharine hat mich gebeten, Modell zu sitzen.“

„Wie?“ — „Modell zu sitzen, gnädige Frau.“

„Boudewyn, du sollst jetzt Silber putzen.“

„Zum Befehl, gnädige Frau.“ — Der Ergebene entfernt

sich mit höflicher Verbeugung. Im Flur behauptet er seine Würde, weil das Zimmermädchen gerade passiert, aber in der Küche prustet er aus.

„Was fehlt dir?“, fragt die staunende Köchin.

„Tinchen wollte mich malen; die Gnädige bekam fast einen Ohnmachtsanfall, als sie es hörte. Das Bild scheint nicht recht gelingen zu wollen. Tinchen sagte, sie entdecke bei der Arbeit, daß ich Herrn Dirk van de Wael ähnle und daß der einen sehr schwierigen Kopf habe, weil er ein vornehmer Herr sei. Bin neugierig, ob sie das der Frau Mama auch mitteilen wird.“

„Ach du, Boudewyn, das einzige, was du mit Herrn Dirk gemeinschaftlich hast, ist die gesunde rote Farbe, und ihr habt diese beide aus derselben Quelle. Im übrigen sollst du der Freule nicht zu Willen sein, wenn sie sich solch dummes Zeug in den Kopf setzt.“

„Du bist eifersüchtig, Mädchen, und zwar mit Recht. Gestern beabsichtigte ich noch, dich zu heiraten, aber jetzt, wo ich weiß, was in mir steckt, muß ich darauf verzichten. Mein Bild würde nicht zu dem deinigen passen.“

„Nun Graf Boudewyn, verplaudre deine Zeit nicht länger und putze mir nun das Silber.“

Freiin Occa geht selber zum Zimmer ihrer Tochter, um mit dem tollen Kind zu reden. Da steht sie mit dem Pinsel zwischen den schönen, weißen Zähnen in ihrer großen blauen Schürze, die Palette in der Hand. — Ein großes reizendes Kind. Auf dem Tischlein liegen die kleinen Blasen mit Farbe kreuz und quer durcheinander; auf der Staffelei vor ihr steht das Bild des Remonstrantenturms, das sie vom Fenster ihrer Stube aus sehen kann, und auf einer zweiten Staffelei prunkt die neu angefangene, recht alberne Skizze des Boudewyn. Katharine streicht sich mit dem Arm die blonden Haare von der Stirn und lacht, als sie die Mutter hereinkommen sieht.

„Mutter, warum hast du mir Boudewyn weggerufen; ich war gerade dabei, ihn zu portraitieren; siehe, dort steht er, Mutter.“

Sie weist auf das ungeschickt aufgesetzte Bild, das ihr viel

zu mächtig ist und deutlich beweist, daß kecker Schwung den Maler noch nicht macht.

„Ich sagte dem Boudewyn schon, daß er dem Urvater Dirk ähnle. Stelle dich hierher und beobachte das Bild einmal genau.“

„Kind, hast du das dem Boudewyn gesagt? Wie ist es bloß möglich!“

Aber Mutter, ich hatte meine erzieherischen Zwecke dabei; ich wollte ihn damit reizen, sich eine würdevollere Haltung anzugewöhnen.“

„Katharine, du sollst schweigen; kurz und gut, der Boudewyn betritt dein Zimmer nicht mehr. — Die ganze Malerei gefällt mir nicht; warum pflegst du die Stickerei nicht? das ist adelige Kunst. Deine Mutter hatte in deinem Alter das Reiterbild des heiligen Georg schon gestickt; es liegt noch immer als Kissen auf dem Stuhl des alten Grafen Bentheim und er möchte es um keinen Preis entbehren. Tinchen, warum artest du so sehr aus? Die Malerei beschmutzt deine feinen Finger; du hast wahrhaftig schon Farbe auf der Nase. Da stehst du nun mit dem Pinsel im Munde, als wärest du ein Pferd und deiner Haltung mangelt es an jeder Würde. Wenn ich dein Vater wäre, wollte ich es nicht leiden. Verlege dich doch einmal auf die Stickerei, du würdest mir eine große Freude machen, wenn du die Nadel mit zarter Eleganz hantiertest; es würde dir Distinktion verleihen. Aber dies... bah!“

Freule Katharine ist nicht überempfindlich, wenn sie kritisiert wird; sie kennt das hohe Bewußtsein der Begnadung noch nicht. Und sie hat einen fatalen Sinn für das Komische, der ihre Mutter manchmal außer sich bringt.

„Mein liebes Mütterchen, nun sollst du es mir nicht verübeln, wenn ich meine Kunst über die deinige stelle, und wäre es nur deshalb, weil der meinigen nie die Schmach angetan wird, die deine Stickerei sich gefallen lassen muß. Das wird meinem teuren Boudewyn doch nie passieren, daß ein Graf ihn platt sitzt, wie es deinem Ritter Georg geschieht. Weil du jedoch darauf bestehst, will ich wohl einmal etwas sticken. Ich möchte mir dann jedoch ein Bild des Boudewyn sticken, denn

sein Kopf hat mich begeistert, weil er meinem Ahnen Dirk so sehr ähnelt; aber dann mußt du ihm erlauben, Modell zu sitzen!"

„Kind, du fällst mir auf die Nerven, du bist unausstehlich. Nenne mir den Namen des Hausknechts nicht mehr und sei ernst, denn ich will ernsthaft mit dir reden."

„Ich war schon ernst; aber gut, wenn mir mein Modell genommen wird, so soll Ahnherr Dirk für mich sitzen; sie haben eben dieselben Züge, nur verliert mein armes Kunstwerk dabei an Wert, weil es nun nur eine Kopie wird!"

„Katharine, schweige, schweige, du gehst zu weit. Kurz und gut, du sollst anders werden und wir schicken dich deshalb nach Ütrecht; Onkel Steven und Tante Maria haben schon lange darauf gerechnet, und Vater und ich halten es jetzt für gut, dich zu ihnen zu schicken. Sie stehen mitten im Kreise des Ütrechter Adels und es tut dir not, einmal in diesen Sphären zu atmen."

Katharine sah ihre Mutter verdutzt an. Sie fühlte, daß hinter ihrem Rücken verhandelt worden sei und daß die Diplomatie der Mutter gesiegt habe. Sonst bestrebte sie sich immer vergebens, durch Wichtigtuerei auf ihre herrische Tochter Eindruck zu machen; jetzt imponierte sie dem Starrköpfchen durch ihre ruhige Bestimmtheit. Es mußte so weit kommen! Katharines Kraft lag in ihrer unbefangenen Offenherzigkeit; sie konnte den Vater um ihren kleinen Finger wickeln, wenn sie ihre lachenden, blauen Augen auf ihm ruhen ließ und wie ein Rechtsanwalt auf ihn einredete; und die Mutter war ihr ebensowenig gewachsen. Der einzige Unterschied war, daß der erstere lachend einlenkte und die zweite recht ärgerlich war, wenn sie zugeben mußte. So hatte sie die Lage im Hause beherrscht. Aber jetzt war es anders geworden. Alles ging gut, so lange sie sich nicht verstellen mußte. Heute fühlte sie sich der Mutter gegenüber machtlos. Sie durfte eben nicht in offenem Felde kämpfen. Die Umstände erlaubten ihr nicht, über ihre Liebe zu reden, weil die Eltern sich beide bis zum Äußersten dagegen sträuben würden, daß sie einen Kaufmann heiraten wollte. Und Antonius konnte sich noch lange nicht um sie bewerben und zusammen mit ihr die Burg des elterlichen Ritterstolzes erstürmen.

Aber Vater und Mutter hatten genug bemerkt und die letztere hatte einen gewaltigen Vorsprung über die Tochter gewonnen, weil sie ihren Mann ungestört mit der bevorstehenden Mésalliance aufschrecken konnte, wo der beredte Mund der Katharine verriegelt war.

In diesem Augenblicke machte das Schicksal die Mauer, die es schon lange zwischen Mutter und Kind errichtet hatte, höher als je zuvor und die mangelhafte Vertraulichkeit zwischen den beiden wurde auf immer zerstört. Wenn es einen offenen Kampf über eine Nebensache gegolten hätte, würde sie den Handschuh aufgenommen haben. Jetzt fühlte sie sich in der Gewalt der Mutter und es leuchtete ihr ein, daß eine offenherzige Aussprache alles verderben würde; die Lage der Familie van Hoven hatte sich eben in den letzten Wochen verschlimmert.

„Mutter, du bist sehr liebenswürdig; und wann wird das Töchterlein aus der Stadt verwiesen?“

„Kind, dein Vater und ich meinen, daß es am besten sei, wenn du möglichst bald gehen würdest. Ich schätze es sehr, daß du die Opfer, die wir um deinetwillen bringen, so freundlich würdigst; aber das sei dahingestellt. Denke nun einmal ruhig über alles nach und benimm dich geschickt.“

Es wurde der Mutter doch ein bißchen übel, wo die Tochter ihr mit eiskaltem Scherz anstatt mit Einwendungen entgegnete. Sie trat auf Katharine zu und sagte: „Komm, ich will dir einen Kuß geben, damit du verstehst, wie gut ich es mit dir meine!“

„Ach nein, liebe Mutter, ich schätze dein Wohlwollen auch ohne Kuß recht hoch. Nun werde ich bald eine anständige, adelige Jungfrau; wie entzückend!“ Als Freiin van Moersbergen höchst nervös und mit fest geschlossenen Lippen die Treppe hinunter ging, sprangen Katharine die Tränen in die Augen. Mit einem Male warf sie in bitterer Wut ihre Palette mitsamt dem Pinsel in die äußerste Ecke des Zimmers. Sie wollte nicht weinen und dennoch rannen die Tränen ihr über die Wangen.

„Und ich sollte mich auch noch küssen lassen! Wenn sie wenigstens mit mir geredet hätten; aber auf diese Weise weggeschickt zu werden!“

Katharine wußte kaum, was sie am meisten quälte, die be-

vorstehende Trennung oder die Erniedrigung. Sie bemitleidete sich selbst, als sie an diese Schmach dachte. Und der arme Antonius! Merkwürdig, sie muß es sich trotz alledem bekennen, daß die Zukunft ihr nicht völlig dunkel scheint. Wenn die Eltern nur mit ihr überlegt hätten, so wäre es alles anders gewesen. Am Ende muß eine künftige Dame der großen Welt, die mit ihrem Verlobten über bevorstehende Statthalterwürde schwärmt, auch einmal etwas von der Welt sehen. Antonius muß nachher ebenfalls notwendigerweise mit dem breiteren Leben in Berührung kommen. Er ist eben noch zu grün und zu wenig weltgewandt. Sie hatten beide ihre Jugend an der Eider verbracht und Toni saß immer auf dem Kontorstuhl. Nun ja, darum war er ihr nicht weniger wert und er war als Schützensergeant sogar ein reizender Mensch, aber dennoch würde es ihm gut tun, wenn er sich einen feineren Schliff zu eigen machte. Das erreicht man eben, wenn man mehr erlebt.

Es ist früher schon einmal die Rede davon gewesen, die Katharine zum Onkel zu schicken. Steven van de Wael ist Oberförster der Provinz Ütrecht und Rittmeister der „staatsche Ruiters". Früher sehnte sie sich nach der Zeit, wo Onkel und Tante sie in die Ütrechter Kreise einführen sollten, und sie hat in Gedanken schon manchmal mit einem schmucken Reiterleutnant getanzt; wunderlich, es war immer ein Reiterleutnant! Ein dummes Mädchenideal, über das sie jetzt selbstverständlich erhaben ist. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß man das alles einmal mitmachen soll. Eine so tiefe Liebe wie diejenige des Antoni und der Katharine ist fest wie Stahl; man bleibt einander ganz einfach treu und jeder für sich lernt die Welt kennen, bis man sich, nach einer langen Trennung, die eine Ewigkeit schien, wieder zurückfindet und schluchzend in die Arme eilt: „Antonius! — Katharine! — Endlich!"

Furchtbar interessant, auch einmal mit Tante Johanna Bekanntschaft zu machen. Tante ist katholisch und sogar eine „religieuse", eine Nonne von Sankt Servaas. Wie die wohl aussehen mag; wohl hager und mager und blaß. Eine katholische Nonne, brrrrh. Nur wenn Antoni stürbe, würde sie es werden wollen; dann würde sie zur Tante gehen und sagen: „Tante,

ich bin mit der Welt fertig!" Und für die Leutnants der staatschen Reiter würde sie nur ein wehmütiges Lächeln übrig haben: freut euch, junge Menschen, die euch die Lebenssonne noch nicht untergegangen ist!

Ihre Phantasie rührt sie bis zu Tränen. Katharine, Nonne von Sankt Servaas; in der Welt war sie eine Jungfrau van Moersbergen! — Jedenfalls will sie einmal zu der Tante reisen und sie in ihrer Klosterzelle aufsuchen. Die ganze Sache hat auch ihre interessante Seite. Am aller, allerschönsten wäre es jedoch, wenn Antonius ein Leutnant und zwar ein adeliger Ütrechter Reiterleutnant wäre. Einzig und allein, weil die Eltern sich dann nicht so sehr sträuben würden. — Aber wie sollte er dann Statthalter werden? — O, wie ist das Leben doch schwer. Mit dem Vater läßt sich immerhin reden, aber die Mutter ist unausstehlich. Sie würde die Tochter lieber mit einem gebrochenen Herzen ins Kloster gehen sehen, als einen Bürgerlichen zum Schwiegersohn bekommen. Und nun spielt sie hinter dem Rücken der Tochter ihren Trumpf aus und entfernt sie gegen ihren Willen vom Geliebten und vom Elternhaus. — „Eine Weiberintrigue am Statthalterhof!" schnarrt Katharine mit näselnder, affektierter Stimme und ahmt den Vetter Bentheim nach, der die Familie kurz vorher besucht hat. Der alte Kahlkopf hat ihr die Cour gemacht und Antoni ist eifersüchtig gewesen. Niedlich von Toni!

Auf diese Weise hüpften die Gedanken der Tine in kühnen Assoziationen vom einen Punkt auf den anderen, bis sie auf die Liebe des Antoni und dadurch auf die bevorstehende Trennung zurückkamen. Und die arme Tine ärgerte sich, weil sie nicht viel trübseliger war. — Heute nachmittags Schlittschulaufen nach Schwabstedt mit ihm, de Haens und den anderen jungen Leuten!

Die älteste Friedrichstädter Poesie spricht von der salzigen Eider und der süßen Treene. Nur wer die zwei Flüsse kennt, versteht, was der Dichter bei diesen Worten empfunden hat. Friedrichstadt wendet seine ernste Seite der Eider zu; an der Treene ergötzt es sich. Dort wird gekämpft und gerungen; hier wird gespielt und sich erfreut. Dort kommen die schweren

Dreimaster herangefahren, wenn es offenes Wasser gibt, und während des Sturms stellen Deiche und Schleusen sich stramm, dem Feinde zu wehren; hier gibt es kleine und friedliche Verhältnisse. Im Winter desgleichen. Die Eider muß vom Frost besiegt werden. Zuerst bildet er Eisschollen; aber der Fluß trägt sie stromabwärts und gestattet ihnen nicht, sich festzusetzen; dann legt der Frost sich jedoch in den Hinterhalt bei Friedrichstadt, wo der Fluß sich biegt, und Scholle auf Scholle wird festgemauert, bis der Fluß geknechtet ist und der holperige Fußweg angelegt werden kann. Es ist ein stiller, derber Eiskrieg, wobei es furchtbar kalt und scharf zugeht.

Aber die süße Treene läßt sich unmittelbar vom frischen Gesell nehmen und erstarrt unter seinem kalten Atem regelmäßig, eben und spiegelglatt: die herrlichste Eisbahn, die man sich wünschen kann.

Es war wohl kein Zufall und es lag in der Ordnung der Dinge, daß die alte Bouwes zuerst die Eider aufsuchte, als sie die Feuerkieke zur Seite geschoben und die warme Stube verlassen hatte, um das Eis zu betreten. Die ernste Seite des Lebens zog sie eben an. Aber ach, wie bald hatte ihre Phantasie ihren Flug in die Weltlichkeit genommen. Als sie einmal das Eis unter den Füßen gefühlt, war es dem Frost, oder soll man sagen: dem Teufel, leicht gefallen, sie von der Eider- in die Treenestimmung hineinzuschieben. In Friedens Namen. Diese ist den jungen Leuten gefährlicher als den alten, aber dennoch... Nun sitzt sie wahrhaftig dort vor der Eisbude auf der Bank und ihr Ritter bindet ihr die Schlittschuhe an. Dann nimmt er den langen Mantel, der seiner Dame über Kopf und Leib, fast bis zu Boden hinunterhängt, ab, und da steht sie nun mit ihrer riesigen Krause, den breit über den Hüftenring fallenden Röcken und der wollenen Mütze, die über die grauen Haare gezogen ist. Guck, sie gürtet die Röcke ein bißchen höher! — Eine Reminiszenz an die Leeuwarder Eisbahn, wo die Frauensleute den unteren Teil der Beine frei haben sollen. Anne zieht den Hut in den Nacken, nimmt Mutters Hand mit einer zarten Freundlichkeit, die man dem Viehbauern kaum zugetraut hätte, und sagt: „Nun, Ältchen, jetzt geht's los; benimm dich wie eine

alte Friesin; die ganze Welt achtet auf dich!“ Mutter Bouwes sah sich ein bißchen ängstlich nach den Leuten um. Tatsächlich, manches Auge war in verstohlener Neugier auf die Zwei gerichtet. — „Ach, du alberner Junge; rede nicht und laufe los.“ — Vorsichtig, langsam, ruhig fängt es an, wie eine Kogge, die sich noch einmal zum Hafen hinauswagt. Links . . . rechts... eins... zwei... „Du, Anne, ein bißchen schneller!“ — Links... rechts... eins... zwei... Die Entfernung zwischen dem Abfahrtspunkt und dem komischen Paar vergrößert sich und wie ein stattlicher Segler verschwindet es zwischen den vielen Friedrichstädtern, die mit beschwingten Füßen über die süße Treene schweben...

Wer läuft dort mit der Mareiken? Herrlich, wie die Beine sich wehren! welche breiten Schläge; das ist kein Friese; ein holländischer Seemann. — Donnerwetter, die Möglichkeit! Der Steuermann vom „Engel Gabriel“. — Ist es denn doch wahr, was man wohl einmal gemunkelt hat? Und sitzt er nicht mehr im Kerker? — Armer Anne! Nun, der hat am Ende auch sein Liebchen auf dem Eis. — Schmuckes Paar!

Die jungen Leute der hohen Familien haben es schon gehört; Antoni weiß es von der Mutter und die Mutter hat es gestern abend von der schönen Mareiken selbst vernommen. Als der Steuermann mit seiner Allerliebsten die lustige Gruppe passiert, fängt der übermütige Haen an zu krähen: „Hurra, es lebe der Steuermann, es lebe die Mareiken!“ — Geerts Mütze schwebt mit königlichem Schwung durch die Luft; Mareiken lächelt und errötet. Wie ist es so frisch auf dem Eis, wenn Jung-Holland über die Bahn schwebt!

Das Ziel aller Ausflüge ist Schwabstedt. Wie sollte es wohl nicht? Es liegt ja so herrlich auf dem Hügel am nördlichen Treenufer und es ist so gemütlich in der Gaststube, wo der Leiermann spielt und die Wirtin Pfannekuchen backt.

Die Regentenkinder treffen dort Geert Derks und Mareiken an und sind nicht zufrieden, bevor der Steuermann sich mit seiner Braut zu ihnen setzt, um zu erzählen. Wie sie die Geschichten interessant finden und wie sie lachen, als Geert von der Flucht in den Mönchskutten erzählt und de Haen Mareiken

rügt, weil sie den Mönch wieder zur Welt hinuntergezogen hat. Es kommt so weit, daß gesungen und getanzt wird. Am Ende stehen Geert und Mareiken mitten in der Ringelreihe und die ausgelassene Jugend singt das alte, unsterbliche Maibaumlied:

Daar ging eens een patertje langs den kant,
Hei, 't was in den Mei.
Hy nam er zyn nonnetje by de hand,
Hei, 't was in den Mei zoo bly,
Hei, 't was in den Mei, hei, 't was in den Mei![1]).

Mareiken ist anfangs ein bißchen stutzig; die Mennoniten halten nämlich das Tanzen für eine leichtfertige Sünde und sinnliche Lustigkeit, aber das treuherzige vergnügte Gesicht des Geert ist ihr zu mächtig und... nun ja, das ist eben beim Tanzen so verfänglich: wenn man den ersten Schritt macht, ist es eine verlorene Sache. Mareiken hat am Ende auch kein Blei in den Beinen.

Das „Patertje langs den Kant" ist ein ulkiges Maibaumlied aus dem Mittelalter und hat die Jahrhunderte überdauert.

„Kom Pater, geef je non een zoen (Zoen = Kuß; sprich aus: Sun).
Hei, 't was in de Mei.
Dat mag je nog wel zes maal doen.
Hei, 't was in den Mei zoo bly..."

Für die Jugend blüht der Mai sogar im Winter, wenn das Herdfeuer sich vergebens bemüht, die Eisblumen von den Fensterscheiben zu verscheuchen. Der Mai ist ein gefährlicher, leichtsinniger Monat!

Antoni und Katharine machen das alles nicht mit. Sie sind in der Richtung des Waldes verschwunden und gehen nun

---

1) Der vollständige Inhalt dieses Liedes ist:
Es ging ein Pfäfflein längs der Wasserkante,
Juchhe, es war im Mai.
Er nahm sein Nönnlein bei der Hand,
Juchhe, es war im Mai so fröhlich . . .
Komm Pfäfflein, gib deiner Nonne einen Kuß . . .
Das darfst du noch wohl sechsmal tun . . .
(Komm, Pfäfflein, jetzt sollt ihr euch trennen . . .
Du sollst dein Nönnlein stehen lassen . . .)

auf den Fußsteigen zwischen den Tannen des Schwabstedter Waldes. Sie gehen Hand in Hand wie zwei süße Kinder. Das ist eben die Art der Geliebten im siebzehnten Jahrhundert, wenn sie sich nicht allein wissen und feinere Bildung sie davon zurückhält, ihre Liebe zur Schau zu tragen.

Die Taille der Jungfrau prangt schmal und zusammengeschnürt auf dem breiten Rockgestell, das vom bauschenden Überkleid noch umfangreicher wird. Zum Glück hat die neumodische Jugend die Krause, die Ringmauer, in deren Mitte der Kopf wie in einer Redoute stand, geschlichtet. Aber der hohe Spitzkragen und die zackigen, emporstehenden Spitzen des Häubchens machen den Eindruck, als sei die Schöne recht spitz und reserviert. Es ist eine Leistung, mit Geschick und ohne die Toilette zu schädigen, auch nur ein anständiges Küßchen zu stehlen.

Dennoch spricht die alte holländische Poesie von begeistertem Gekose! Antoni und Katharine schreiten verlegen und einsilbig einher und spähen um sich, damit sie schnell die Hände loslassen können, wenn jemand des Weges kommt. Zum Glücke gibt es auch noch Waldeseinsamkeit! Aber auch in dieser Sphäre läßt sich die spontane Freude nicht von diesen beiden Liebenden erhaschen.

Sie hat dem Antoni alles erzählt und erschöpft sich in Zukunftsphantasien und Schwärmereien über ein baldiges Wiedersehen, während ihm das öde Bild der nächsten Zukunft das Herz verdunkelt. Er fühlt, daß er Katharines Leben nicht beherrscht wie sie das seinige. Es treibt sie in die Ferne und sie will ins Unbestimmte nach allen Seiten ausleben und er will sich auf den Mittelpunkt seines Lebens konzentrieren, d. h. auf Katharine.

Er hatte immer feste Pläne im Kopf gehabt; zuerst waren sie kindlich und einfach gewesen; der Sohn wollte nur die besten Kräfte für die Projekte des Vaters einsetzen. Darauf war das Große gekommen, das ihn über die kindlichen Verhältnisse hinausführte. Und er hatte am stattlichen Haus seiner Träume gebaut, ein Lebenskünstler, der nicht nur glänzende architektonische Projekte entwarf, sondern auch mit der Kelle in der

Hand mauerte. Er hatte ausgehalten und dem unfreundlichen Schicksal Trotz geboten, wie wenige es in seinem Alter vermögen.

Sein Leben war eine überwältigende Anstrengung für das dreifache Ideal: Katharine, Vater, die Remonstrantenstadt!

Katharines altkluges Gerede über die Notwendigkeit der Utrechter Reise und ihre kaum verborgene Freude über die bevorstehenden Ereignisse legten ihm die Frage nahe, ob er seine eigenen Zukunftsideale nicht auf sie hinüberphantasiert hatte. War Antoni van Hoven vielleicht einer jener Phantasten, die in der Geliebten das eigene Ideal verehren? — Antoni ein Träumer... gleichwie der Vater? Oder hat Katharine ganz einfach die richtige Einsicht und ist es seine verrückte Eifersucht wieder, die ihn ihr gegenüber ungerecht macht?... Sie sollen beide doch die Welt kennen lernen!...

„Sagst du vielleicht endlich einmal etwas, Toni? Du könntest mir wahrscheinlich unser Zusammensein, das vielleicht einstweilen das letzte ist, wohl ein bißchen gemütlicher machen."

„Tine, es ist mir zu viel, daß du weggehst; die Zukunft liegt dunkel vor mir, die Geschäftssorgen drücken mich, aber wenn ich dein Gesicht nur hinter dem Fenster gesehen hatte, konnte ich auf dem Kontor alles überwinden. Und nun gehst du..."

Katharine wird ungeduldig; sie mag seine schwerfällige Überschwänglichkeit nicht und möchte ihn dann und wann durcheinander schütteln.

„Ach du, mache mir das Herz doch nicht so schwer; früher warst du schon zufrieden, wenn du mit mir auf einer Scholle stehen durftest, ohne mich zu besitzen; jetzt könnte es dir doch wahrlich genug sein, daß wir einander haben; wenn ich nun auch notwendigerweise die Scholle einstweilen verlassen muß, brauchst du doch nicht gleich einen Grabgesang zu läuten wie ein alter Glockenturm. Aber ich weiß es wohl und du machst mich wütend; ich sage dir, Antoni, du bist eifersüchtig; du hast kein Vertrauen zu mir; du, du bist häßlich! Meinst vielleicht, daß ich gern gehe? Denkst du nicht einmal an mein Leid, wenn ich dort in der Ferne einsam sitze und dich entbehre!"

Das Herz des Antoni springt auf vor Freude und nun lacht

er mit dem breiten, vollen Lachen, das ihn für Tine unwiderstehlich macht.

„Ja, ich bin eifersüchtig, denn du bist zu herrlich und jedermann muß sich in dich verlieben; aber du bist meine Tine, mein entzückendes, teures, treues Kind.“

Es blitzt in Katharines Augen und... im Schwabstedter Gehölz siegt der Frühling auf eiskalten Wangen, als das Statthalterpaar in spe die Bundestreue besiegelt.

Endlich bricht sich wieder ein vernünftiges Wort auf den feinen Mädchenlippen Bahn: „Toni, du machst es zu toll; du verdirbst meine schönen Spitzen und du zerzausest mein Haar, du Unhold!“

Da wurde Antoni wieder vernünftig; er strich die blonden Haare glatt und legte seinen kräftigen Arm um die schlanke Taille. Sogar das Wörtlein „Unhold“ klang ihm von Tines Lippen wie süße Musik. „Liebling, weißt du, was ein Kuß ist?“

„Ach, bitte, lieber Herr Schulmeister, behalte deine Weisheit für dich und publiziere das Resultat unserer Gesamtstudien nicht, als sei es bloß deine eigene Erfindung. Aber weißt du, was deine Küsse sind?“ — „Nein?“

„Sie sind die große Glocke, die in tausend kleine Glöcklein umgegossen wird. Du, Toni, ich höre dich lieber klingen als läuten.“

„Tine, du redest wie ein Kind; ich bin wie der Domturm zu Ütrecht; — denke daran so oft du ihn siehst, — die große Glocke hängt in den schweren Gewölben und in den hohen Lüften schwebt das Glockenspiel. Bald tönt es, bald jubelt es im Turm!“

„Toni, du hast Größenwahn; bevor du mich hattest, fühltest du dich wie der Glockenturm zu Koldenbüttel und jetzt bist du schon der Domturm. Möchtest wohl als solcher über ganz Ütrecht gucken können und Sturm läuten, wenn Katharine die Peneloperolle nicht strikte durchführt.“

„Bitte sehr, du stellst die Odyssee auf den Kopf.“

„Toni, halte deinen gelehrten Mund; ich wünsche, von meinem Verehrer nicht bekrittelt zu werden!“...

Eine lange Reihe junger Friedrichstädter schlängelt sich

über die Bahn. Es dunkelt und aus grauen Wolken fällt der erste Schnee. Die Schlittschuhläufer werden allmählich weiß, und als sie sich der Stadt nähern, wirbelt und tanzt es allüberall in der Luft: weiße Flöckchen, die sich auf dem Weg vom Himmel zur Erde zu verirren scheinen und dennoch, als kleine Schicksalskinder, mit tändelnder Notwendigkeit hinunterschwebend, dem alten Jahr und der neuen Stadt das Winterkleid weben.

VIII.

„HAST du die Tür geschlossen, Janus?“

Der Angeredete stellte den Papierkorb, den er draußen in das Kehrichtfaß geleert hatte, in eine Ecke und antwortete: „Jawohl, Herr van Geerlen, sie ist verriegelt wie ein Stadttor in Kriegszeiten!“

„Schön, gucke einmal hierher: ein Neujahrswunsch für unsere liebe Stadt. Du sollst ihn viermal kopieren und bekommst eine Lübecker Mark für das Ganze.“

Janus machte eine bedenkliche Miene als er das Schriftstück überschaute. „Der edle Herr soll bedenken, daß es Schreiberlohn und Schweigegeld zugleich ist. Meine Mutter hat mich mit einem großen Mund zur Welt gebracht. Ich geniere mich, es zu sagen, aber ein Taler genügt kaum, ihn zu bedecken!“

„Einen Taler sollst du haben, altes Luder.“

Van Geerlen ärgert sich, weil seine Pasquillenschreiberei ihn von dem Grobian abhängig gemacht hat; eine saure Frucht seines Querulantismus, der ihm zu mächtig und ihm zu einer Leidenschaft geworden ist, die ihm das Leben in mancher Beziehung verdirbt. Zweifellos wird der rote Janus wohl so gescheit sein, zu schweigen; aber es ist eine üble Sache, wenn man vom Selbstinteresse eines Lotterbuben abhängig ist.

„Setze dich dorthin; ich will nicht gestört werden!“ Es wäre besser gewesen, wenn van Geerlen sich selbst überzeugt hätte, ob die Tür geschlossen sei, denn Janus war nun einmal kein pünktlicher Mensch, wenn er sein tägliches Quantum eingenommen hatte. Es war ihm so auch entgangen, daß sich die Tür auf der Matte festgelaufen hatte und nur angelehnt war,

als er das Schloß umdrehte. Zu solchen Ungenauigkeiten kann der beste Mensch kommen; van Geerlen war jedoch für heute geneigt, dieser Tatsache weniger Rechnung zu tragen, denn der kalte Winter war ihm in die Beine gefahren und der Rheumatismus quälte ihn. Schmerzenszüge und mildes Lächeln wechselten oder vermischten sich zu komischen Gesichtsverzerrungen, an denen Janus sich in der Stille ergötzte.

„Der Herr scheint es wohl schlimm zu haben, er soll nachts einen Hund zu sich ins Bett nehmen; der zieht den Rheumatismus an sich. Nach vierzehn Tagen ist die Krankheit in den Hund gefahren."

„Wohl ebenso, wie die Teufel im Gadarenerlande in die Schweine fuhren?"

„Just dasselbe, edler Herr!"

„Janus, er ist ein Hundsfott!"

„Glaube es kaum; sonst würde ich ihren Rheumatismus jetzt wohl ein bißchen erleichtern."

„Schweige, roter Teufel, und fahre meinetwegen in ein Schwein!"

Van Geerlen arbeitet weiter und das Lächeln siegt. Er nimmt nämlich die Kasse auf und wird immer mehr in der Meinung bestärkt, daß ein vorsichtiger Kaufmann die großen Gedanken über die Fahrt nach Spanien einstweilen den Handelsphantasten überlassen soll und besser tut, sich auf die Ochsenfahrt nach Holland zu verlegen. Das ist zwar nichts Originelles, jedoch ist es ein solideres Geschäft mit geringem Risiko. Jurriaan Das, der sonst Bierbrauer ist, hat auch eine hübsche Summe daran verdient. Die zwei wollen sich zum Neuen Jahr assoziieren, denn sie haben eingesehen, daß es nicht gescheit ist, einander durch Konkurrenz in die Quere zu kommen. Nun sagen die bibelfesten Mennoniten, daß Pilatus und Herodes Freunde geworden seien, aber das ist der reinste Neid, weil sie nun von der Firma Das und van Geerlen abhängig werden. Es ist jedoch eine unangenehme Sache damit verbunden. Van Geerlen hat nämlich siebentausend Taler in die Firma van Hoven gesteckt und nun hat der Kompagnon darauf bestanden, daß das Geld möglichst bald aus den Geschäften des van de Wedde

zurückgezogen werde. Er kann es zum ersten April des neuen Jahres kündigen, aber der andere rechnet darauf, daß van Geerlen sich an das später gegebene Versprechen hält, es, wenn irgend möglich, nicht zu kündigen, bevor der Krieg zu Ende und das Traktat mit Spanien abgeschlossen ist. Es war eine Dummheit, es zuzusagen, ebenso wie es eine Dummheit gewesen war, ihm überhaupt das Geld zu geben. Damals hatte er den Das noch nicht zum Berater und er war schließlich auch nur ein Dominee gewesen, der in der Geschäftswelt dastand wie eine Katze in einem fremden Packhaus. Und van Hoven war ein Jugendfreund, dessen Vater ihn instand versetzt hatte, ein Pastor zu werden. Van Geerlen ist kein Lump; das Transportgeschäft kann sich wohl ohne die Gelder behaupten und Reue nachher macht ein gegebenes Versprechen nicht fällig. Der noble Willem — ein Spitzname, den van de Wedde dem Jurriaan verdankt — hat es nicht leicht; die schöne Zukunft zieht sich immer weiter zurück und es fällt ihm schwer, den Kopf hoch zu halten. Ja, wenn die freie Fahrt nach Spanien errungen ist, dann muß das Haus van Hoven glänzende Geschäfte machen, wenn es wenigstens nicht schon lahm gelegt ist, bevor es so weit kommt. Aber wenn sogar die Freunde in den bösen Zeiten ihr Geld auffordern, so wird es eine schlimme Sache. Der noble Willem ist am Ende ein Genie und van Geerlen ist kein Lump, der das nicht zu schätzen weiß; er hat mit ihm geschwärmt und Pläne ausgebrütet; nachher ist er vorsichtig geworden und ist zu der Schule des Das hinübergegangen; aber er hat das Gewissen des Das nicht übernommen. Er, der Pasquillarius, der für das Recht eintritt, ein Wortbrecher... Van de Wedde hat seine Pferde verkauft; die Frau soll ihre Kleinodien zu Amsterdam verpfändet haben. Ja, wenn er nur mit ihr zu schaffen hätte, so würde es ihm leichter fallen, das Geld zu kündigen. Er mag das Weib nicht; sie hat ihn früher in Holland schon geschnitten und, mit oder ohne Juwelen, immer behandelt sie ihn von oben herab. Frau Martha trägt die Nase hoch. Einmal sehen, was die Zukunft ihr bringt! Es geht wunderlich her in der Welt und die Sachen werden auf den Kopf gestellt. Haha, jetzt ist dem Hochwürden van Geerlen zur

Aufgabe gestellt, Pasquillen zu schreiben und dänische Ochsen zu transportieren; dereinst predigte er für holländische Ochsen. Diese schmissen ihn hinaus; oder besser gesagt: er ließ sich hinausschmeißen. Er ist nämlich ebensogut ein Märtyrer der guten Sache wie Grevinchovius, Paludanus und die anderen. Und dennoch behandelt die Frau des van de Wedde ihn fast geringschätzig und er wird von ihr mit vielen anderen zu den Remonstranten zweiter Qualität gerechnet. Der Statthalter mag ihn auch nicht. Haha, beide haben sie ihr Plätzchen im neuen Pasquill. Remoutius gehört auch nicht zu den Auserwählten der hochnasigen Gesellschaft; auch ein verkannter Pastor; kämmt sich den Bart eben nicht so fein wie Grevinchovius! — Der Ärmste wurde, nachdem der Prozeß gegen van Loo und Bouwes zur Freisprache der guten Leute geführt hatte, vom Statthalter für den Pasquillenschreiber gehalten. Er witterte den Theologen wohl in meinen Strafreden. — Merkwürdig, daß nicht das Geringste vom geheimnisvollen Prozeß durchgesickert ist. Sogar der rote Janus schweigt wie das Grab. Nun gut, das soll man an ihm schätzen. Was bewegt ihn aber, mir nichts mitzuteilen? Er hat wohl seinen guten Grund zu schweigen. Es ist jedoch eine Schande, daß die Justiz so im Verborgenen waltet. Eine gefährliche Arbeit um die Pasquillerienschreiberei. Auch eine Art Martyrium; man schwebt in tausend Ängsten und soll sich immer verstellen. Eine ekelhafte Sache; aber man ist doch eine Geißel Gottes und ein Rächer des Unrechts!

Van Geerlens kränklicher Geist verliert sich immer tiefer in Betrachtungen über sein garstiges Werk; er ringt mit sich selbst, um sich in den Widersprüchen seines abnormalen Wesens zurechtszufinden und seinen Wahrheitssinn mit seinen Schleichereien zusammenzureimen, seine niedrigen Instinkte mit seiner Entrüstung über vermeintes und wirkliches Unrecht zu versöhnen. Abwechselnd widert sein schmutziges Geschäft ihn an und reizt sein Querulantismus ihn zu neuen und schärferen Angriffen auf die Gesellschaft. Verdammt, er ist ein Werkzeug in Gottes Hand! — Verflucht, der Teufel wird die Kerze festhalten und euch vorleuchten, Regentenbrut! — Donnerwetter, wie spukt mein Bein!

„Du da, Jurriaan? War die Tür denn nicht geschlossen? Setze dich, lieber Freund.“

Jurriaan steht wie an den Boden festgenagelt und guckt erstaunt auf die zwei. Der Janus hat den Gänsekiel möglichst weit weggeworfen, aber weil Jurriaan es gerade noch sah, als er hereintrat, macht das die Sache noch verdächtiger.

„Ei der Tausend, Janus, bist auch schon Geheimschreiber? —Wohl der erste Bediente der Firma Das und van Geerlen. — Lieber Kompagnon, wie soll ich mir dies alles erklären?“

Van Geerlen war übertölpelt und brauchte all seine Selbstbeherrschung, es sich nicht merken zu lassen. Er rieb sich die Beine: „ach, der leidige Rheumatismus. Janus, für heute Schluß; du kannst gehen; jetzt habe ich Privatgeschäfte, die nicht für deine umfangreichen Ohren bestimmt sind!“

Janus stand auf und entfernte sich untertänigst grüßend.

Der überraschte Pasquillarius hatte sich nun gefaßt, es war ihm jedoch deutlich, daß ihm nur ein recht unangenehmer Ausweg offen stehe: Er sollte Jurriaan zu seinem Vertrauten machen; denn der klatschhafte Mensch würde seine Entdeckung keinesfalls für sich behalten, wenn es ihm nicht deutlich gemacht werden würde, daß das Interesse der neuen Firma die strengste Verschwiegenheit fordere. Van Geerlens guter Ruf stand auf dem Spiel und es wäre für die Firma verhängnisvoll, wenn er entlarvt und die strengen Strafandrohungen, die gegen die Pasquillschreiberei erlassen, an ihm vollzogen werden würden.

„Jurriaan, ich verlasse mich auf dich; höre zu: die Pasquille, an denen du eine so große Freude gehabt hast, habe ich geschrieben. Ich bin der Mund der Wahrheit, das Sprachrohr der Gerechtigkeit in dieser faulen Stadt voll Regententyrannei; ich bin das redende öffentliche Gewissen; ich...“

Jurre machte große Augen; seine Gesichtszüge verrieten staunende Bewunderung und wohlwollende, jedoch bestimmte Mißbilligung. Es wohnten Skandalsucht und nüchterner Geschäftssinn in reichlicher Fülle im Herzen des braven Mannes; aber die erstere war dem zweiten untergeordnet, wie es sich bei einem Geschäftsmann geziemt. Er war eben kein Querulant,

sondern ein verhältnismäßig normaler Philister. Beim van Geerlen war das Umgekehrte der Fall.

„Donnerwetter, van Geerlen, du bist ein kapitaler Narr! Ich erkannte die Handschrift der Pasquille schon, als ich dem Janus über die Schulter guckte. Nein, aber, daß der Kerl schreiben kann und daß du ihn zu solchen Zwecken verwendest. Aber, lieber Geschäftsfreund, das kann die Firma Das und van Geerlen nicht leiden. Ich habe mich nicht mit dem redenden, öffentlichen Gewissen assoziiert. Eigentlich hättest du es mir im voraus erzählen sollen; aber jetzt möchte ich doch wohl, daß du mir versprächest, der Sache ein Ende zu machen. So etwas bleibt auf die Dauer nicht verborgen und du fällst dann herein. Im übrigen bewundere ich dein Talent."

Van Geerlen lachte säuerlich: „Beunruhige dich nicht, das Geschäft wird nicht darunter leiden. Ich kann jedoch nichts versprechen, muß aber betonen, daß alles von deiner Verschwiegenheit abhängt."

Jurriaan hielt es für geraten, den alten Streithammel, der manchmal unbrauchbar und unberechenbar war, nicht zu reizen und lenkte ab. „Wie hast du es fertig bringen können und wieviel Spaß muß es dir gemacht haben."

„Spaß?, sage lieber Kummer! Aber ja, bisweilen habe ich meine helle Freude daran gehabt, wenn ich die Kerle wütend gemacht hatte."

„Hättest den Statthalter schonen sollen; er ist ein rechtschaffener Mensch."

„Die Ansichten sind verschieden. Schändlich, wie sie der Wahrheit die Kehle zuschnüren wollen! Wenn sie könnten, so würden sie mich zerfleischen, vorausgesetzt, daß sie mich jemals erwischten. Das wird jedoch nicht geschehen; der Teufel mag ihnen die Kerze tragen, sie werden mich dennoch nicht ausfindig machen. Sie hetzten die Wahrheit, als wäre sie ein wildes Tier, aber sie fangen mich nicht. Eigentlich eine Schande, daß man das Pasquilleschreiben verbietet. Es ist der Volksmund und das Volksgewissen. Kaiser Tiberius, der sonst ein blutiger Tyrann war, wollte sich nie dazu bringen lassen, die Pasquillenschreiber zu strafen; er war der Meinung, daß die

Zunge in seiner Stadt frei sein solle, wenn sie die Wahrheit spreche. Aber wie macht man es hier? Gerade wie in Holland, wo man der Wahrheit abhold geworden ist. Als ob wir nicht hierher gekommen wären, sie in aller Freiheit zu untersuchen, zu prüfen und, wenn notwendig, von ihr zu zeugen."

„Nun, mein lieber Freund, dein Wahrheitssinn war bisweilen allzu offenherzig. Ich habe mich an der Hähnegeschichte ergötzt, aber sie war recht gepfeffert. Das kann die Obrigkeit doch nicht dulden."

„Ach wie, sie verblümen die zotige Tat und dulden nicht, daß die Sache beim Namen genannt wird. In Rom gab es eine Pasquillensäule, an die jedermann die Wahrheit schreiben durfte, ohne verfolgt zu werden. Dort nahm man auch kein Blatt vor den Mund. Wenn ich im Schmutz wühle, so tue ich es mit Widerwillen, und ich schreibe meine Pasquille in meiner Trauerkammer!"

„Van Geerlen, du bist ein ulkiger Kerl; sogar die Trübsal deiner Seele ergießt sich in Zoten, die ein schallendes Gelächter in der ganzen Stadt erregen."

Der Querulant wurde ungeduldig. „Du verkennst mich; ich zertrete nur das heuchlerische Feigenblatt, um die nackte Wahrheit zu enthüllen. Aber ich ernte nichts als Undank und Mißbilligung . Ich bin der Sache mehr als müde. Ich verzichte darauf und werde schweigen; am Ende kann ich nachts dadurch nicht schlafen; ich gerate in tausend Gefahren und richte nichts aus. Laß die Stadt meinetwegen zum modernen Babel oder zum neuen Sodom werden!"

„Also versprichst du..." — „Bist du verrückt?" — donnerte van Geerlen ihn an, — „ich verspreche dir nichts, ich teile dir nur etwas mit, alte Muhme."

Jurriaan lachte gemütlich; van Geerlen hatte ein loses Maul, er meinte es jedoch nicht so übel.

„Nun gut, wenn du nur schweigst."

Es entging ihm nicht, daß van Geerlen sich selbst widersprach und daß das krankhafte Gemüt des Querulanten von sehr verschiedenen Stimmungen hin- und hergerissen wurde und daß

er bald Freude am schmutzigen Geschäft, bald Widerwillen gegen die niederträchtige Rolle, die er spielte, empfand.

„Weißt du, ich rate dir nur zum besten; das Geschäft kann es nicht leiden; ich nenne es keineswegs schlecht, daß du für die Wahrheit kämpfst, aber die Menschen würden deine Art und Weise verurteilen. — Wahrlich, die Firma kann es nicht leiden."

„Ach Jurriaan, sei doch ein bißchen Idealist; die Wahrheit soll siegen!" — „Gewiß, gewiß, aber dazu haben wir unsere Dominees. Das Geschäft soll blühen und dazu haben wir unsere Firmanten. Was bist du nun, Dominee oder Geschäftsmann?"

Er wartete taktvollerweise die Antwort nicht ab und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung.

„Hast du dem noblen Willem das Geld schon gekündigt?"

„Nein, mir fehlt der Mut, du weißt, was ich ihm versprochen habe; warst selber dabei."

„Jawohl; und ich sah damals ein, daß die Salzsiederei und die Ziegelei, die Reederei mitsamt der Helling und der Heringsfischerei und weiß ich, was mehr, das Geld verschlingen würden. Der noble Willem ist ein Projektemacher schlimmster Art, der zweifelsohne ein Handelskönig werden würde, wenn es keine Konkurrenz, keine Kriege, keine spanische Lotterwirtschaft gäbe, aber der seinem finanziellen Untergang entgegeneilt, weil es solche Kleinigkeiten doch gibt. Und du, verzeihe es mir, van Geerlen, du bist im Grunde noch immer ein Dominee, der besser mit den heiligen Engeln beziehungsweise mit dem Teufel Geschäft machen kann als mit sterblichen Menschen, die mit beiden Füßen auf der Erde stehen. Du hast dich vom genialen Pechvogel für seine Luftschlösser begeistern lassen und hältst noch immer zu ihm, anstatt ausschließlich für das Transportgeschäft zu leben."

„Ich habe es ihm versprochen."

„Ach was, du weißt selber nicht mehr, wie du es gesagt hast. Ich kann bezeugen, daß du es nicht völlig versprochen, sondern es ihm nur in Aussicht gestellt hast."

„Ich verstehe mich nicht auf dergleichen lumpige Unter-

scheidungen und ich habe nur mit meiner Absicht zu rechnen. Ich habe es ihm im Herzen versprochen."

„Ei der Tausend, der Pasquillarius ist eine fein besaitete Seele. Komm Zotenbauer, sei nicht so schwerfällig. Höre einmal zu!"

Jurriaan schob den Stuhl näher zum Tisch und neigt sich zum Freunde, der ihn stutzig ansah und sich in tiefster Seele gekränkt fühlte, weil Herr Das sein Pasquill überhaupt nicht zu würdigen wußte.

„Du verstehst nichts von Geschäften. Wozu macht man einen schriftlichen Kontrakt? Weil man sich binden will. Schwarz auf weiß ist jedoch ein böser Tyrann, dem man aus dem Wege gehen und dem man sich nicht unterwerfen will, wenn es nicht notwendig ist. Das mündliche Wort hat immer etwas Lockeres, etwas Provisorisches an sich. Daher sagt man, wenn es ernst wird: gib es mir schwarz auf weiß. Will man etwas festnageln, so schreibt man es auf. Wir stellten schon fest, daß wir nicht einmal genau wissen, was du gesagt hast. Jedoch erinnern wir uns beide an den Ausdruck: „wenn irgend möglich." Das sagt viel und sagt auch wieder nichts, weil es ein sehr dehnbarer Begriff ist. Mir ist es, meinen Handelsprinzipien gemäß, nicht möglich, mein Geld in gefährliche Handelsunternehmungen zu stecken, wenn es im eigenen Geschäft sicher und vorteilhaft verwandt werden kann. Komm, mein Bester, überlege dir die Sache noch einmal und sieh ein, daß du deiner Familie gegenüber verpflichtet bist, es zu tun. Es wäre wahrlich zu toll, wenn man den Seinigen schadete, weil man ein lose dahingeworfenes Wort halten sollte. Mein Grundsatz ist: Kontrakt ist Kontrakt; was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben; ein Lump, wer daran rüttelt. Aber eine vorläufige Verabredung, die noch nicht bestätigt ist... nein, man soll nicht übertreiben. Mein innerstes Gefühl sagt es mir, daß du deiner lieben Frau damit unrecht tust und dich auf übertriebene Prinzipien verbeißest."

„Du, Jurriaan, ich bin kein Gefühlsmensch wie du, ich bleibe sachlich als guter Geschäftsmann. Ich gab dem van de Wedde mein Wort und breche es nicht; ich will ihn jedoch bitten,

anderswo Geld zu suchen und mir, wo möglich, die Summe am bestimmten Datum wiederzugeben."

„Schon gut, van Geerlen, schon gut; wenn du meinst, daß du dein Wort gegeben hast, so will ich der letzte sein, dich zu überreden, es nicht zu halten; du begreifst mich verkehrt. Bitte ihn jedoch recht eindringlich um das Geld; laß das „wo möglich" nicht in den Vordergrund treten und quäle ihn mit deinen Bitten, bis es ihm übel wird. Denn wir brauchen das Geld. Denke einmal über die Sache nach und rede mit dem noblen Willem, bevor das Jahr endet. Ich muß jetzt gehen; grüße die Frau. Ach, ich vergaß, ich sollte euch namens Kee eine Einladung für den ersten Weihnachtstag übermitteln. Es wird einen Schweinskopf und Burgogner geben. Wenn ihr morgen nur Bescheid schickt, ist es früh genug. Gute Nacht!"

Jurriaan Das brummt hinter dem schweren Schnurrbart, als er nach Hause geht. — Eine verflixte Sache in Friedrichstadt; man wird in den Handelskreisen von Pastoren vergiftet!

Jurriaan ist sonst ein Pastorenfreund. Solche Art Leute sorgen dafür, daß das Gemüt nicht zu kurz kommt, und sie repräsentieren das Höhere im Menschen. Ohne Religion verkümmert das Beste im Menschen. Die holländischen Dominees sind jedoch nicht gefügig genug; sogar die Remonstranten haben das von ihren kalvinistischen Kollegen übernommen. Streithammel sind es. Aber es ist ein ordentlicher Schrecken, wenn sie sich direkt in das Geschäftliche hineinmischen. Sie sollen auf ihrem Gebiet bleiben. Ein Kaufmann kann zur Not Pastor werden, aber ein Pastor wird nie zum Kaufmann. Sogar van Geerlen macht keine Ausnahme. Schade, daß der Kerl sich auf die Ochsenfahrt verlegt hat, sonst hätte ich mich nicht mit ihm assoziieren brauchen. Ein ekelhafter Kerl; scharf wie eine Nadel und leicht empfindlich wie eine nervöse Frau. Er schämt sich nicht, seine Mitbürger tückischerweise zu schmähen, und wenn man es mit der Wahrheit nicht ängstlich genau nimmt, so bekrittelt er einen auf eine Weise, daß man wie ein Kind, das gelogen hat, erröten muß. — Nun ja, bisweilen werde ich von meiner Phantasie ein bißchen mitgenommen, aber ich würde mich

doch zu gut dafür halten, Pasquille zu schreiben. Am Ende ist er ein großer Esel. Wenn er entdeckt wird, liegt das Dossier seiner Sünden schon fertig schwarz auf weiß auf dem Statthalteramt. So etwas würde mir nie passieren...

Jurriaan passiert das Haus der van Hovens. Es wird gesungen. Der Alte begleitet den Gesang der Familie auf der Mandoline. Haha, der noble Willem hat zu viel Musik im Kopf; sonst ein guter Hausvater... Die Familie de Haen steht gerade auf der Freitreppe und verabschiedet sich von Ruytenbeeck und seiner kleinen Frau. Hendrik de Haen steht hinter der Mutter und hat wieder das große Wort. Der anmaßende Frechdachs! Er ruft ihm zu: „guten Abend, Herr Brauer, wollt ihr die Güte haben, mir morgen die Rechnung für die Getränke, die ihr zur Hochzeit geliefert habt, zu schicken? Es hat gut geschmeckt!"

Der Unverschämte behandelt ihn wie einen Bierhöker! Jurriaan steht für den äußeren Schein gut mit der Familie, denn seine Intriguen haben sich im dunklen Schatten des Gesellschaftlebens abgespielt; er lüftet den Hut höflich und antwortet: „ich werde es besorgen, Herr de Haen." Dann geht er weiter und brummt in den Bart: „Verfluchter Regentenstolz; gerupfte Hähne!"

Als er nach einer Stunde mit Kee hinter den grünen Gardinen liegt, erzählt er ihr unter dem Riegel der strengsten Verschwiegenheit, was er auf van Geerlens Kontor entdeckt hat. Bald nachher schläft das Ehepaar. Kee hat eben den ganzen Tag geschuftet und am Abend hat sie Weihnachtsüberraschungen für alle armen Bekannten, denen sie gewogen ist, eingepackt. Sie ist eben eine herzensgute Frau und haßt nur ihre Feinde und alle, die sie nicht für voll ansehen. Das ruht von seinen vielen Geschäften aus, die er zum Besten seiner Frau und seiner Kinder mit derbem Kaufmannswillen getrieben hat. Jurriaan ist ebenfalls ein guter Mann und ein herzensguter Hausvater. Der große Unterschied zwischen ihm und dem noblen Willem ist, daß er seine Kinder lehrt, sicher zu gehen, während der andere sie lehren will, hoch zu fliegen. Ha ha, ein Aar im Marschlande!

Van Geerlen hat die Dokumente seiner Pasquille in die geheime Lade seines Bücherschrankes verborgen und geht nun unmutig zum Wohnzimmer, wo die Frau mit dem Abendessen wartet. Maatje van Geerlen ist eine eingeschüchterte Frau, die ein schweres Leben hat. Als Tochter eines Landpfarrers aus Gelderland hat sie den jungen intelligenten Kandidaten zum heiligen Dienste bewundert, als er während einer langen, schweren Krankheit des Vaters im gelderschen Dorfe vikarierte, und als er sich um sie bewarb, hat sie es kaum glauben können, daß der geistvolle Kraftmensch mit seinen durchdringenden Augen und dem scharfen, jedoch schön gezeichneten Gesichte sie zur Gattin begehrte. Der Kandidat hatte es verstanden, die ganze Gemeinde von widerspenstigen Bauern, die dem Vater soviel Kummer machten, zu beherrschen, und er predigte wie ein Reformator gegen den die Oberhand gewinnenden Kalvinismus. Und solch ein Mann hatte Gefallen an ihr gefunden! Bald war sie seine glückliche Braut geworden und sie war wie Ton in der Hand des Töpfers gewesen. Sie dachte wie er, weil er es dachte; sie war in seiner ersten Gemeinde die gehorsame Dienstmagd, die in seinem Schatten arbeitete und sich ihm hingab. Darauf war die große Unterdrückung gekommen und mit ihr die erste große Enttäuschung. Der arme kränkliche Vater hatte sich treu zum Remonstrantismus gehalten, hatte sich jedoch dafür gewinnen lassen, die Akte van Stilstand zu unterschreiben, weil er sich der Märtyrerschaft nicht gewachsen fühlte und es ihm den Tod gegeben hätte, sein Land zu verlassen. Die Art und Weise, in der van Geerlen den alten Mann geschmäht hatte, hatte ihr Vertrauen auf die Charaktergröße ihres Mannes gebrochen. Bis dahin hatte sie seine Härte und seine scharfe Tadelsucht als unverstandene Stärke, die sie nicht zu schätzen vermochte, hingenommen; die Schmach, die er ihrem Vater angetan, war ihr jedoch zu schlimm geworden. Der arme, gute Vater!

Nachher wurde sie immer tiefer enttäuscht. Das Joch der Verfolgung drückte schwer auf ihren Mann und er wurde zum überreizten Schreier, der nicht nur an den Kalvinisten, sondern auch an seinen Schicksalsgenossen so viel auszusetzen hatte,

so daß sie ihn als einen unerwünschten Händelsucher mieden. Er hielt sich immer mehr für den verkannten Mann, der zum Führer geboren war, jedoch von der Kleinlichkeit der Seinigen zurückgedrängt wurde. Da war es der armen Frau fast zu schwer geworden, das Exil mit ihm zu tragen. Sie hatte seinen Unmut, der sich an ihr kühlte, geduldet, als sie ihm nach Antwerpen gefolgt war, und sie hatte sich selbst zu eigenen Entsetzen bekennen müssen, daß sie es als eine Wohltat empfunden hatte, als er seine gewagten Reisen als Wanderpastor im verbotenen Vaterlande machte. Dann war sie mit ihm nach Friedrichstadt gezogen, und wieder war die ganze Wucht der Verdrießlichkeit ihres Mannes auf sie zurückgefallen, als er dort nicht die erste Rolle spielen konnte, sondern von den Bürgern und von den Führern der Remonstranten zurückgestellt wurde. Und die fünf Jahre, die sie in der Remonstrantenstadt verbracht hatte, hatten aus dem gutmütigen blonden Köpflein mit den schwärmerischen, mattblauen Augen ein verkümmertes, bedrücktes Gesicht gemacht, das bei einem jeden, ausgenommen bei ihrem Manne, Mitleid erregte, wenn es mit scheuen Augen aufblickte, als wolle es um sich spähen, ob es in der Umgebung wohl geheuer sei.

Van Geerlen trat ins Zimmer: „Maatje, nimm es nicht für ungut, daß ich es sage, aber du guckst wieder so garstig in die Welt hinein, daß es einem übel wird; ich möchte wenigstens im Wohnzimmer einen heiteren Sinn finden; es ist mir sonst, aufrichtig geredet, unerträglich.“

„Komm, van Geerlen, ich will mein Bestes tun; setze dich hin, dann wollen wir es uns gemütlich machen; ich habe deine Lieblingsspeise bereitet.“

Van Geerlen sah seine Frau an und wurde sehr gereizt. Er liebte seine Frau, aber er konnte ihr schwächliches Wesen nicht vertragen; er gehörte eben zu den Männern, die nur eine zahme Frau neben sich dulden können, jedoch sich ärgern, wenn die Unterworfene sich nicht als selbständiger Mensch dem Manne gegenüberstellt.

„Dein Bestes tun; hoffentlich kostet es dir nicht zu viel Mühe; strenge dich nicht zu sehr an.“

„Komm, van Geerlen, ich meine es gut. Hast du schon daran gedacht, daß heute unser Hochzeitstag ist?“

„Ach, ich hatte zu viel im Kopf.“

Van Geerlen setzt sich hin und schweigt. Fünfzehn Jahre vorher war eine schöne Zeit; kaum zu glauben, daß er damals Gedichte machte. — Ja ja, „die Lilie von Gelria, anmutiger als die Rose von Saron.“ Pastorenpoesie, biblisch, lyrisch! Schließlich hatte er nie eine Rose von Saron gesehen! — Nachher kam die Periode des theologischen Epos! Jetzt blüht die satanische Satire auf. Maatje konnte nicht mitkommen. Sie war im Epos stecken geblieben! — Van Geerlen schaut vor sich hin; die Gedanken verwischen sich; die Empfindungen klären sich nicht mehr zu klaren Gedanken ab, aber ein unbestimmtes Gefühl des Unbefriedigtseins erfüllt ihn und im Nebel dieses Empfindens erscheint ihm die kleine Pastorentochter, die er kaum zu küssen wagte... Dann ißt er weiter.

„Schmeckt es dir nicht?“

Er sieht wieder die kaum verborgene Angst auf ihrem Gesicht. — „Wie? Aber... Maatje, du nimmst mir die Worte aus dem Munde; es schmeckt tadellos; niemand bereitet die Erbsensuppe wie du. — Sind die Kinder ruhig zu Bett gegangen? — Der Piet wird ein süßer Kerl.“

„Ja, nicht, aber der Jan wird auch ein strammer Junge. — Schon zwölf; wir werden alt, Vater!“

Es ist gemütlich warm im Wohnzimmer der Familie und der Schornstein zieht besser, als er es sonst zu tun pflegt.

„Wer war heute abend auf dem Kontor?“

„Der Jurriaan; er wollte mich überreden, dem van de Wedde zu kündigen, und behauptete, daß ich nicht an mein Wort gebunden sei, weil ich es nicht schwarz auf weiß gegeben habe. Ich sagte ihm, daß ich mich auf solche Erwägungen nicht einließe.“

Es lag etwas von der alten Bewunderung in Maatjes Blick.

„Sie haben uns auf Weihnachten eingeladen; wir müssen wohl gehen.“

Die Frau sah wieder ein bißchen beklommen aus; sie fand keinen Mut, ihre Meinung zu sagen. Endlich wagte sie es. —

„Wenn es sein soll, gehen wir natürlich hin; ich mag den Jurriaan jedoch nicht. Bisweilen drängt sich mir die Mutmaßung auf, daß er der Pasquillenschreiber sei; das ist gerade etwas für ihn.“

Van Geerlens Stirn runzelte sich. — „Ach nein, doch nicht; dazu ist er nicht imstande; überdies spricht der Pasquillarius die Wahrheit und Jurriaan lügt immer, wenn er die Fehler seiner Umgebung bekrittelt. Er meint es nicht so übel, aber er phantasiert gewöhnlich die Hälfte hinzu. Der Pasquilleschreiber ist ein verbitterter Wahrheitsfreund.“

Maatje bemerkt, daß sie wieder dumm gewesen ist, und antwortet treuherzig: „Nun, mich interessiert es auch nicht, wenn du es nur nicht bist. Der Kerl ist mir zuwider und zwar am meisten, weil er solches verbreitet, ohne seinen Namen bekannt zu machen.“

„Maatje, der Mann ist dazu genötigt; die Tyrannei der Herren ist schuld daran. Wenn die Wahrheit nur verbreitet wird, so macht es wenig aus, ob man weiß, wer sie sagt.“

Das Gespräch verstummte, denn Maatje fühlte sich nicht berufen, die Gemütlichkeit zu verjagen. Van Geerlen rauchte seine Pfeife und trank sein Bier beim Lesen des Horatius; nach dem Abendessen vertiefte er sich nämlich immer in die Klassiker, die ihm lieber waren als die Theologen. Dann dachte er weder an Ochsen noch an lebendige Menschen und er lebte im alten Rom oder im sonnigen Athen, wo scharfer Geist und Lebenswonne sich vertragen und wo die grauen Wolken ebenso selten sind als der blaue Himmel in den nördlichen Küstenländern. Bei Jupiter, dort nehmen sich die Dichter auch kein Blatt vor den Mund, wenn sie ihre Kritik zum besten geben! Van Geerlen genießt und lacht und ist bei guter Laune. Er vergißt, daß hinter der glänzenden klassischen Äußerung der Weltfreude des Altertums auch das gewöhnliche Alltagsleben mit seinen schuftenden, leidenden, verbitterten und enttäuschten Menschen liegt. Er sieht alles in der Verklärung seines klassischen Idealismus und sogar die Pasquillesäule des hochlöblichen Tyrannen Cäsar Tiberius wird von der südlichen Sonne bestrahlt, als wäre sie eine Triumphsäule des Altertums.

Maatje ist den Klassikern ebenfalls gewogen, wenn sie

schon nichts von ihnen gelesen hat, und betrachtet sie als die guten Geister ihres Mannes. Es wird an die Haustür geklopft.

„Beunruhige dich nicht, Maatje, es wird Anne Bouwes sein. Er wollte noch eben bei mir vorsehen, sobald er aus Husum heimgekehrt sein würde. Ich erwartete ihn schon nicht mehr. Es gilt einen Kontrakt für Viehtransporte."

Van Geerlen stand auf und ging zur Haustür.

„Willkommen, später Gast, hast du gute Nachrichten?"

„Ich kann dir gratulieren; ich habe die Husumer dazu bewegen können, sich mit eurer Firma in Verbindung zu setzen."

„Du bist aber ein Kerl, Anne; weißt du, was das für uns bedeutet?"

„So ungefähr; ich stand jedoch bei dir in Kreide."

„Meinst du die lausigen hundert Taler, die ich dir früher geliehen?"

„Ich meinte die Hülfe, die mich emporgehoben hat. Van Geerlen, es ist mir leid, daß ich dir heute nicht nur angenehm sein kann, sondern auch eine häßliche Pflicht zu erfüllen habe. Lies dies für dich allein; die Frau braucht es nicht zu sehen." Mit diesen Worten drückte Bouwes ihm einen Zettel in die Hand und verschwand.

Beim Lichte der Laterne, die er in der Hand hielt, las van Geerlen: „Der Unterschriebene weiß, daß du der Pasquillarius bist. Er hat sich über dein Treiben betrübt, jedoch bis jetzt geschwiegen. Das letzte Pasquill, das sogar den Namen der Hausfrau des van de Wedde auf die Straße bringt, zwingt ihn, deinen Namen bekannt zu machen, sobald noch einmal ein Pasquill erscheint. Der Unterschriebene erinnert dich an das Wort, das ein gewesener Pastor, der überdies um des Glaubens willen ausgewandert ist, nicht vergessen soll: Jaget nach dem Frieden gegen jedermann und der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn sehen wird, und sehet darauf, daß nicht jemand Gottes Gnade versäume; daß nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse und Unfrieden anrichte und viele durch dieselbe verunreinigt werden.

Anne Bouwes."

Van Geerlen trat wieder ins Zimmer, seine Frau wunderte sich über das verstörte Gesicht ihres Mannes; es kam ihr jedoch nicht geraten vor, etwas zu fragen, und sie sagte nichts.

Als Jurriaan Das nachher bemerkte, daß der Pasquillarius seine Arbeit eingestellt hatte, sagte er eines Tages zur Kee, als sie hinter den grünen Gardinen lagen: „Merkwürdig, es scheint, als habe van Geerlen auf meinen Rat geachtet. Ich glaube, daß ich der einzige bin, der einen mächtigen Einfluß auf den widerspenstigen Kerl ausübt.“

IX.

IN Holland haben die Kalvinisten den kirchlichen Kalender übel hergenommen. Die strengsten Puritaner wollen nur vom Sonntag wissen und am liebsten hätten sie die heiligen drei Könige mitsamt dem Sankt Maarten und dem urgemütlichen Sankt Nikolaus über die Grenzen gejagt, ebenso, wie sie es mit den remonstrantischen Pastoren machten, jedoch sie konnten die frommen Heiligen nur vor die Tür der Kirche setzen und das Volk blieb ihnen gewogen.

Sie hätten das Fest der Geburt Christi auch bald als einen unbiblischen, katholischen Mißbrauch zur Seite geschoben, weil es den Apostel unbekannt gewesen.

In der Remonstrantenstadt ist man weitherziger. Man verübelt es dem alten Hausfreund Sinterklaas nicht, daß er in seinen päpstlichen Superstitionen beharrte, und an seinem Tage, dem fünften Dezember, wurde das gemütliche Winterfest zu seiner Ehre gefeiert. Dann liebäugelte das remonstrantische Babel mit Rom und es wurden auf dem Markt und in den Läden Gänse oder Kuchen verlost, während die Kinder sich am scheußlichen Aberglauben ergötzten, der den guten Sankt mit übernatürlichen Begabungen ausstattete, ihn durch die Lüfte spuken, in die Schornsteine herniedersteigen, ja sogar an mehreren Orten zugleich sein ließ.

Das Christfest freut sich auch einer Hochschätzung, die kaum der Schrift gemäß genannt werden kann; auf die Dauer wird es sogar als Familienfest den Sieg auf den alten Heiligen

davontragen. Das kann der Kalvinismus sich gefallen lassen, aber es bleibt ein Greuel, daß man eine menschliche Einstellung wie das Weihnachtsfest dem Sabattag des Herrn gleichstellt.

Am ersten Christtag wird Pastor Grevinchovius im Abendgottesdienste predigen. Jan Schulmeister, der Küster, erwartet viel Menschen und hat seine Frau geheißen, alle Feuerkieken mobil zu machen; er selbst tat desgleichen mit den Psalmbüchern; die remonstrantische Gemeinde singt nämlich die gereimten Psalmen des Datheen.

Im Mittelschiff brennen die Kerzen in den drei Messingleuchtern; hier und da sitzt schon eine würdige Remonstrantin mit hagelweißer Haube und schlichtem, schwarzen Sonntagskleid; sie finden eine stille Freude in der erhabenen Ruhe des zur Andacht gerüsteten Heiligtums und in der verborgenen Feuerkieke, die darauf berechnet ist, ein paar massive holländische Füße zu erwärmen. In den langen, hintereinander aufsteigenden Männerbänken, die in den Seitenschiffen unter den Galerien mit ihren Vorderseiten nach dem Mittelschiff gewandt stehen, brennen Kerzen auf den Bücherbrettern. Die schweren Säulen, die die Galerien tragen, werfen breite Schatten auf die Grabsteine in den Fußsteigen, unter denen hier und da die Überreste der verstorbenen Kolonisten ruhen. Es gibt deren noch wenige. Vor der Kanzel an der Hinterwand schlummert der müde Wanderer, Professor Doctor Theologiae Conradus Vorstius, der ein großer Mann in der Gemeinde hätte sein sollen, jedoch auf dem Tönninger Schloß als Gast des Herzogs starb, bevor er sein klares Licht in der Remonstrantenstadt hatte scheinen lassen können. Johan de Haen, der verbannte Pensionar, gehört auch zu der verewigten Gemeinde.

In der Kirche gibt es keinen Altar; die Wände sind weiß getüncht und kahl; kein Gemälde, keine Figur schmückt den Raum und nur die Kanzel tritt als Mittelpunkt des Kultus hervor. Links neben der Kanzel steht das Pult, wo Jan Schoolmeester die Gesänge verliest und das Gesetz der zehn Gebote den Friedrichstädtern sonntäglich einprägt, ohne sich eines glänzenden Erfolges in der Lebenspraxis freuen zu können; dort singt

er auch mit Stentorstimme die Psalme Datheens vor. Die Gemeinde hat nämlich noch keine Orgel. An der anderen Seite der Kanzel ist eine Ecke der Kirche vermittels einer zwei Meter hohen Holzwand vom großen Raum abgetrennt. Das ist das „Kamertje", ein historisches Stübchen, das noch lange in der Erinnerung der Friedrichstädter fortleben wird, auch wenn das Heiligtum schon der toten Vergangenheit angehören wird.

Man spürt die Wirkung des kalvinistischen Sauerteigs, dem die Remonstranten sich nicht völlig haben entringen können, und das Ganze ist der Typ eines nachreformatorischen Heiligtums, das das Gegenteil zur ästhetisch-mystischen Ausstattung der katholischen Kirche darbietet. Es will dem Statthalter vorkommen, daß dieser Geist sich nur zu gut mit der altbekannten holländischen Unmanierlichkeit verbrüdert; und dieser Gedanke drängt sich ihm immer auf, wenn er durch die Kirche nach seinem Platz schreitet und die Männer in den Bänken urgemütlich den Hut vor ihm lüften und ihn dann wieder auf den Kopf drücken, als seien sie Kinder Israels. Sonst wird er nur noch beim Gebet vom Kopf genommen. Dabei stehen die Männer auf und ziehen die Hüte und Mützen über die Stirn hinunter, bis die Innenseite des Randes eine Stütze im Nasenbein findet, eine Sitte, die in gewissen Gegenden der Niederlande die Bauern dazu veranlaßte, das Gebet mit dem Ausdruck: „in die Mütze gucken" anzudeuten. — Ein merkwürdiges Andachtsbild, jene Reihen devot „in die Mütze guckender" Männer!

Als das Glockengeläute verhallt, fängt Meester Jan an zu lesen. Die kleine van Hoven, die sich gerade daran gemacht hat, die Kerzen noch einmal zu zählen, horcht auf, als sie vom Christkindlein hört und stößt die Schwester an: „Das hat die Mutter neulich erzählt, Geertje!" Die Angeredete lächelte und flüstert dem Schwesterlein zu, daß sie in der Kirche nicht reden dürfe. Es ist jetzt mäuschenstill in der Kirche, nur die leicht bebende Stimme des Vorlesers klingt und schwillt allmählich an: „Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und liegen in einer Krippe"...

Die Geschichte der einfachen Geburt und das schmucklose Heiligtum stimmen wunderbar zusammen. Meester Jan liest

schlicht und mit bewegter Stimme; er ist eben ein Kinderfreund und ein Gottesfreund. Die kleine van Hoven hat Mitleid mit dem kleinen Christkindlein, weil es zu Weihnachten immer so schrecklich kalt ist. Der kleine Jesus friert im Kripplein! — Sie läßt sich ein bißchen hinuntergleiten, bis sie die Füße auf Geertjes Feuerkieke stellen kann. Schön warm!

Die Kirche ist gut besucht — leider eine Ausnahme in der Remonstrantenstadt. Dominee Grevinchovius hätte auch heute abend gewiß nicht eine so zahlreiche Zuhörerschaft gehabt, wenn nicht etwas ganz besonderes geschehen sollte... Jetzt kommt es... Von der Galerie klingen klare Jungen- und Mädchenstimmen:

Nü zyt wellekome, Jesu lieven Heer!
Ghy komt van alsoo hooghe, van alsoo veer.
Nu zyt wellekome van den hooghen hemel neer.
Hier al in dit Aerdtryck zyt ghy gesien noyt meer.
Kyrieleys.

Sie singen des weiteren von den Hirten auf dem Felde und von den heiligen drei Königen und jedes Kind schließt mit dem „Kyrie-eleys", das die Vorväter so manchmal auf die Lippen nahmen, das jedoch im reformatorischen Zeitalter verklungen ist. War es eigentlich ein gewagtes Unternehmen des Statthalters, als er den Herrn Kirchendienern vorschlug, das Lied singen zu lassen, und weist das nun nicht auf katholisierende Tendenzen hin? Die Herren haben es für gut befunden, den Chorgesang nicht im Hauptgottesdienste, sondern bei der Abendpredigt stattfinden zu lassen. Am Ende sind alle erbaut und Dominee Grevinchovius findet einen wohlvorbereiteten Acker, als er seine Predigt über das göttliche Wohlgefallen an den Menschen anfängt.

Grevinchovius wird von seiner Begeisterung emporgehoben. Nun sieht er wieder jung aus; die Augen glänzen und das Gesicht strahlt wie auf dem freundlichen Gemälde, das aus der guten Rotterdamer Zeit datiert.

Er wäre kein Prediger des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, wenn seine Worte sich nicht darauf zugespitzt hätten, eine dogmatisch befestigte Schanze gegen die Irrlehren der Gegner

aufzuwerfen; und sein remonstrantischer Geist mußte ihn notwendigerweise dazu treiben, direkt auf den Kalvinismus zu zielen, weil der das Wohlgefallen Gottes sich nur über die von Ewigkeit her Auserwählten erstrecken lasse. Der scharfe van Geerlen hatte wohl recht, als er beim Hören des Textes schon herausklügelte, daß der Prediger auf die Skylla und Charybdis der Willensfreiheit und der Gebundenheit des menschlichen Wollens aussteuern würde. Der fromme Pasquillarius ergötzte sich schon im voraus an der Wahrscheinlichkeit, daß entweder die eine oder die andere ihn aus dem richtigen Fahrwasser in den Schlund der Inkonsequenz herabziehen würde. Und es gelang dem Scharfsinn des Redners auch nicht, das System des Genfer Reformators zu widerlegen oder die güldne Mitte zwischen Willkür und Gebundenheit zu halten. Man hatte eben in der Remonstrantenstadt auch den Stein der Weisen noch nicht gefunden, der über die ärmliche Beschränktheit der menschlichen Denkkraft hinaushilft. Dominee konnte mit größerem Erfolg auf die furchtbaren Schlußfolgerungen hinweisen, zu denen die Konsequenzen des Kalvin führten und am Ende auch auf die Inkonsequenz des derben Theologen, der Gott einerseits zum Urheber der Sünde machen müsse und dennoch den Menschen verantwortlich sein lasse. Jurriaan Das nickt Beifall; er denkt an so viel Ungerechtigkeit, die in der Remonstrantenstadt steckt und die Gott doch wahrhaftig nicht gewollt hat; Verkehrtes fällt auf den Kopf des Ungerechten als Schuld zurück! Ha ha; er wendet unwillkürlich seinen Blick nach der Bank der de Haens.

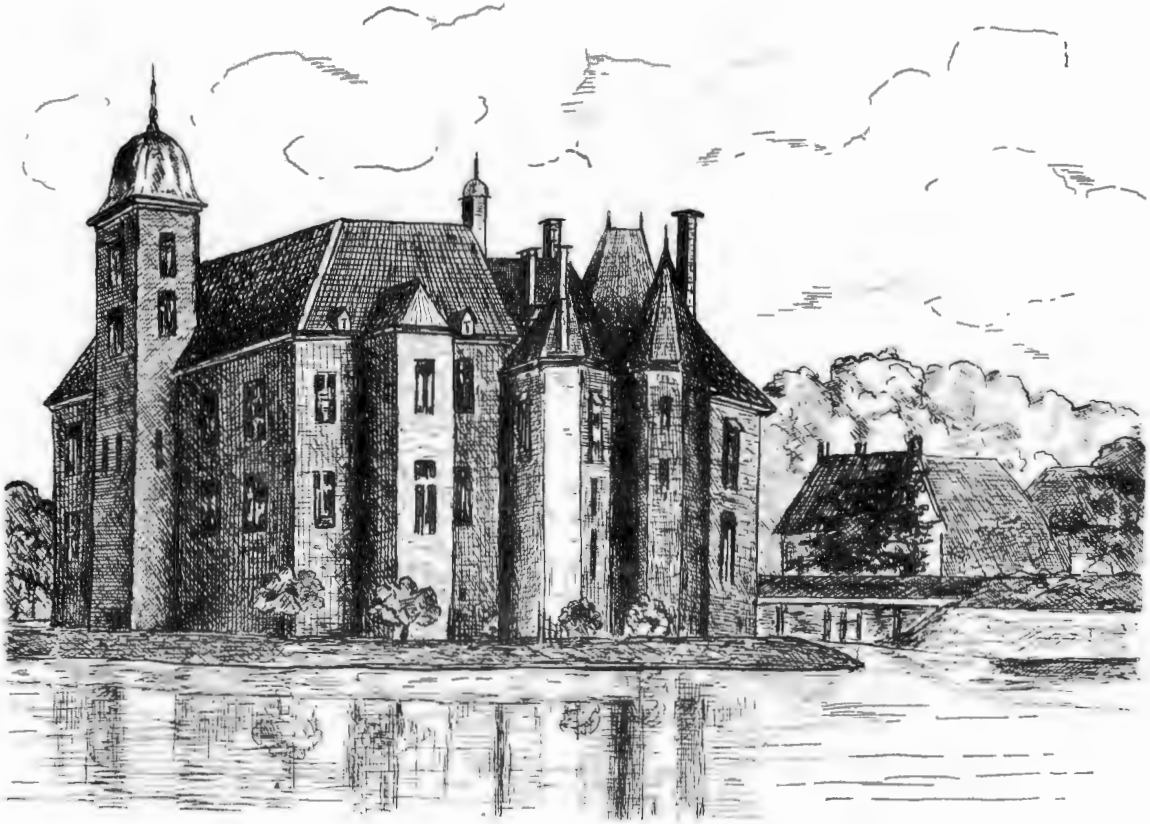
Schaelkens stellt fest, daß die Theologie ebenso schwer zu verdauen ist als die Juristerei, und er läßt seine Gedanken ruhig nach dem Truthahn schweifen, der gerade jetzt vielleicht in die Pfanne gelegt wird; Mutter ist deswegen zu Hause geblieben. Sie versteht sich auf die Zubereitung eines Truthahns; tadellos!

Jan Schoolmeester läßt den ersten Teil der Predigt ruhig über sich ergehen; das gehört nun einmal zu einer gediegenen Predigt am Weihnachtsfest. Aber er weiß wohl, daß Dominee noch etwas Besseres im Stock hat. Tatsächlich steigt Grevinchovius bald von den steilen Höhen der dogmatischen Bespie-

gelung hinab und nun tritt das Wohlgefallen Gottes der Gemeinde erst recht näher. Es strahlt vom Christkind aus, als die Gläubigen sich bewundernd über die Krippe neigen; es scheint am Himmel und beleuchtet die dunkle Erde, es erfüllt den großen Kirchenraum und es zieht als frohe Botschaft in die Herzen hinein. Das ist es gerade, was der Pastor erreichen will. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ — Gott steige in Christo hernieder und wolle in uns wohnen; an ihn glauben, das heiße, ihn in uns wohnen lassen. Das habe der fromme Tauler, den man übrigens mit Vorsicht lesen solle, so trefflich gesagt. Weil denn nun der allmächtige und herrliche Gott mit aller seiner Liebe und Meinung also auf die Seele gerichtet ist, so wohnt auch Gott viel eigentlicher in der Seele, als im Himmel. Nun gelte es, als Kinder des göttlichen Wohlgefallens Gottes Licht scheinen zu lassen und wie eine Stadt auf einem Berge nicht verborgen zu bleiben, wo Gott unsere Liebe von uns fordere. Eine ernste Mahnung für die Remonstrantenstadt, die sich gerne die Stadt auf dem Berge nenne!

Der Pastor hat seine Zuhörer ergriffen und redet ihnen ins Herz. Sogar Das und van Geerlen verzichten auf Kritik. Jan Schoolmeester versenkt sich in die Predigt und hat, den Kopf zur Kanzel gehoben, die Augen unverwandt auf den Pastor gerichtet. Und droben steht der kränkliche Mann, den blassen, ovalen Kopf mit hoher Stirn und leuchtenden Augen nach vorne geneigt, vom Prophetenfeuer ergriffen, mit jugendlicher Begeisterung das alte Evangelium predigend.

Vergißt er seine Krankheit wohl? Vergißt er, wo er steht, und meint er die Rotterdamer Gemeinde in den großen Tagen der Verfolgung vor sich zu sehen? Oder freut er sich nur, weil er predigen darf? Am Ende ist die Gemeinde, die ihm so viel Kummer macht, doch auch wohl der Mühe des Predigens wert, nicht nur weil es eine kleine Zahl in ihrer Mitte gibt, die Stand und Land um Gottes Willen preisgegeben haben, sondern auch, weil sie aus lauter Menschen besteht, für die die frohe Botschaft bestimmt ist.



SCHLOSS MOERSBERGEN.

Der Psalmgesang dröhnt und hallt als Echo der Predigt durch den Kirchenraum. Er ist nicht schön; er wogt und zieht sich in unmusikalischer Schwerfälligkeit in die Länge; alles ohne Orgelbegleitung. Die holländische Reformation hat eben die Kunst nicht verstanden, das holländische Volk richtig zu schulen, als sie ihm den protestantischen Kirchengesang auf die Lippen legte. Und dennoch ist der Psalmgesang der alten Holländer eine mächtige, eindrucksvolle Äußerung volkstümlicher Religion, wenn nur die Gemeinde ihre Seele hineingelegt. Und das taten die remonstrantischen Kolonisten, als Dominee Grevinchovius seine Weihnachtspredigt Anno Domini sechzehnhundertfünfundzwanzig abgehalten hatte.

Draußen klingeln die Schellen der Pferdeschlitten; das muntere Geläute dringt in die Kirche, als die großen Türen geöffnet werden und die Statthalterfamilie zuerst die Kirche verläßt. Bald knallte Boudewyn mit der Peitsche und mit fröhlichem Klingklang entfernt sich das glänzende Gespann mit den vornehmsten Bürgern der Stadt. Van de Weddes gehen zu Fuß; der Vater hat gerade die Pferde verkauft... ein gutes Geschäft, aber jetzt müssen sie gehen. Die Gemeinde zerstreut sich in Kirchen- und Prinzenstraße; mancher Ehemann fährt seine Ehefrau im Schubschlitten nach Hause. Hendrik de Haen ist seiner Deliana beim Einsteigen in den feinen, neuen Schellenschlitten behülflich, den er sich kurz vorher zugelegt hat. Antoni van Hoven darf die Eheleute fahren und setzt sich auf den kleinen Kutschersitz hintenan. Sie wollen eine kleine Fahrt nach Koldenbüttel machen. Höchstwahrscheinlich hat die Statthalterfamilie dieselbe Absicht.

Jurriaan Das und van Geerlen gehen zusammen nach Hause. „Wo der de Haen das Geld herholt?“, fragt Das mißbilligend, als die jungen Leute passieren.

„Regentenleichtsinn“, meint der andere. Die Damen folgen.

„Ei, ei, das geht hoch her!“, meint Betje, als der Schlitten sie aufscheucht.

„Kahler Bluff!“ — Die andere hat nach der Predigt am allerwenigsten Neigung zur Kritik.

Es knistert der Schnee unter vielen Füßen; es bewegen

sich die Laternen der heimkehrenden Kirchenbesucher überall in den Straßen, deren glatte, bläulich-weiße Oberfläche den Lichtschein widerspiegelt, bis allmählich ein Licht nach dem anderen um die Ecke einer Straße oder in den Türen der Häuser verschwindet.

Jan Schoolmester bläst die Kerzen auf den Leuchtern mit einem langen Rohre aus; dann nimmt er die letzte Kerze, die er noch brennen ließ, vom Leuchtarm an der einsamen Säule vorne in der Kirche und steckt sie in seine Laterne. Es knirscht das Schloß der Kirchentür. Das dunkle Heiligtum mit seinen schwerfälligen Strebepfeilern liegt wieder einsam an der Ecke des jungen Kirchhofs und der Turm zwischen den zwei Spitzgiebeln ragt wie ein gewaltiger Schatten hoch über das Heiligtum und die Häuser hinaus, ein treuer Diener jener geistigen Werte, die von den Remonstranten als höchstes Gut mit ins Exil genommen waren.

Der Volksmund sagt, daß die umliegenden Türme, die Dithmarscher, Stapelholmer und Eiderstedter Lutheraner, manchmal zur nächtlichen Stunde mit dem fremden Eindringling hadern. — Heute gibt es weder Zank noch Gehässigkeit in den Lüften und der Stern der Weisen scheint am Weihnachtshimmel.

X.

DAS Jahr 1826 gleitet wie ein grauer, haltloser Schatten über die Blätter der Friedrichstädter Annalen hinweg. Sie haben Straßen gepflastert und Bäume gepflanzt, aber mit dem Häuserbau war nicht viel los.

Die „Kirchendiener“ haben bei den Herren auf dem Rauthaus requestriert, weil jene hohe Behörde nicht nur in den weltlichen Angelegenheiten willkürlich schaltete und waltete, sondern auch bei der Predigerwahl den kirchlichen Herren jedes Bestimmungsrecht vorenthielt. Und die gewöhnlichen Gemeindemitglieder haben geklagt, weil anstatt der vielen halben Pastoren noch immer nicht ein ganzer kam, der sich nicht mit Nebengeschäften befaßte. Aber einstweilen erreichten sie nichts,

weil es den Herren nun einmal besser vorkam, beim Alten zu bleiben.

Es erscheint plötzlich ein Stern am Friedrichstädter Himmel, der vielleicht unter den Lichtern der Festungsbaukunst hätte glänzen können, wenn die Remonstrantenstadt ihre Neutralität im dreißigjährigen Krieg nicht so pünktlich behauptet hätte.

Es war Jan Ymen, der als Direktor der Friedrichstädter Fortifikation ernannt wurde, jedoch aus den Annalen verschwindet, sobald er sich gezeigt hat, ohne seine eventuelle Tüchtigkeit zum offenkundigen Ruhm umgestaltet zu haben.

Anfangs September hat der Bericht der Niederlage des Königs Christian, der bei Lutter im Wolfenbüttelschen vom Tilly geschlagen wurde, die friedlichen Bürger aufgeschreckt und militärisch angehaucht. Die Bürgerwache, die ein Jahr lang nur zum Spaß geübt hatte, wurde mit einem Male wieder ernst genommen. Leider muß aber festgestellt werden, daß die wahre Kriegssucht sich auf den roten Janus beschränkte, der als Trommelschläger wild schnaubte, wenn er das Pulver der Musketen witterte.

Die Bürger schufteten an der Fortifikation oder bezahlten ihre Zinsen für die Verwirklichung der Ymenschen Gedanken. Zu den Zinszahlenden gehörte die Gesamtheit der Mennoniten; denn ihre Religion verbot ihnen, Kriegsarbeit zu verrichten. Sie bezahlten schweren Herzens und ihr ökonomischer Sinn gesellte sich zu ihrer religiösen Überzeugung bei der Zuspitzung ihrer antimilitärischen Gedanken, die sich in den Predigten der Vermahnbrüder kenntlich machten, jedoch von den übrigen Bürgern überhört wurden.

Der Statthalter fühlte den ihm angeborenen Drang zur Diktatur tagtäglich kräftiger werden und hegte im Innersten eine starke Abneigung gegen den Dänenkönig, dem er das Schlechteste wünschte.

Einstweilen schadete diese antidänische Gesinnung der Stadt jedoch nicht, denn es geschah nichts, und der lieben Frau Neutralität wurde die Gelegenheit nicht dargeboten, mit zwei Rivalen zu kokettieren oder zu schmollen.

In Brüssel schlummerten die Entwürfe für den Handelstraktat mit Spanien auf irgendeinem Regierungsamt zwischen Akten, die weder der katholischen Majestät zu Madrid, noch der Erzherzogin in den südlichen Niederlanden Sorgen machten und keinen Beamten in seiner Ruhe störten. Und van de Weddes wellendes Haar wurde grauer; die Falten in seiner Stirn vertieften sich; sein Auge wurde unruhiger und seine Stimmung gereizter.

Am Lebenshimmel des Sohnes stand das große Ziel wie die Sonne hinter den Wolken. Er ermöglichte durch seine massiven Leistungen, die Heringreederei auszubreiten, ohne das Kontorpersonal zu vermehren, und er saß mit Herrscheridealen hinter seinem Pult. Jedoch gestaltete sein Äußeres sich immer mehr zum Typ des intelligenten Handelsgehülfen, der es nicht zu breit hat und zu schwer arbeitet.

Es war der Freiin Occa eine große Befriedigung, das letztere feststellen zu können, und sie ließ nicht nach, ihre Tochter darüber zu orientieren. — „Der Antonius van Hoven ist immer hochnasig wie sein Vater; er sieht jedoch für gewöhnlich sehr übernächtig aus. Hoffentlich wird er allmählich einsehen, daß er seine Gänseschächte nicht zu Schwingen umarbeiten kann, sondern am besten tut, sie auf dem Papier zu verkratzen. Ich bedaure immer einen Ikarus und würde ihn beklagen, wenn er zu solch einem beklagenswerten Hochflieger werden würde. Gestern hat unser Sonnenfreund die letzten Steine für das neue Statthalterhaus geliefert. Tadellose Arbeit, das soll man ihm zugeben. Es steckt ein guter Ziegelfabrikant im Jungen."

Und das neue Statthalterhaus wurde Anno 1626 fertig. Der Mann, der es bauen ließ, hat das herrliche Rittergut seiner Ahnen nicht vergessen und wohnt dort im Geiste. Er errichtet sich in der Remonstrantenstadt kein neues Schloß, sondern ein provisorisches Haus: eine geräumige Wohnung ohne jeglichen Schmuck, zehn Meter hinter der Fluchtlinie der Bürgerhäuser. Die Breitseite ist dem Hof, der an der Straße liegt, zugewandt. Es bildet eine Ecke mit dem Stall und Packhaus, das sich mit der Hinterseite an das Wohnhaus anlehnt und den schönen Vordergiebel an der Straße zur Schau stellt. Es ist ein wunderlicher

Bautenkomplex, wohl ein nur zum Teil ausgearbeitetes Projekt, das nicht ganz zur Ausführung kam, ein Symbol verfehlter Kolonistenphantasien. Auf diese Weise läßt es sich erklären, daß nur der Stall als Unterteil einer breiten gedachten Straßenfront vom guten Geschmack des ersten und einzigen Statthalters Friedrichstadts zeugt. Ein feiner Spitzgiebel mit lustigem Linien- und Farbenspiel, mit farbigen Luken und grüner Bleiverglasung, mit gelben und roten, künstlich gefügten Backsteinen und wertvoller Sandsteinskulptur wendet wie mit fröhlichem Antlitz den feinen Kunstsinn der Statthalterfamilie der Außenwelt zu: ein reizendes Bild gemütlicher, holländischer Bauart. Über dem Unterbau von Stein und Holz, der es fertig bringt, zwei riesige Stalltüren mit schwerem Balken, schmalen Backsteinfächern und den glitzernden Scheiblein der Bleiverglasung harmonisch zu vereinen, streckt sich das breite Giebelband aus, das links und rechts von Sandsteinblöcken mit mächtigen Löwenköpfen abgeschlossen wird. In der Mitte findet sich das Familienwappen mit der Inschrift: „Omne solum forti viro patria." — Jeder Boden ist dem tapferen Mann ein Vaterland. — Hoch über dem heldentümlichen Klassikerwort grinst ein Fratzenkopf vom Giebel herab. Eigentlich macht der Wappenspruch den ganzen Giebel zu einem verstellten Angesicht; denn am Ende fühlt auch der Statthalter selber sich nicht heimisch in der Remonstrantenstadt im fremden Lande.

Im fernen Ütrechter Schloß spukt die Ahnfrau und wundert sich, daß die Familie nicht heimkehrt.

Der Giebelstein mit dem Wappen vermerkt das inhaltsarme Jahr in der Geschichte der Stadt: „1626".

Katharine van Moersbergen hingegen erlebte ein sehr bewegtes Jahr. Sie erschien urplötzlich unter den Sternen am Ütrechter Aristokratenhimmel wie ein origineller Komet, der seine eigene Bahn beschreibt, sich weder von einer funkelnden Venus noch von einem glänzenden Mars oder sonst einem anderen hochgeborenen Lichte überstrahlen läßt und die Sternkundigen in Staunen versetzt.

Ütrecht war das Paradies stattlichen Adels und vornehmer Würde. Es gab dort eigentlich nichts Wertvolles, das sich

nicht mit den Begriffen „gnädigst“ oder „ergebenst“ vereinigen ließ; und Katharine van Moersbergen war nur die schlecht dressierte „Freule Tine“, in deren blondem Kopf die schulmeisterhaften Ketzereien des alten Rektors und freibeuterische Unbefangenheit mit der ererbten Kultur herumtummelten und sich weder vom gutmütig strengen Onkel, noch von der korrekten, jedoch äußerst beschränkten Tante bändigen ließ.

Katharine hat schon manch junges Herz aus seinem labilen Gleichgewicht gebracht; ihr ausgelassener, spöttischer Scherz führt sogar Grafen, deren Ahnen auf den Mauern Jerusalems kämpften, zur einstweiligen Verzweiflung und sie ist mit der Mehrzahl der jagenden und tanzenden aristokratischen Jugend sehr gut befreundet, jedoch ohne jegliche Verbindlichkeit!

Es wäre der Stolz der Tante, wenn die Tochter des Schwagers eine glänzende Partie machte; das würde das Ansehen der Familie, das durch die Verurteilung des Vaters sehr gelitten hatte, erhöhen und die Krone auf ihre erzieherische Arbeit setzen. Es wird aber schwer halten, das Kind unter die Haube zu bringen.

„Liebe Nichte, was werden die guten Eltern dazu sagen, daß du den Grafen Ottokar abgeschreckt hast. Er ging bestimmt mit dem Gedanken um, sich um dich zu bewerben, aber seitdem du ihn wegen seiner Glatze lächerlich gemacht hast, schneidet er dich. Vergiß doch nicht, daß solche Chancen nicht wiederkehren; er gehört zu einem viel älteren Adel als du und dein Vater und er ist deiner Mutter ebenso wie meiner Wenigkeit ebenbürtig. Noblesse oblige, Katharine; sei doch nicht so grenzenlos diffizile.“

„Liebe Tante, du bist ein Engel, mein Schutzengel meine ich; du hast das Gute mit mir vor, aber ich bin wirklich viel zu gering für den Grafen und er entspricht meinem Ideale nebenbei auch nicht. Ich schwärme für graublaue Augen und die seinigen sind blaugrau. Weißt du, in Punkto Farbe bin ich sehr wählerisch. Überdies wünsche ich mir Augen, in denen man schwimmen kann, und die seinigen erinnern mich immer an Drehkolke, in denen man untergeht. Ja, ich bin ein bißchen diffizile, das bist du aber auch gewesen, liebe Tante.“

Tante ist geschmeichelt und entrüstet zugleich. Sie weiß wahrlich nicht, was sie mit dem Kinde anfangen soll. Eigentlich weiß es niemand, und das ist Katharine gerade recht, denn sie will eben nichts mit sich anfangen lassen und im stillen schwärmt sie für Antonius. All die anderen sind ihr nichts mehr als lebendiges Spielzeug, und dort in der Ferne... Man bleibt einander ganz einfach treu und jeder für sich lernt die Welt kennen!

Katharines leichtbeschwingte Lieblichkeit hält sich gerade so fern vom Netz des Voglers als notwendig ist, um sich nicht fangen zu lassen. Sie ist immer noch mehr Kind als Jungfrau; unbefangen und keck; der Schrecken aller bornierten Feudalität und der Liebling aller Uninteressierten, deren hohe Geburt sich mit Geist und Intelligenz verbunden hat. Der Onkel ist zwar kein großer Geist, jedoch vermag er die Nichte zu schätzen. Eigentlich hat sie ihm das Herz genommen und ist er sich dessen wohl bewußt, daß er mit seiner militärischen Strenge völlig machtlos ihr gegenübersteht. Er muß lachen, wenn er sich ärgern soll, und gibt nach, wenn er ihr seinen unerschütterlichen Willen entgegenstellen sollte; und wenn er mit eindrucksvollen Worten ihr seine Meinung auseinandergesetzt hat, antwortet sie leichten Herzens: „Merkwürdig, Önkelchen, wir sind wieder verschiedener Ansicht!“ — Was soll man? Eine schmucke Nichte ist kein staatlicher Reiter und am Ende tut sie nichts Schlechtes. In Friedens Namen; Onkel Steven erkennt mit gutmütigem Humor, daß Tine ihm überlegen ist. Dennoch ist er der einzige, der Einfluß auf sie übt. Er redet mit ihr über allerlei Sachen, von denen die Tante nichts begreift, und er hat ihr seine Bibliothek zur Verfügung gestellt, weil die Nichte sich für alte Rittergeschichten und Familienlegenden lebhaft interessiert.

Im achteckigen Turmzimmer ist es gut sein. Die eisernen Herren mit geschlossenen Visieren und Riesenschwertern schüchtern die zarte Jungfrau nicht ein. Sie sind ihr, wenigstens am hellen Tag, gepanzerte Luft. Aber wenn der Tag zur Neige geht und die Ahnfrau in höchst eigener Person aus den alten Papieren hervortritt, oder Bartholomeus sich der Enkelin offenbart, dann

wird es schauerlich. Man weiß dann schließlich nicht, ob nicht zwei stiere Augen hinter den Spalten der Visiere lauern. — Horch, da kracht es oben! — Tinchen eilt davon und sucht im Stall ihren Hans auf. Dann reitet sie auf dem geliebten Pferd im Galopp, sodaß der Diener kaum mitkommen kann. Aber die Ahnfrau ist hinter ihr her und spukt im Walde! Scheußlich, es seufzt neben ihr hinter den Tannen. Dann ist es immerhin noch heimischer bei der Tante im Wohnzimmer. Ach, wäre Antoni nur da. Wie würde er sie auslachen! Am Ende würde sie nichts mehr von der Spukerei glauben.

Die erste große Enttäuschung hat Katharine in der Bibliothek betroffen. Es gibt dort nicht nur alte, sondern auch neue Papiere. Eigentlich hätte der Onkel bedenken sollen, daß das Kind bisweilen wunderliche Grillen im Kopf hat und liest, was andere Mädchen nicht lesen. Aber wer konnte nun vermuten, daß sie die großen Mappen mit Sententien der generalen Staaten oben aus dem hohen Eichenschrank hervorholen würde! Nun sitzt sie im großen Armstuhl und sucht mit gespannter Aufmerksamkeit zwischen jenen Sententien. Der Onkel hat sie augenscheinlich gut durchstudiert; überall hat er Notizen hinzugeschrieben. Aha, da findet sie was sie sucht. Das Blatt zittert ihr in der Hand; nun wird sie erst einmal erfahren, wie alles sich verhalten hat. Der Vater hat für die gute Sache gelitten und ist einer der remonstrantischen Helden gewesen, die...

Sie liest: „Die generalen Staaten lassen wissen, dieweil Freiherr van Moersbergen Adolf van de Wael, zur Zeit in unsrer Gewarsam, hier im Haag, uns demütiglich in seiner selbsthändig geschriebenen und unterzeichneten Supplikation, zu erkennen gegeben hat, daß..." — Der armen Katharine wird es übel; die Buchstaben tanzen vor ihren Augen und Tränen umnebeln ihren Blick. Sie beugt sich über das Papier und liest mit wilder Eile weiter. — Eine flehende Bitte um Begnadigung. Eine lange Beichte, die mit den demütigsten Schuldbekenntnissen endet. — Alles sei ihm herzlich leid; er verspreche sich den Herren Staaten und seiner fürstlichen Durchlaucht gegenüber derweise zu benehmen, daß sie zufrieden sein kön-

nen. — Der Onkel hat eine Notiz hinzugefügt; es ist ein Zitat aus einem Briefe des Hugo Grotius. Er berichtet, daß van Moersbergen, ein Edelmann, dessen große Kourage ebenso groß war, als seine Geburt hoch genannt werden könnte, sehr entrüstet gewesen sei, als man ihm vorschlug, die Bittschrift einzureichen, und daß er sich auf seine Unschuld berufen habe. Er habe sich jedoch von seinen Freunden dazu bestimmen lassen und habe aus Mitleid mit seiner Frau so gehandelt. Die Schuld falle auf die Häupter der Richter.

Katharine läßt sich vom größten Gelehrten ihrer Zeit nicht überzeugen und schluchzt verzweifelt. Das Idol ihrer Jugend ist ihr zerbrochen. Wie ist das möglich? Vater geht doch immer gerade aus und er ist doch der Held, der sich den Übergriffen des Moritz und der Staaten gegenübergestellt hat. Deshalb hat man ihn des Landes verwiesen; er war ihnen unbequem!

Unsinn; — eine gemeine Fälschung; eine Lüge von den Kontraremonstranten!

Aber der Onkel widerspricht dem nicht. O Vater, o mein Vater!

Die arme Katharine war in der Bibliothek ihres Onkels ein bißchen weniger Kind und ein bißchen mehr Mensch geworden, dem die enttäuschungsvolle Wirklichkeit auf die Schultern drückt.

Es ist eben eine schlimme Sache und ein großes Leid, wenn ein Kind auf mangelhafte Lebenstreue der Eltern stößt. Nachher entdeckt die schonende Liebe entschuldigende Umstände; das wirkt versöhnend und es mildert das Urteil; aber es ist hart für verehrende Kinderliebe, sich zur Schonung bequemen zu müssen.

Einstweilen blieb es der Tochter verborgen, daß der Vater sich mit heißem Bemühen bestrebte, diesen schmutzigen Flecken nicht nur vor seinem Augapfel zu verhüllen, sondern auch durch unbiegbare Charaktertreue auszuwischen.

Sie legte die Akten wieder in den Schrank und verließ das Turmzimmer, um es nie wieder zu betreten.

Das Ütrechter Leben sollte Katharine von mehr als einer Seite angreifen.

Jugend verschmerzt großes Leid leichter als das Mannes- oder Frauenalter und ein blutjunges Geschöpf wird für gewöhnlich durch schwere Enttäuschungen nicht geknickt. Auch die Jungfrau van Moersbergen hielt es beim trüben Sinn nicht aus. Bald war sie wieder die lebensfrohe Tine von vorher; nur gab es Dinge, an die sie lieber nicht dachte, und wenn vom alten Herrn van Oldenbarneveldt oder von den gefangenen Remonstranten auf dem Schloß Loevestein die Rede war, errötete sie und schämte sich, wenn der Heldenmut jener Märtyrer gepriesen wurde.

Die Familie hat das Haus am Janskerkhof zu Ütrecht bezogen und wird in der Stadt überwintern. — Katharine hat ihren Morgenritt gemacht und kommt gerade über die dürren Blätter unter den hohen Herbstbäumen gesprengt, als plötzlich die Kompagnie der staatlichen Reiter, die unter dem Befehl des Onkels steht, um die Ecke der Kirche geritten kommt und die Trompeter ihren schmetternden Reitermarsch einsetzen. Der arme Hans ist nur ein einfacher Provinzler und hat zarte Pferdenerven, die ohnehin vom städtischen Getöse schon angegriffen sind. Als er die zwei martialischen Artgenossen mit den bunten Reitern sieht und plötzlich die ohrenzerreißende Fanfare hört, wird er vom Ütrechter Straßenlärm überwältigt und weiß nichts besseres zu tun, als durch die zitternden, roten Nüstern zu schnauben und die vorderen Beine verzweifelt emporzuheben, als wolle er dadurch die Gefahr beschwören. Katharine hält sich tapfer und bemüht sich, den Hans zu beruhigen; aber kaum steht er wieder mit allen Vieren auf der Erde, als er sich feigerweise davonmacht, ohne sich um die Ängste der Herrin zu kümmern. Erst am Domplatz gelang es dem Reiterleutnant, der ihr nachgesprengt war, die Zügel des wahnsinnig ängstlichen Tieres zu ergreifen, und als die herbeigeeilten Bürger die Pferde beim Zügel gegriffen hatten, stieg der Retter vom Roß und half der erschreckten Reiterin vom Pferd zu steigen. Das war das erste Mal, daß Johan van Oostrum mit der Jungfrau van Moersbergen in Berührung kam. Kurz nachher kam der Onkel herzugeritten und der Junker verabschiedete sich mit einem freundlichen Kompliment, das Katharine überhörte. Sie stammelte einige Worte

des Dankes und gab sich kaum Rechenschaft von dem, was um sie geschah. Aber als sie zu Hause am Herd saß und zitternd in ihren Gedanken noch einmal alles durchmachte, trat die herrische Gestalt des Junkers van Oostrum vor ihr Seelenauge und fesselte trotz seines kühlen, fast gleichgültigen Benehmens, ihre Aufmerksamkeit so, daß sie es fast unangenehm empfand.

Wäre er nur nicht wiedergekommen und hätte die Tante den Menschen nur nicht zu Tisch geladen! Er kam aber und wiederholte seine Besuche zur hellen Freude der Tante. Er bleibt der korrekte, selbstsichere Edelmann, der sich keineswegs zu bemühen scheint, Katharine zu gefallen. Aber wenn er da ist, klopft ihr Herz schneller, und wenn sie mit ihm redet, ist sie befangen. Schritt für Schritt schleicht sich das Empfinden näher, das Katharine nicht empfinden will, und manchmal antwortet sie verwirrt, wenn er sie etwas Gleichgültiges fragt. Sie will nicht, daß er Eindruck auf sie mache, und zwingt sich, mit ihm zu scherzen, wie sie es mit anderen tut, jedoch fühlt sie, daß sie unnatürlich wird. Sie nimmt sich selbst heraus, mit ihm zu spotten, aber er wird nicht eingeschüchtert, sondern benimmt sich kühler und hochherziger. Er ist eine Herrennatur, die sich nicht in Verwirrung bringen läßt. Dann bleibt er eine Zeitlang weg und Katharine empfindet es unangenehm. Sie will den Onkel ausforschen, wo er steckt, und kann ein Gefühl der Eifersucht nicht verscheuchen, wenn sie hört, daß er zu einer Hochzeit im Haag gegangen sei, und sie sehnt sich nach ihm, wie sehr sie sich selbst deswegen auch verachtet. Als sie ihn endlich um die Ecke der Janskirche und auf das Haus zukommen sieht, verläßt sie das Haus durch die Gartenpforte und schreibt sich einen langen Spaziergang vor, damit sie ihn nicht treffe. Aber sie beeilt sich, den Weg möglichst schnell zurückzulegen. Vielleicht... nein, sie will ihn nicht sehen, und sie mag ihn nicht, und er hat etwas an sich, das ihr äußerst unsympathisch ist! Als sie nach Hause kommt, ist er noch da. Er begrüßt sie mit einem überlegenen Lächeln, das Katharine fast verletzt, und erzählt dann weiter von der Hochzeit. — Soll sie? — Sie wagt es! — „Herr van Oostrum, ihr seid wohl so höflich gewesen, eine Schöne in der Residenz mit eurem Herzen zu be-

glücken; oder war die Wahl zu schwer, weil es des Guten zu viel gab?" Der Leutnant läßt sich nicht auf den Spaß ein und antwortet nachlässig: „Nein, Freule van Moersbergen." — Mehr sagt er nicht, aber er sieht sie ruhig an, nur einen Augenblick länger als gewöhnlich. Tante bemerkt es und versteht. Und Katharine will nichts verstehen. Aber nachts kniet sie vor ihr Bett nieder und schluchzt. Sie kann nicht von Herzen beten, was sie beten soll.

Schritt für Schritt!

Katharine van Moersbergen ist eine treulose Leichtsinnige! — Gott, nein, das bin ich nicht. — Du, Toni, beruhige dich... ich bin getreu... Man bleibt einander ganz einfach treu und... lernt... die... Welt... kennen! — Die schreckliche, unzuverlässige Welt im eigenen Innersten!

Onkel Steven macht sich über Katharine besorgt und die Tante ärgert sich, weil die Nichte so verändert ist. Sie findet kein Vergnügen mehr am Gesellschaftsleben und sitzt am liebsten in ihrer Stube. Wenn Besuch da ist, erscheint sie nicht; und nun hat das schreckliche Kind Johan van Oostrum auch brüskiert. Tante hat sie schon manchmal zur Rede gestellt und das letzte Mal ist ihr im Zorn das rätselhafte Wort entschlüpft: „du bist der Tante Johanna aufs Haar ähnlich und es wird ein Ende mit Schrecken nehmen." — Da hat der Onkel seiner Frau einen Blick zugeworfen, als wolle er einer ganzen Schwadron imponieren, und die erboste Gemahlin ist davongelaufen und hat die Tür wütend zugeworfen.

Katharine hatte auf die Bußrede kaum acht gegeben, war jedoch durch die letzten Worte aufmerksam geworden. Als sie sich beim Onkel nach der Bedeutung dieser Äußerung erkundigte, lenkte er ab: „Ich erzähle es dir nachher wohl einmal, mein Kind."

Das „nachher" war am Abend jenes herrlichen Tages da, als Onkel Steven seinen gewöhnlichen Dezemberbesuch dem Schloß des Bruders machte, um nach dem Rechten zu sehen. Er hatte Tante und Nichte mitgenommen; die letztere, weil er eine erfrischende Zerstreuung für sie für heilsam erachtete, die erstere, weil es sich nicht schickte, mit der Katharine allein zu gehen.

Der herrliche Spazierritt über die hartgefrorenen Wege durch die Waldgegenden Ütrechts hatte die frische Farbe auf Katharines Wangen wiedergebracht, und als die schlanke Gestalt der Jungfrau van Moersbergen hoch zu Roß über die Zugbrücke des väterlichen Schlosses das große Tor hineinritt, freute Rittmeister Steven sich des Anblicks und er sagte sich, daß es ein Jammer sein würde, wenn solch ein köstliches Geschöpf sich völlig vergrämte. Ihr schallendes Gelächter klang wie ein klatschender Wasserfall und echote zwischen den massiven Mauern des Hofplatzes, als ihre Freunde, die Hunde, mit denen sie die Wälder im Sommer durchstreift hatte und die beim Schloßwärter überwinterten, sie erkannten und mit winselndem Hundegejubel zum Hans emporsprangen. Und es war dem Onkel, als ob das trauernde Schloß aus schwerem Traum erwachte, als mitten in seiner öden Verlassenheit die wonnevolle Musik der lachenden Jugendmädchenstimme mit einem Male aufjauchzte. Er dachte an Tante Johanna, die einst ebenso viel fröhlichen Sinn um sich aus der Schloßeinsamkeit hervorgezaubert hatte. Und er dachte an Tines Grübeleien. — Donnerwetter, ich mag ein Spanier sein, wenn die Liebe nicht dahinter steckt!

Sie saßen zusammen im mollig warmen Eßzimmer, das heute so gemütlich aussah, als lebte man noch in der guten Zeit, wo es noch keine remonstrantischen Exilierten gab und Frau Occa in den mittelalterlichen Interieurs altfränkische Würde mit leichter atmendem Renaissancegeist anhauchte und eine ästhetische Harmonie ins Leben rief, die recht anheimelnd wirkte.

Die Frau des Schloßwärters hatte gerade den Abendtisch abgenommen und die Messingleuchter bildeten mit den Zinnkrügen und den halbgefüllten Weingläsern ein Stilleben, das dem Steven in mehr als einer Hinsicht gefiel. Er hatte sich aus derselben Quelle, die dem Ahnherrn Bartholomeus das Leben erträglich machte, Mut geschöpft, und der Wein, der ihn zu edlen Bestrebungen zu reizen pflegte, hatte heute einen pädagogischen Geist über ihn ergossen, der ihm das Gefühl gab, als sei er imstande, der Tante den Rang abzulaufen. Die letztere hatte zum Glück schon das große Bett aufgesucht, in dem Stephanie de Coninck in der grauen Vergangenheit Bar-

tholomeus dem Älteren schon manche Gardinenpredigt gehalten hatte, wenn er bis spät in die Nacht beim Zinnkrug gesessen hatte.

„Tinchen, mein Kind, als ich dich heute morgen lachen hörte, habe ich an die Tante Johanna gedacht. Die konnte ehemals, als ich ein Bengel von deinem Alter war — nichts für ungut, Tinchen, daß ich den Begriff „Bengel" in einem Atem mit deiner blühenden Jugend nenne —, ich sage: sie konnte ehemals lachen wie du. — Und jetzt? — Nun, nun, lache du einmal, wenn du die Nonnenhaube morgens früh schon auf den Kopf setzen mußt, als wärst du ein Pferd, das Scheuklappen braucht. Und kurz und bündig, Katharine Maria van Moersbergen, — ein Rittmeister ist kein Dominee und kann verzweifelt schlecht eine Bußpredigt abhalten, — aber das sage ich dir, du wirst noch einmal wie die Tante Johanna, wenn du dich noch länger grämst, wie du es in Ütrecht gemacht hast. Langweilt der Onkel dich? Macht die Tante dich traurig? — Nein, sage ich dir, ich durchschaue dich und an Vaters Statt will ich es dir vorhalten: es ist die verdammte Liebe."

Katharine sah den Onkel bei dieser ganz unerwarteten Predigt mit großen Augen an, lachte jedoch laut auf, als er seinen Anlauf mit verzweifelter Energie genommen hatte und nun mit einem Male mitten im Kampfplatz stand.

„Aber Onkelchen, wovon redest du? Ich bin remonstrantisch protestantisch wie die Beste, und nun sollte ich eine Nonne mit Scheuklappen werden? Und die Liebe! Was weiß ich von der Liebe? Ich habe nur ein bißchen Heimweh nach Hause, weil ich noch zu jung bin, glaube ich. Du sollst mich nicht undankbar finden, Onkelchen, du bist zu gut für mich, aber, siehst du, es zieht mich nach Friedrichstadt."

Steven sah die Nichte mit seinen leicht verduselten Augen verwundert an. Sie hatte lachend angefangen und nun standen ihr die Tränen in den Augen. Er fühlte sich plötzlich recht unsicher in seiner erzieherischen Rolle und tat in seiner Verlegenheit, was Bartholomeus selig in den schweren Augenblicken seines Lebens zu tun pflegte. Als er das Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte, redete er weiter.

„Heimweh, mag sein, mein Kind; ich habe einen Höllenrespekt vor Heimweh, aber, aber... was soll ich sagen?“ — Er dachte an die Bemerkungen der Friedrichstädter Schwägerin, die geschrieben hatte, daß der Umgang mit den jungen Leuten jener protzigen Bürgerklasse der Katharine nicht frommte, und daß sie sich mit einem Sohne des Salzsieders van Hoven zu viel herumgetrieben habe.

Das Kind hat ihr Herz vielleicht noch nicht vom Salzsiederlein losgemacht, mutmaßte Onkel, dem es nie eingefallen war, in jener Sache etwas anderes als eine liebenswürdige Kindelei zu sehen, die in den Ütrechter Kreisen von selbst vergessen und nicht einmal Schmerzen verursachen würde. Die neue Einsicht brachte den guten Onkel in Verwirrung. Er sah mit hülfloser Miene erst nach Katharine und darauf nach dem leeren Glas; dann füllte er das letztere und steckte eine Pfeife an, um Zeit zu gewinnen; er fand jedoch keinen erzieherischen Weg, der ihm nicht zu schlüpferisch vorkam. Er mußte dennoch reden! Endlich machte er, nach Reiterart, einen verwegenen Sprung, der ihn über den Abgrund führte.

„Heimweh!... Katharine, ich will dir die Geschichte der Tante erzählen.“

Gott sei Dank, er war hinüber!

„Tante Johanna war ein fröhliches Kind, aber sie hatte Mucken im Kopf und sie schwärmte für die Treue. Treue soll man schätzen, das versteht sich. Was ist ein Soldat ohne Treue, oder eine Braut ohne Treue, aber man soll seine Vernunft dabei behalten und sich nicht auf übermäßige Treue verbeißen. Sie schwärmte jedoch für diese Tugend, und das war ihr Verhängnis, begreifst du? — Nein, du kannst es noch nicht begreifen. Höre zu. Um die Sache kurz zu machen: Dort stand sie und hier stand der Vater; dieser selbe Tisch trennte die zwei. Deine Großmutter, die vergangenes Jahr das Zeitliche gesegnet hat, saß im Lehnstuhl und weinte. Der Alte war außer sich: „Du, Johanna, du bringst Schande über die Familie; ich habe das Land um des Glaubens willen verlassen, als der Henker Duc d'Alv uns zerfleischen wollte, und du willst jenen katholischen Ritter heiraten. Redest von Treue

und willst der Familie und dem Glauben untreu werden; willst einen Römling heiraten und dich vom Pfaffen, anstatt von einem anständigen Dominee trauen lassen.“ — Das arme Kind stand leichenblaß vor dem Vater, wie eine aus Marmor gehauene Märtyrerin, und sie antwortete nur: „ich bleibe ihm treu; wer die Treu nicht hält, zerstört eigenes und anderer Leben.“

Da wurde der Vater wütend und warf ihr einen Brief zu: „lies denn; er hatte dir die Ehre lassen wollen und hat mich gebeten, dich dazu zu bestimmen, ihn abzudanken; er sieht selber ein, daß es Unsinn ist.“

Die liebe Schwester las den Brief und brach zusammen. Sie schluchzte, als wollte sie sich zu Tode weinen; endlich stand sie wieder auf und ging, ohne ein Wort zu reden, in ihr Zimmer.

Vierzehn Tage nachher war sie verschwunden. Eine ganze Reiterkompagnie hat die Ütrechter und die Gelderschen Wege abgesucht — vergebens. Nach zwei Wochen kam ein Brief, in dem sie mitteilte, daß sie die Braut Christi geworden sei. Sie wolle eben Treue halten können, ohne sich fürchten zu müssen, daß der Bräutigam ihr untreu werde. Sie schloß mit den Worten, die sie dem Vater gesagt hatte: wer die Treue nicht hält, zerstört eigenes und anderer Leben. Schade um die arme Johanna; sie war so gut, aber sie übertrieb es in der Liebe, und sie schwärmte für die Treue. Am Ende soll man ein bißchen nüchtern in der Liebe sein und nicht mit dem Kopf an die Wand rennen. „Kind, wenn ich es in der Liebe übertrieben hätte, so... nun ja, am Ende wäre ich doch wohl nicht ein Mönch geworden, aber dann wäre ich vielleicht auch noch immer ein winselnder Hagestolz!“ Onkel Steven fühlte, daß der Wein ihn zu offenherzig machte und er lenkte wieder nach der Tante ab.

„Ich besuchte sie noch wohl einmal während des Bestandes, aber sie war eigentlich für uns verloren. — Ach lieber Gott, sie war Nonne von Sankt Servaas geworden! — In Maastricht! — Sie redete immer allerlei Unsinn und behauptete, daß wir dem spanischen König treu sein sollten und daß die Pfaffenkirche uns nur selig machen könne, und daß Christus ihr treuer Bräutigam sei. Ich wußte schließlich nicht mehr, was

ich sagen sollte. Bin eben kein Theologe. Ich kenne meinen Heidelberger Katechismus, — habe ihn wenigstens gekannt; aber wenn eine Nonne mit der katholischen Gottesgelehrtheit anfängt, so weiß ich mir nicht zu helfen. Tine, ich war damals schon Rittmeister, aber ich fühlte mich meiner Schwester gegenüber saudumm wie ein kleines Kind. Schließlich fing ich fast an, zu glauben, daß ich selber der treuloseste Kerl sei, der auf zwei Beinen geht. Aber da gedachte ich meines Fahneneides und sagte: „Johanna, es gibt vielerlei Treue und es gibt vernünftige und unvernünftige; man soll mit der Treue nicht schwärmen; aber du bist und bleibst meine gute, liebe Schwester, und wenn es hier zu langweilig für dich wird, so komme nur ruhig zu mir, denn ich bin dein treuer Bruder."

Katharine stand auf und sagte dem Onkel gute Nacht. „Weißt du, Onkel, ich finde den untreuen Bräutigam einen ekelhaften Kerl und ich bedaure die Tante unendlich. Schön, wenn man einen treuen Bräutigam hat."

Der gute Steven hatte das Empfinden, als sei er ein angehender Musketier, der fehlgeschossen hat.

Als die Nichte mit ihrer Kerze verschwand, seufzte er: „Alle Wetter, ich erziehe lieber eine ganze Schwadron zur Fahnentreue, als daß ich eine van Moersbergen Vernunft in der Liebe lehre. Es nimmt ein Ende mit Schrecken!"

Als er sich erinnerte, daß er mit diesen Worten die Tante zitierte, ärgerte das ihn so sehr, daß er sich noch ein neues Glas Wein einschenkte. Er hielt sich sonst zu den mäßigen Trinkern, aber seine erzieherischen Bestrebungen waren ihm heute zu schlecht bekommen.

Nach diesem Gespräch verschanzte Katharine ihr Herz immer fester hinter ihrem Willen zur Treue und es war ihr ein süßer Schmerz, sich zu vergegenwärtigen, wie schlecht es von ihr gewesen wäre, wenn sie das Leben des Antonius zerbrochen hätte, wie jener elende Junker es mit dem Leben der armen, armen Tante gemacht hatte. Als sie vernahm, daß Leutnant van Oostrum mit einem Male angefangen hatte, sein Geld in Saus und Braus zu verjubeln, beeiferte sie sich, das Verlangen ihres Herzens zu unterdrücken, und sie empfand es als eine Be-

freiung, daß ihre Empörung über van Oostrums Ausschweifungen sich allmählich in lebhaften Haß verwandelte. Der Mensch hatte sich erst so benommen, daß ganz Ütrecht ihren Namen mit dem seinigen in einem Atem nannte, und nun schmunzelten die Leute über das enttäuschte Fräulein van Moersbergen. Enttäuscht! Nun hörte sich doch alles auf! — Wenn sie die Tante dann und wann mit ihrer scharfen Kritik auf den lockeren Vogel gereizt hatte, fühlte sie erst recht, daß sie ihn nicht ausstehen konnte...

Manchmal weinte sie verzweifelt, wenn sie im Bett lag, ohne sich über das Weshalb recht klar werden zu können. Dann lag sie stundenlang wach und hörte jedesmal wieder das Glockenspiel des Domturms. Und dann redete sie sich vor, daß sie sich so sehr nach Antoni sehne. Aber die Sehnsucht schien ihr nicht so schön mehr zu sein als in den ersten Tagen, wo Toni seine Geschichten erzählte und sie in unbefangener Hingabe ihn küßte, wie es nur ein tolles, bis über die Ohren verliebtes Kind tun kann. Das alte Schöne sollte alles wiederkommen; sie mußte nach Friedrichstadt zurückkehren. Ütrecht war ihr unerträglich öde, und der Taugenichts... ach nein, der Mensch war ihr völlig gleichgültig und sie verstand selber nicht, wie er ihre Gedanken noch so oft kreuzte.

Katharine hatte einen derben Willen, und als Onkel Steven im Frühjahr mit einer Regierungssendung nach Kopenhagen gehen mußte, ruhte sie nicht, bevor er ihr erlaubte, mit ihm zu reisen, damit sie ihre Eltern besuchen könne. Durch Vermittlung des Statthalters Friedrich Heinrich wurde es ihr ermöglicht, zusammen mit dem Onkel und der Gemahlin des dänischen Gesandten auf dem großen Kriegsschiff zu reisen, das zu einem Konvoi nach Nordland gehörte. Es war eine besondere Freundlichkeit des remonstrantisch gesinnten Fürsten dem exilierten Ritter an der Eider gegenüber. Katharine sollte in Tönning landen und nachher mit dem Onkel wiederkehren. In Friedrichstadt wußten nur der Vater und die Mutter etwas vom bevorstehenden Besuch der Tochter.

Wozu der Statthalter wohl mit dem Boudewyn und mit dem Roß der Katharine nach der Koldenbütteler Seite aus-

geritten sein mag? Van de Wedde sinnt darüber nach, als er den Ritter höflich gegrüßt hat; er hält es jedoch nicht für angebracht, die Frage dem Sohn vorzulegen, als er kurze Zeit nachher von der Ziegelei wiedergekehrt ist. Es ist acht Uhr morgens; Antoni hat schon ein gutes Stück seiner Tagesarbeit hinter dem Rücken. Der Vater brennt jetzt Steine und Pfannen in Fülle, denn man soll einen großen Stock haben, wenn die Kolonie ihren großen Aufschwung nehmen wird. Das wird direkt nach dem Kriege der Fall sein. Das Traktat mit Spanien wird nun doch wirklich bald abgeschlossen werden; dann kommt der spanische Kommissar; — es wird höchstwahrscheinlich der Bruder des Nikolaus Jansenius sein; — und dann...

Van de Wedde spricht nur in flüsterndem Ton über das Große, das dann kommen wird. Bis jetzt weiß nur der Sohn von dem einen magistralen Projekte, das hinter der hohen Stirn des Vaters ausgearbeitet wird. „Ha ha, mit einem Male wird die Stadt sich bis über die Treene ausbreiten. — Die Salzfahrt nach Portugal, Toni; sechzig, siebzig Schiffe in der Fahrt. Das Salz wird uns groß machen. Friedrichstadt wird der große Salzmarkt; dann behalten wir unsere Siederei nur zum Spaß bei und die Ziegelei wird eine Nebensache von geringerer Bedeutung. Alles wird durch den Salztransport überflügelt! — Nichts sagen, Toni; die Mutter braucht es noch nicht zu wissen. Aber sorge mir, daß wir genug Steine im Stock haben, denn es ist für den Vater eine Ehrensache, daß die Stadt mit seinen Steinen erbaut wird. Einstweilen werden wir es noch ein bißchen knapp haben. Der van Geerlen fängt wieder an, zu mahnen; der lumpige Jurre hat ihn wohl aufgehetzt. Die Gottorper Kanzlei fordert auch ihr Geld schon! Kleinliche Leute; sie werden sich gedulden müssen. Nachher werden sie mir auf den Knien danken!“

Antoni stand neben dem Vater auf dem Deich; im Hafen lagen zwei Heringbüsen und drei kleine Schiffe, die Getreide nach Amsterdam fahren sollen; — eine kleine Spekulation des van de Wedde auf dem holländischen Markt. Das „Beurtschiff“ nach Tönning verläßt gerade den Hafen.

Der Sohn sah die kleinen Verhältnisse der Wirklichkeit und wurde durch die Gedanken an die Schuldforderungen gequält;

der Vater sah den Hafen voll Salzschiffe und erwog, nach welcher Seite er ausgebreitet werden sollte, damit diejenigen, die noch auf dem Fluß vor Anker lagen, auch ein Plätzchen finden könnten.

Es kommen Rollwagen mit Getreide vom Goldnen Tor her; der Gerichtsbote Gosewinus Neyendael geht gerade auf der Brücke neben dem letzten Wagen her; er hat die Mappe des Statthalteramtes unter dem Arm; die schöne, silberne Kette mit dem städtischen Wappen glitzert auf dem schwarezn Wams. Er nähert sich den Zweien und überreicht dem van de Wedde mit bedenklicher Miene einen Brief.

Der Vater erblaßte, als er den Inhalt las, und überreichte ihn dem Sohne. Antoni las: „Im Namen des Herzogs und zum Dienste des Königs von Dänemark werden alle Schiffe für Transporte requiriert. Es soll nicht geladen werden und alle Schiffe sollen direkt zur Verfügung stehen.“

Antoni zuckte die Schultern: „Auch das noch!“ — Es überwältigte ihn ein Gefühl des bittersten Neides; gerade am vorhergehenden Tage waren die Ochsenschiffe, die im Befehl besonders genannt wurden, ausgefahren, und ein Schiff mit Getreide der Firma van Dam möchte Tönning gerade passiert haben.

Der arme Vater; die Mißgunst des Schicksals verfolgt ihn immer!

Van de Wedde wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er befahl, die Rollwagen nach dem Packhaus zurückzufahren. Mit einem Male glänzten seine wilden Augen wieder mit fast wahnsinnigem Blitzen: „Antoni, wir müssen die Widerwärtigkeiten des Lebens mit Männermut tragen und den Kopf hochhalten. Hast du jetzt Zeit, meine Projekte für den Salzhandel einmal durchzusehen? Sie sind ganz einfach glänzend, und wenn sie uns gelingen, so pfeife ich auf den Verlust, den der Däne uns aufbrummt.“

„Nein Vater, jetzt soll das Salz für Kiel geladen werden; wenn es heute nachmittag nicht abfährt, kommt es zu spät.“ — „Gut, mein Jung, aber heute abend mußt du dich frei halten, damit ich sie dir auseinandersetze!“

Als die Ballen mit Salz alle aufgeladen waren, stieg Antonius selber auf den Wagen, die Taue gut zu befestigen; er hatte immer seine liebe Not mit den fahrlässigen Packhausknechten. Sein bestaubter Anzug kleidete ihn nicht besonders und sein alter Packhaushut stand ihm geduckt und schief auf dem Kopf.

„Du Esel, ziehe denn doch an; siehst denn nicht, daß das Tau die Säcke dort nicht halten wird? — So —."

Plötzlich stutzt Antoni. Er springt vom Wagen und verschwindet bis über die Ohren errötend voll Scham in der Salzsiederei. Kurz nachher passiert der Reiter und die Reiterin, die er um die Ecke bei der Brücke an den westlichen Schleusen hatte kommen sehen. Der Statthalter, Boudewyn und... sie! Er hatte sich immer mit kindlicher Freude geträumt, ihr im schönen, flotten Schützenanzug entgegenzutreten, den der Vater ihm neulich geschenkt hatte. Hat sie ihn gesehen? Nein, sie soll, sie darf ihn nicht erkannt haben, ihn, den künftigen Statthalter... im schäbigen Arbeiteranzug oben auf den Salzsäcken...

Katharine hat sich auf die Überraschung, die sie Antoni bereiten würde, gefreut, und wahrlich, die Sehnsucht hatte sie allmählich mehr ergriffen, je näher sie Friedrichstadt kam... Sie empfand die peinliche Lage, als der arme Kerl dort oben auf den Säcken stand und sie mit ihrem Vater an der Ecke erschien. Sie neigte sich über den Hals ihres Pferdes, als sei das Zeug nicht ganz in Ordnung, damit man ihr nicht anmerken könnte, weshalb auch sie errötete. Dann ritt sie schnellen Trabes am Salzpackhaus auf dem Eiland vorbei. Es haperte etwas in ihrem Innersten.

Die Jungfrau van Moersbergen ist eine glänzende Reiterin und wird von den überraschten Friedrichstädtern auf der Straße bewundert und untertänigst gegrüßt.

Hendrik de Haen war selber auch ein bißchen übertölpelt gewesen, als Katharine urplötzlich in ihrem distinguierten, neumodischen Kleid vor ihm gestanden hatte. Das war die alte Tine nicht mehr, sondern eine blühende, erwachsene Dame aus der Crême der Gesellschaft, die so etwas strahlendes an sich hatte, daß „le coq audacieux" sie in der höflichen Redensart begrüßte. Sie hat ihn deswegen herzlich ausgelacht und zu ihm

gesagt: „aber Haen, hast du das Krähen verlernt? du gackerst mich wie ein altes Huhn an.“ Und dann war die alte Gemütlichkeit bald wieder hergestellt und sie hatten eine Zusammenkunft mit Antoni geplant. Tine war am Ende doch noch die alte, natürliche, treuherzige Freundin. Und dennoch konnte Hendrik nicht so recht fröhlich sein. Als Deliana abends das Kindlein, das ihnen vor einigen Monaten geboren war, für die Nacht fertig machte, zeigte er überhaupt kein Interesse für das kichernde Kindlein, sondern saß nachdenklich beim Fenster und sann wie ein alter Philosoph.

„Du, Hendrik, was fehlt dir; schaust finster drein wie ein Kontraremonstrant und achtest überhaupt nicht auf deinen Stammhalter.“

Hendrik tat seine Schuldigkeit und ließ den kleinen Knirps auf seinem Knie reiten, aber bald gab er ihn der Mutter wieder und sagte plötzlich: „Deli, kannst du dir Tine und Toni als ein verheiratetes Paar vorstellen? Es ist mir, als habe sie ein finsteres Schicksal aus Ütrecht mitgebracht!“

„Ach was, Tine ist treu wie Stahl; du tust ihr unrecht.“

„Mir scheint es, als drehe beider Leben um verschiedene Achsen; Gott gebe, daß ich mich irre.“

Sie fuhren wieder auf der Treene und es wurde Abend und das Schilf neigte sich zur Ruhe. Aber der Himmel wollte nicht glühen und der Glockenturm mitsamt der Kirche zu Koldenbüttel verschleierten sich im leichten Nebel. Sie standen zusammen auf einer Scholle und konnten sich nicht näher kommen.

„Katharine, darf ich dich nun wieder in meine Arme schließen?“

„Aber natürlich, Toni!“

Sie legte den Arm um seine Schulter und hätte es wohl ausschreien wollen, denn die Treue war kalt wie Stahl und die Küsse glühten nicht und das Auge konnte nicht leuchten. Es weinte nur.

Die Treue ist grau wie Stahl, wenn sie nicht mehr glüht. Antoni umarmte sie mit heißer Sehnsucht und Tine lachte: „du, Schlingel, du machst mir das Haar kraus.“ Und sie entwand sich seiner Umarmung. Dann regte es sich plötzlich wieder in Katharine; sie wollte, sie wollte ihn lieben. Sie schloß ihn in ihre

herrlichen Arme: „Toni, ich will dir treu sein. Deine Welt ist meine Welt. Ich lasse dich nie.“

„Tine, weißt du noch? Alles wiederholt sich an diesem Abend; höre, nun rufen sie uns. Der Haen wird wohl wieder laut krähen und seine Bemerkungen zum besten geben.“

Aber der Hahn krähte nicht. Es erschien nur einen Augenblick ein rotes Leuchten am westlichen Himmel; dann war der Abend wieder grau und das Frühlingssehnen lastete wie ein unverstandenes, schicksalsschweres Mysterium auf zwei Seelen.

Johan van Oostrum ist ein unwürdiger Verschwender und Toni ist Katharines Treue wert.

Ich will ihm alles opfern!

Es ist eigentlich ein großer Segen, solch einen noblen Menschen sein eigen nennen zu dürfen. — In den grünenden Bäumen singt eine Nachtigall ihr spontanes, entzücktes Liebeslied.

XI.

STEVEN van de Wael ist schon seit einer Woche der Gast seines Bruders und freut sich des Zusammenseins mit der Statthalterfamilie. Nach vierzehn Tagen wird er die Reise nach der Heimat wieder antreten. Katharine soll wieder mit ihm gehen, denn die Eltern bestehen darauf, daß sie der drohenden Kriegsgefahr entfliehe und nicht mehr in Friedrichstadt sei, wenn Tilly möglicherweise das Land mit seinen wilden Scharen überflutet. Die Chancen des Dänenkönigs sind eben nicht besonders günstig.

Schade, daß die schönen Tage bald wieder vorüber sein werden. Steven mag gern in der Remonstrantenstadt sein; denn der Bruder ist ihm lieb und für Freiin Occa hegt er eine stille Verehrung. Wenn der ältere Bruder sie nicht geheiratet hätte, wäre der liebste Wunsch des Jüngeren vielleicht erfüllt worden. Das ist jedoch eine zarte Erinnerung aus der Jugendzeit, deren bitterer Nebengeschmack kaum mehr nachwirkt. Es lag Steven nicht, sich zu vergrämen; das ziemlich unbedeutende, jedoch frische und runde Schwesterlein war auch ein liebes Mädchen und zur großen Freude der Occa hatte er sie zur Gattin aus-

erwählt. Schade, daß sie nicht nur äußerlich ihre frische Jugend verloren hatte, sondern auch innerlich sauer geworden war. Schade, daß sie im Laufe der Jahre einen Umfang bekommen hatte, der den bescheidensten ästhetischen Forderungen des Rittmeisters kaum entsprach. Das hatte er jedoch im voraus mutmaßen können und es war ungerecht von ihm, sich darüber zu ärgern. Occa war schlank, stattlich und noch immer schön; Occa war würdevoll und vornehm. Sie war nur ein wenig zu stolz und dem Dolf gegenüber fehlte ihr jene Wärme, die Steven sich als Ideal ehelicher Sympathie geträumt hatte. Dennoch waren die zwei einander gewogen und das Statthalterpaar hielt fest zusammen, wenn schon manche häusliche Uneinigkeit vom Mangel an höherem Zusammenstimmen zeugte. Schade, daß die Mutter und die Tochter sich so schlecht verstanden; aber schön, daß er für das Kind der beiden Teuren so viel sein konnte und dann und wann Gelegenheit fand, beschwichtigend für die Mutter einzutreten, wenn Katharine ihrer bitteren Gesinnung den freien Lauf ließ. Merkwürdig, wie das Kind sich geändert hatte. Sie war manchmal überreizt und sagte keinem, was sie quälte; sie war verschlossen wie ein verstärktes Stadttor und lebte ihr eigenes Leben für sich. Dann und wann sickerte durch, daß sie mit dem Bengel des van Hoven zusammentraf, jedoch schnitt sie jeden Versuch ab, sie darüber zu unterhalten, und verhielt sich sogar dem Vater gegenüber so zurückhaltend, daß er sehr darunter litt. Eine leidige Sache! Dem van Hoven gegenüber war der Dolf viel zu schwach. Es war sonst ein schmucker Junge. Wenn der Vater nur ein Adeliger und nicht so arm wie eine Kirchenmaus wäre.

Die zwei Brüder und Occa sitzen beisammen beim Nachmittagstrunk. Die späte Sonne spielt durch die geöffneten Fenster des Wohnzimmers und von den Blumenbeeten in den scharf und eckig geschnittenen Rasen der Renaissanceanlage hinter dem Hause stiegen die üppigen Düfte des späten Frühlings empor. Frau Occa versteht sich auf die Gartenkunst.

Wenn Steven in ihrer Sphäre verweilt, ist er immer mäßig und der schneidige Rittmeister tritt dann in ihm hervor, der Offizier, dessen leichtes, pünktliches Benehmen ihm gestattet,

am Hof zu verkehren und sogar die Herren ältlicher Hofdamen in Erregung zu bringen.

„Nein Occa, du sollst mir nicht mehr einschenken; gib dem Dolf lieber noch ein Glas; er hat sich heute hart zu verantworten.“

„Nun ja, Steven, wir sind unter uns und ich ereifere mich, weil seine Ehre die meinige ist. Wir verbürgerlichen hier und es überschreiten Leute unsere Schwelle, die vor dem Gitter stehen bleiben sollten und zu denen du dich nicht herablassen würdest.“

Van Moersbergen lächelte von oben herab und dennoch verlegen, wie er es zu tun pflegte. Sein stolzer Augenaufschlag reizte die Frau Gemahlin, weil er wieder unsicher war, und sie wandte ihr Auge ab, als er die bekannte Handbewegung machte und, den linken Ellbogen in die rechte Hand gestützt, seinen Kinnbart steichelte. Sie hegte einen unbesiegbaren Widerwillen gegen dieses ziemlich unschuldige Manual.

„Occa hält die Großkaufleute, die unsere Stadt zur Blüte bringen sollen, immer noch für Bentheimer oder Ütrechter Bauern. Wer regieren will, muß ein guter Politiker sein und die Menschen nicht zurückstoßen. Im übrigen stehe ich meinen Mann und niemand wird es mir vorwerfen, daß ich jedermanns Freund sei. Man soll jedoch wissen, auf wen man sich verlassen kann, und das weiß ich leidlich wohl zu unterscheiden.“

„Ach was, Steven, ist Dolf je ein guter Menschenkenner gewesen? Mit den verhältnismäßig vornehmen Leuten steht er auf gespanntem Fuß und Jurriaan Das ist sein Leibtrabant. Nein Dolf, ich will dir nichts unangenehmes sagen, aber es ist mir unausstehlich, daß du dich auf solch einen Menschen verläßt und daß ich die magere Betje allmählich als Hausfreundin annehmen soll!“

Steven fand die Unterhaltung höchst peinlich und bemühte sich, mit einer scherzenden Bemerkung abzulenken: „Occa, schlanke Occa, du bist ungerecht. Der eine ist dünn und der andere ist dünn. Du magst das Übermäßige nicht, weil du selber Maß zu halten weißt und weil dein Mann ebenfalls die richtigen körperlichen Verhältnisse hat behaupten können; aber

eine noch höhere Lebenskunst weiß das Extravagante zu vertragen. Was würdest du dazu sagen, wenn ich meine Sympathien zu großer körperlicher Fülle vorenthielte? Denke an deine liebe Schwester, die ich mein ganzes Leben trotz ihres Umfangs wie auf den Händen getragen habe."

Occa lachte und van Moersbergen schmunzelte: „Occa ist nicht leicht zu befriedigen; meine Stellung ist aber äußerst schwer; denn ich bin ihr bald zu dick und bald zu dünn. Im übrigen ist die dicke Tante Schaelkens ihr weniger verhaßt als die Hopfenstange des Jurriaan. Ich glaubte, sie sei eifersüchtig und sie meine, daß meine kleinbürgerlichen Neigungen mich zur Betje hinüberziehen werden. Beruhige dich, Occa, sie ist mir auch zu schlank. Aber der Das selber ist mir sympathischer. Aller Unsinn sei dahingestellt; er ist ein freundlicher und treuherziger Mensch, der zwar seine Fehler hat, jedoch als verdienstvoller und reeller Bürger genannt werden darf. Die anderen sind anmaßende Regenten, deren Bürgerstolz unerträglich ist, und sie richten mit ihren lotterhaften Schmuggelgeschäften unseren Überseehandel zugrunde. Es ist meine Pflicht, allen Pfuschereien vorzubeugen. Wie sollte ich wohl Frieden mit den anderen halten können. Der van de Wedde ist zwar kein Schmuggler, jedoch sehnt er sich nach der Zeit, wo ich ausrücke, damit er Statthalter werde. Das kann ich bei ihm nicht ertragen. Im übrigen bedaure ich den Menschen, weil er die ihm versprochene Stelle mir überlassen mußte. Ich meine jedoch, daß ich in deinem Geiste handle, wenn ich mich nicht näher an ihn anschließe."

„Ach was, du solltest ihn mit mehr Takt behandeln. In der Ratsversammlung steht ihr euch immer gegenüber, als wäret ihr, der eine ein König und der andere ein Kronprätendent, die einander mit galanter Ritterlichkeit höflichst schonend in die Quere treten. Es wäre weit besser, wenn du ihn durch Gunst dir verbünden würdest und beim Herzog für seine finanziellen Nöte einträtest. Auf diese Weise würdest du ihn zur Dankbarkeit nötigen und es würde ihm bald einleuchten, daß er als bürgerlicher Salzsieder deine Huld nicht entbehren könne. Der Junge würde sich dann auch nicht erdreisten, sein Auge zu unserer Tochter emporzuheben, und sich seine lächerlichen Projekte wohl

aus dem Kopf schlagen. Jetzt spielt er den kahlen Prinzen, der um die Tochter des Besiegers seines Vaters freit. Und die stolze Frau van de Wedde würde sich dann mir auch gebührend unterordnen und sich um meine Gunst bewerben, anstatt mich mit ihrer quasi Lebensweisheit zu belästigen. Wenn die Menschen ein bißchen mehr christliche Demut hätten, wären sie mir nicht so übel; du verdirbst sie jedoch mit deiner Taktlosigkeit."

Van Moersbergen zuckte die Achseln: „Spinnrockenpolitik und christliche Demut ad maiorem Occae gloriam!"

Das Ehepaar war wieder in eine jener unerquicklichen Fechtereien hineingeraten, deren Steven sich aus früheren Zeiten erinnerte. Es war wieder die alte Sache; er hatte nicht völlig recht und sie war nicht völlig im Unrecht. Sie sahen gegenseitig ihre Fehler, kamen sich jedoch durch die Auseinandersetzung um kein Haarbreit näher und verdarben sich das Leben durch jene periodisch wiederkehrenden Zänkereien, die sich immer am Ende zu Gehässigkeiten zuspitzten. Er mußte sich mit Schmerzen bekennen, daß die Schwägerin einen gewissen Unwillen in ihm erregte, der sich nicht unterdrücken ließ. Es wäre der hochherzigen Occa der jungen Jahre zu gering gewesen, sich so mit Intrigen gegen die bürgerliche Welt abzugeben. Merkwürdig, seit Dolf sich auf Antreiben der Frau und der Freunde dazu bequemt hatte, den Moritz von Oranien um Gnade zu flehen, war er im öffentlichen Leben unzugänglicher und ungefügiger geworden; er hatte jedoch den geraden Weg durch das Leben unsicheren Schrittes und mit wenig Takt gesucht. Er redete wohl über Politik, jedoch fehlte ihm die klare Einsicht und die Fähigkeit zur Intrige, ohne die es keine richtige Politik geben kann. Er machte sich Freunde und Feinde, wo er es nicht tun sollte, und verstand überhaupt nicht viel von der Kunst, mit Menschen umzugehen. Er wollte seinen adeligen, statthalterlichen Willen den Bürgerregenten auferlegen, war dabei jedoch ebenso tyrannisch als reell und griff mit unsicherer Hand manchmal fehl. Und damit ärgerte er die scharf sehende Occa, die jedoch wenig Verständnis für das Bestreben ihres Mannes hatte, den dunklen Fleck in seinem Leben wieder auszuwischen. Ihr Stolz wollte nicht mehr an die alte Geschichte denken, und wenn

sie daran erinnert wurde, redete sie sich ein, daß es ein Stück höherer Politik gewesen sei, für die die landläufige, bürgerliche Moral nicht gelte. Eine Herrschernatur hebe sich über dergleichen Skrupeln hinaus. So war die Katastrophe in der Familie ihrem im Grunde nicht großen Charakter verhängnisvoll geworden. Steven war kein großer Psychologe und konnte das alles nicht ergründen, jedoch empfand er es peinlich. Seine stille Verehrung für Occa machte ihn eben so empfindlich.

Er sann vor sich hin... Katharine ist reell wie der Vater; armes Kind! — Occa ist am Ende auch herzensgut, — aber das Leben ist ihr unhold gewesen und nun ist sie ein bißchen zu... Ja, wie soll man es nennen?... Onkel Steven war so gescheit nicht, um nach dem richtigen Namen zu suchen...

„Nebenbei, liebe Zänker, wo ist das Töchterlein?"

„Weiß nicht, sie sucht wohl andere Gesellschaft als die unsrige; das Kind ist mir aus der Hand geschlüpft, weil Dolf ihr zu viel Freiheit gibt. Vielleicht hat sie ein Rendezvous mit dem Salzjunker."

„Komm, Occa, sei nun nicht so ungnädig; du bist bis jetzt immer so gut aufgelegt gewesen und nun donnert und blitzt es mit einem Male vom klaren Himmel. — Glaubst du nun wirklich, daß sie den Jungen des van de Wedde liebt? Ich werde aus ihr nicht klug."

„Sie sagt uns kein Wort, jedoch hören wir genug; Dolf kann dir besser Bescheid geben; ich meine, sein Freund Das habe die Kontrolle über die jungen Leute übernommen." Sie lachte nervös. — „Das ist nämlich Kirchenältester und hat sich zum Zweck gesetzt, für die guten Sitten einzutreten. Er hat sie in einem Boot auf der Treene erwischt, nicht Dolf? — Der Geschmack unserer Tochter erlaubt ihr manches. Sie wird ihn wohl lieben."

Das letzte Wort hatte in Occas Mund einen recht bürgerlichen Klang, weil sie das „l" nach Amsterdamer Mundart recht schwer aussprach. „Katharine kann wohl „lieben", aber es scheint ihr nie einzufallen, daß das „noblesse oblige" zu allererst für die Ehre gilt."

Steven seufzte und dachte an das große Rittergut Moers-

bergen, das im Laufe der Zeiten so manches adelige Frauenschicksal bestimmt hatte. — Dann wagte er sich aus sich selbst hinaus und bemerkte: „Es ist wohl tragisch, wenn Herzensneigung und Familieninteressen sich nicht vertragen."

„Aha, hörst du es, Dolf, Steven tritt auf deine Seite. Haha, Frau Salzsieder Katharine van Hoven, geboren Freule van Moersbergen. Das klingt gut, was?"

Herr Adolf stand auf und entschuldigte sich, weil er zu tun habe. Als er weggegangen war, starrte Steven eine Zeitlang schweigend vor sich hin. Draußen färbte der Abendsonnenschein die leichten Wolken am Himmel; die Reseden blühten im Garten und sättigten den leichten Frühlingswind mit ihrem zarten Duft.

„Am Ende ist es ein Jammer, wenn man sein Glück verkauft; aber noblesse oblige. — Wie sind wir doch so nobel!"

„Du bist nicht klug, Steven; Unsinn sage ich dir, Unsinn, hörst du. Familienehre soll nicht mit Füßen getreten werden. Es ist unsere heilige Pflicht, unsere Vernunft reden zu lassen. Pflicht geht über Liebe. Katharine ist unsere einzige Tochter und die Erbin von Moersbergen."

„Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich ihr Glück höher schätzen als ein Rittergut, und wäre es der Herrensitz Moersbergen."

„Steven, du... du gehst zu weit." — Sie zauderte bestürzt und fügte erklärend hinzu: „Ich trete gerade für das Glück des Kindes ein, wo ihr zu läppisch seid." — Mit diesen Worten verließ sie wütend das Zimmer.

Steven rüstete sich zu einem Abendspazierritt. Er war verwirrt und verstimmt. Hatte Occa den Hintergedanken seiner Worte erfaßt? — Eine Gemeinheit, so etwas im Hause des Bruders zu sagen! Aber er hätte es nicht sagen wollen. — Ach nein, sie paßte die Worte auf Katharine zu; sie hatte keine Ahnung von seinen intimsten Gedanken. In den Jugendjahren hatte sie wohl kaum vermutet, wie er sie liebte!

Warum hatte er sich jetzt in die heikle Sache hineingemischt? — Hielt er es vielleicht für richtig, Katharine einem bürgerlichen Kaufmann zu vermählen? Hatte er das Herz nicht

recht dumm reden lassen? — Donnerwetter, alter Steven, halte dich doch lieber zu deinen staatlichen Reitern und zum frischen Trunk.

Er ritt zur Fähre. Drüben an der Kirchmauer zu Sankt Annen wachsen die weißen Rosen, von denen Occa sprach. Er kann deren gerade noch vor dem Abend welche holen, um Occas Zorn zu beschwichtigen. Nachher ist sie ihm wieder gut.

Der alte van Loo zieht den Prahm; denn der Sohn ist zu einer Protestversammlung der Lutheraner. Er ist nämlich Kirchenvorsteher und Führer der lutherischen Opposition, die sich zurückgesetzt fühlt, weil die Stadt ihr nicht genug beim Bau der Kirche entgegenkommt. Van Loos halten sich noch immer zu den Opposanten.

„'n Abend, Herr Rittmeister; führt der Weg auch nach Dithmarschen? Die Jugend hat sich auch schon überfahren lassen; de Haens, van de Weddes Kinder und unsere hochlöbliche Lilie von Friedrichstadt. Was die aber für ein entzückend schönes Pferd hat; schlank und fein wie eine Gazelle."

„Bist scheinbar gut aufgelegt, Alter; die Poesie sprudelt wenigstens von deinen Lippen. Und wie geht es mit der Rose deines Hauses?" Der Alte lächelte zufrieden. Dieser Rittmeister war ein feiner Mann, der ihm immer das Herz einnahm.

„Danke verbindlichst, Herr Rittmeister. Sie erfreut sich einer blühenden Gesundheit; hat schon zwei Schreihälse, die mir die Ohren zerreißen, wenn ich sie nicht auf meinen Knien reiten lasse. Bisweilen komme ich mir selbst wie eine alte Wärterin vor."

„Wußte nicht, daß sie Reitstunden geben."

„Ach nein, ich meine wie ein alter Rittmeister."

„Haha, frecher Kerl, wenn er mich nicht hinüberfahren sollte, würde ich ihm den Unterschied zwischen einer Wärterin und einem Rittmeister einmal an der Haut erfahren lassen."

„Wenn ihr mir keine Gnade versprecht, fahre ich euch nicht weiter. An Bord führe ich den Befehl und habe euch in meiner Macht."

„Beeile dich, alter Prahmenzieher."

„Zuerst Straferlaß."

„Nun gut. Was sagst du zum Wetter?“

„Nach Mitternacht starken Wind; vielleicht Sturm.“

„Bist verrückt? es ist das herrlichste Wetter.“

„Jene Wolken dort erzählen es mir; achtet auf meine Worte. Bitte sehr, Herr Rittmeister, die Fahrt ist zu Ende.“

„Guten Abend, Wärterin. Viel Erfolg mit den Reitstunden!“

Sankt Annens Turmspitze guckt aus dem Frühlingsgrün empor. Das Pferd steht im Stall des Wirtshauses und der alte Ritter richtet seine Schritte nach dem Kirchenidyll, das in schattenreicher Ruhe die friedliche Abendlandschaft jenseits der Eider schmückt. Im Stall wundern sich die Pferde der Friedrichstädter Jugend, daß der Schwarze vom Statthalter auch schon vom Stallknecht hereingeführt wird. Der Rittmeister ist sich jedoch dieser Begegnung nicht bewußt und setzt voraus, daß die jungen Leute nach der Lundener Seite ausgeritten seien. Sie sitzen jedoch im Garten hinter dem Wirtshaus; nur zwei fehlen.

Es ist so, wie Steven sich hat erzählen lassen; die Rosen blühen schon an der alten Kirchenmauer. Eins, zwei... zehn werden abgeschnitten und sorgfältig zusammengebunden. Au, zum Teufel, die Rosen wehren sich und die Hand des Rittmeisters wird verwundet. Das soll man für die gute Sache übrig haben! — Fertig!

Merkwürdig, hinter dem Strebepfeiler an der Ecke flüstert es. Wohl ein Erguß Dithmarscher Herzensfülle. Nein, man redet holländisch. Der Ritter will sich zurückziehen, wird jedoch an seinem Platze festgehalten, als er die Stimme der Katharine erkennt. Nicht lauschen, Steven! — Am Ende bist du so halb und halb ihr Pflegevater; also ist es berechtigtes Interesse, wenn du einen Augenblick zuhörst, nur damit du entdeckest, mit wem sie sich hier befindet. Am Ende ist sie noch ein junges Kind... Soll ich, soll ich nicht...?

„Den Mut bewahren, Toni; du weißt, daß ich dir treu bin.“

„Ach Tine, alles schlägt fehl. Wir erreichen unser Ziel nie. Ich arbeite und schufte, aber ich kann auch nicht gegen die Übermacht kämpfen. Nur Vater hat noch Mut; das sagt jedoch

nicht viel. Nun soll ich mich von dir lossagen; vielleicht wärest du dann überhaupt glücklicher."

„Schweige Toni, ich will es nicht hören..."

Es ist still auf dem Kirchhof; dann klingt ein Kuß.

„Tine, küsse mich noch einmal, aber inniger."

„Ach Toni, du weißt, daß ich nicht so leidenschaftlich küssen kann wie du... Du mußt mich nehmen, wie ich bin..."

Steven schleicht sich davon; er schämt sich über sich selbst und das traurige Gespräch hat ihn erschüttert. Er nimmt sich vor, alles Mögliche für die jungen Leute zu tun; weiß jedoch überhaupt nicht, was das sein soll. Er hat aber tiefes Mitleid, nicht am wenigsten mit dem jungen Mann, den er bis jetzt für einen frechen Bürgerlichen gehalten hatte, der ihm jedoch jetzt mit seinen wenigen ritterlichen, entsagungsvollen Worten das Herz ergriffen hatte. Als er im Stall all die Pferde sieht, begreift er die Lage besser.

„Schnell, bring den Schwarzen vor; du Lümmel, mache Eile!"

Wie ein feiger Flüchtling sieht er sich um, als er davonreitet. Niemand hat ihn gesehen. Unten am Deich wirft er die Rosen schleunigst weg; sonst erfährt Tine, daß er zu Sankt Annen gewesen ist.

Auf diese Weise mißlang das galante Abenteuer des Rittmeisters Steven van de Wael, dem es leider nimmer beschert war, der Liebe in ihrer entzückenden Herrlichkeit auf seinen Wegen zu begegnen.

Als er das Fährhaus passierte, klang die Glocke jenseits des Flusses, und als er sich umschaute, sah er die jungen Leute von dem Deich gesprengt kommen.

Nie wird er das Bild vergessen! Die Landschaft lag im Traum verloren: ein zartes, lilagefärbtes Naturmysterium. Auf der Eider lag ein Dreimaster mit hohem Segel verankert, ein Schiff des van de Wedde, das für einen Kriegstransport requiriert war. Es zeichnete sich mit seinen hochragenden Masten und zahllosen Tauen wie ein feiner Kupferstich gegen den Hintergrund von Luft und Wolken ab: ein Kunstwerk, das die Wasserfläche mit wonniger Freude zu widerspiegeln schien. Beim An-

legeplatz der Fähre plätscherten die Pferde der Katharine und des Antoni, die vorausgeritten waren, behaglich im Wasser. Zwei feine Gestalten, Silhouetten in dunkler Abendstille. Wie zart und schmuck die schlanke Amazone zu Pferd sitzt; wie der junge, hochgewachsene van Hoven sich auf dem kräftigen Roß ausnimmt! Der winkende Federbusch auf dem großen Filzhut tanzt im Winde. Er neigt sich zu ihr und scheint etwas zu flüstern. — Armer Kerl! — Rittmeister Steven wußte selbst nicht warum, aber er stand eine Zeitlang wie am Platze gefesselt und konnte seine Augen nicht vom stimmungsvollen Abendbild loslösen. Armer Kerl! — Dem Steven werden die Augen feucht. Donnerwetter, das ist ihm seit Jahren nicht geschehen; das sollten die staatlichen Reiter sehen! Er schämt sich dessen und reitet davon. An jenem Abend trank er mehr, als erwünscht war, aber der Druck im Innersten erleichterte sich nicht.

Abends spät hat Antoni noch lange gerechnet und seine Chancen erwogen. Dann hat er einen Brief an Katharine geschrieben; als er ihn jedoch geschlossen hatte, ist es ihm völlig dunkel geworden und vom Willen zum Leben getrieben hat er sein selbstgeschriebenes Todesurteil wieder zerrissen. Die Nacht quält ihn mit ihren finsteren Phantomen, bis der Schlaf ihn mitleidig in die Arme schließt.

Nun fügt sich alles wunderbar. Tine lacht über seine Grübeleien und legt die Hand auf seine Stirn. Sitzt sie nicht neben ihm und redet sie nicht mit der ihr eigenen melodischen Stimme zu ihm? Oder träumt er es? — Nein, das ist doch kein Traum. Das ist doch friedliche Wirklichkeit, friedlich wie ein Sommerabend... Nun weht es draußen... schwere Tropfen fallen klatschend auf das Dach... Als es anfängt zu dämmern, wird der Wind zum taumelnden Störefrieden. Nun ist Tine nicht mehr da... Und als er erwacht, fängt die Wirklichkeit den rücksichtslosen Kampf mit ihrem Opfer an, bis sie es wieder völlig in ihrer Gewalt hat.

Antoni kleidet sich und lechzt nach frischer Luft. Hinaus ins Freie.

„Hendrik, du fauler Gesell, stehst und gähnst hinter den

Gardinen und wunderst dich, daß dein Freund schon ruft. Hinaus! Es weht der Wind und lockt zum Kampf. Komm Hendrik, du alter Schläfer; bist du ein rechter Hahn?"

Bald steht der Freund neben dem Ruhestörer, der ihn spottend fragt, ob er sich vielleicht vor dem Wind unter die Decke verkrochen habe.

„Zum Eiderdeich! Schönes Wetter zum Segeln. An der Fähre liegt ein feiner, fester Kahn. Wir rudern den Strom hinauf und segeln zurück."

„Toni, es weht ein strammer Wind!"

„Le coq audacieux wird alt; das arme Tier wird schwerfällig. So geht es verheirateten Leuten."

„Nun gut, ich bin dein Mann!"

Vier kräftige Arme ringen mit der Kraft des wütenden Wassers. Donnerwetter, das stählt die Nerven und die Muskeln. Haha, eins, zwei, eins, zwei!

„Toni nicht zu schnell; du hältst es nicht aus."

Ruhiger fahren sie weiter, bis sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt haben. Dann wird das Ruder gewandt. Das Segel flattert empor, bis der Wind es stramm aufgebauscht hat. Nun trägt es das Boot über die Wellen; entzückend!

Antoni hält das Ruder. Hurra, jetzt geht es los. Er lacht und schreit: „Wir besiegen die Wellen; luctor et emergo; wir ringen und tauchen aus ihnen empor! — Herrschen über die Fluten!"

Wie gebärdet der Antoni sich so wunderlich! Mit einem Male ergreift den Hendrik eine Höllenangst, als er die weit aufgesperrten Augen des Freundes sieht!

„Toni, was fehlt dir?"

„Es lebe die Katharine hoch. — Wir siegen! — Mut und Kraft und Kraft und Mut. — Wellenkinder sind wir und die Eider wird uns nicht meistern!"

„Toni, beruhige dich. In Gottes Namen, was fehlt dir, beruhige dich!"

Hendrik de Haen darf sich nicht von der Stelle rühren; eine verkehrte Bewegung kann verhängnisvoll sein; Antoni ist

augenscheinlich in der größten Aufregung und phantasiert übers eigene Schicksal.

„Ich halte das Ruder; verhalte dich ruhig, Hendrik, nicht eingreifen, sonst schlägt alles fehl. Wir müssen den Hafen nehmen; ich weiß ein neues System. Achtung!“

Das Boot schert übers Wasser. Antoni scheint alle Besinnung verloren zu haben; schon haben sie das Schiff, das auf dem Strom vor Anker liegt, hinter sich gelassen. Hendrik wirft sich auf das Tau, um das Segel zu streichen.

„Laß das, sage ich dir; bist du mein Freund? Blamiere mich nicht. Ich muß eben noch die Stelle passieren, wo sie gestern... Alle Wetter, willst du gehorchen; wer ist hier Statthalter?“

Hendrik löst in Todesangst das Tau. Da erhebt sich Toni und läßt das Ruder los!

Vom Dithmarscher Ufer klingt es: „In Gottes Namen, seid ihr verrückt; das Ruder, das Ruder!“

Es tanzen die Wellen. Der Wind ist stärker geworden. Husch, da schießt er auf seine Beute zu und dreht das Boot. Die Wellen sind auf seiner Hand. Endlich wieder einmal ein Sieg an der Eiderfähre! Das Boot kippt um und die Zwei ringen mit den Wellen.

Hendrik breitet die kräftigen Arme aus und will den schwächeren Antoni retten... Tanzend wallen die Wogen auf ihn zu und werfen ihn immer wieder, immer wieder ein Stücklein zurück, bis er nicht mehr kann. Dann wirft er sich auf den Rücken und ringt nur noch ums eigene Leben.

Am Ufer hat ein gewisser Johannes Sommer, den die Friedrichstädter Mansfelder zu nennen pflegen, alles in schwindelndem Entsetzen gesehen. Dort liegt ein Boot an der kleinen Werft des Dithmarscher Peters. Allmächtiger Gott, es ist nur ein Riemen drin! Schnell zur Scheune, wo die anderen stehen! — Peters ist ein grober Säufer, und wenn das Feuerwasser in ihm ist, ein Untier.

„Was machst du dort, Mansfelder, mache daß du weg kommst!“

„Es ertrinken dort zwei aus Friedrichstadt. Schnell, hilf mir!“

„Laß die faulen Holländer krepieren. — Weg von meiner Werft!“

Mansfelder achtet kaum auf die Worte und greift nach dem Riemen.

„Laß das sein, Aas, es sind meine Riemen!“

Als der andere mit dem Riemen davoneilen will, ergreift der rasende Trunkenbold eine Latte und schlägt zu; er haut den armen Retter, bis er mit gebrochener Rippe zusammenbricht.

Nachher hat Willem van de Wedde den Fall in einem Brief an den Herzog beschrieben. Der arme Vater legt ein gutes Wort für einen Krüppel, einen gewissen Johann Sommer, ein, der im Jahre 1629 täglich an van de Weddes Tür bettelte. „Er nahm einen Riemen von der Werft eines Dithmarscher, um meinen lieben, teuren Sohn zu retten. Der Dithmarscher schlug ihm die Rippen entzwei und wurde so daran gehindert, dem Ertrinkenden zu Hülfe zu eilen.“

Hendrik de Haen wurde von den Wellen ans Ufer getragen und kam mit dem Leben davon.

Und Antonius Leiche wurde von der herzugeeilten Bemannung des Dreimasters aufgefischt.

An jenem Morgen ging es wie ein verzweifelter Notschrei durch die Remonstrantenstadt...

Als der Statthalter sich am Nachmittag mit verstörtem Gesich noch einmal in das Haus seines noblen Gegners schlich und leise die Tür des Trauerzimmers öffnete, sah er Mutter Martha mit trockenen, leeren Augen am Lager des blonden Toten sitzen; sie hat den Arm um ihren Mann geschlagen, der, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, wie ein Kind schluchzt: „Toni, mein Jung, mein lieber, lieber Jung!“ — Eine dunkle Gestalt liegt an der anderen Seite gekniet und hat das Gesicht in die Hände verborgen. Van Moersbergen zieht sich leise zurück und winkt dem Hausknecht, daß er gehen solle. Dann setzt er sich in eine dunkle Ecke der Diele und wartet, bis die Tochter aus dem Zimmer kommt.

Vor der Tür des ersten Hauses von Friedrichstadt hängt

die Totenlaterne und die Leute gehen schweigend vorbei. Denn der Grundsteinleger der Stadt liegt auf dem Totenlager.

Jan Schulmeister hat sich mit dem Gerichtsboten Gosewinus Nyendael über das Leichenbitten verständigt und die Herren haben ihre Genehmigung dazu gegeben.

„Verstehst du," — hat er gesagt, „verstehst du, ich bin nur eine unansehnliche und unscheinliche Figur und du machst Eindruck, wenn du den langen Mantel trägst und der Flor dir vom Trauerhut herabhängt. Ich kann mich kaum gut halten, wenn es einen traurigen Todesfall gibt und du hast im Gerichtssal gelernt, über dein Antlitz zu herrschen. Überdies kann ich dem roten Janus das Glockenläuten nicht überlassen. Der schändliche Mensch hat es bei der letzten Beerdigung zu schlimm gemacht. Er war wieder besoffen, weißt du, und die Glocke jammerte bei seinem Zucken. Das Läuten ist überhaupt nicht jedermanns Sache; es will verstanden sein."

Neyendael hat ohne Bedenken zugestimmt. Er meinte, der Alte geniere sich wegen seiner winzigen Gestalt und möge sich nicht daranwagen, weil es so viele hohe Herren und sogar einen Vertreter vom Herzog bei der Beerdigung geben werde; und das Gerede von der Glocke sei nur eine Ausrede. Gosewinus hat eben keine musikalische Seele und ihm klingt die Glocke immer gleich. Das Abendlied und der Ruf zum Gotteshaus; die Totenlitanei und das Marktläuten, es ist ihm alles Kuckucksang.

Neyendael irrt sich schmählich; denn der alte Schulmeister hat es nur auf das Läuten abgesehen.

Nun steht er in der großen leeren Kirche und übersieht das Ganze. Eigentlich ist fast alles wie sonst, denn die Holländer mögen keinen Pomp in der Kirche, weder zur Ehre Gottes, noch zur Ehre der lebendigen oder toten Kinder der Vergänglichkeit. Aber alles ist pünktlich in Ordnung. Kein Buch liegt quer; kein Stäubchen findet sich auf den Bänken. Es brennt keine einzige Kerze, jedoch hat Jan Schulmeister überall neue in die blitzblanken Messingleuchter gesteckt. Und im Schiff sind die Stühle entfernt. Die blauen Steinplatten reihen sich in kalter Regelmäßigkeit eine an die andere. Nur eine ist vom Ort

genommen. An ihrem Platze öffnet sich eine schattige Ruhestätte. Alles ist in Ordnung. Jan Schulmeister geht befriedigt von dannen und öffnet die großen Türen; dann gibt er seiner Frau und dem Sohne einige Aufträge und nun zieht er sich in den Turmraum zurück.

Im ersten Stock über dem Eingang hängt das Glockentau. Der Alte ist allein zwischen dem schweren Balkengerüste, das den Remonstrantenturm trägt. Er zieht den schwarzen Samtwams aus und schiebt die Brille hoch auf die Stirn, damit sie ihm beim Läuten nicht auf die Nasenspitze gleite. Dann fängt er an. Er spreizt die mageren, mit grünlich seidenen Hosen umkleideten Beine und umfaßt mit hochgehobenen Händen das Glockentau. Der erste Zug ist schwer. Langsam eine kleine Strecke — zurück — kein Laut — noch einmal — noch einmal. — Immer tiefer neigt sich das magere Männlein. — Da tönt der erste Klang — eine Pause — noch ein Klang — und nun kommen hoch vom Turme Glockenlaute, nacheinander hallt und tönt es, bis das schwere Balkenstockwerk stöhnt und klagt. — Das ganze Turmzimmer ist voll weinender, schreiender Luftwellen. Das ist der Augenblick, wo Jan Schulmeister hingerissen und inspiriert wird. Nun wird er zum Seher, der Zeit und Menschenschicksale im Ewigkeitslichte schaut. Und nun fängt seine Glocke an zu reden. Der kleine keuchende Läuter braucht nur dann und wann in Gedanken beizustimmen. Die Glocke sagt es alles für ihn.

Es zogen einmal fromme Auswanderer aus dem Lande, das Gott ihren Vätern gegeben hatte. Es war ihnen in der Heimat zu eng geworden, denn die bösen Feinde mochten es nicht leiden, daß sie an einen freundlichen Gott glaubten, der in seinem lieben Sohne alle Menschen selig machen möchte. Und die Feinde waren mächtig.

An unserer süßen Treene und an der wilden Eider — Gott sei uns gnädig —, da siedelten sie an und fanden Freiheit und Freude in unserer Frederikstad. — Gott sei Lob und Preis!

Aber sie waren im fremden Lande und es war die Heimat nicht. — Gesegnete Heimat; glückselig der Tote, der in deiner Erde ruhen darf! — — Bam, bam; bam, bam; ich begleite einen

jungen Toten mit meinem Gesang auf dem letzten Gang mit Glockenklang zur Ruhe in der fremden Erde!

Es kamen viele angesehene Leute, Kaufleute und Ritter und fromme Pastoren und gelehrte Magister. Es kam auch ein alter, simpler Schulmeister; der sollte die Glocke läuten.

Und sie brachten ihre Kinder mit. Und Toni van Hoven hat den Grundstein des elterlichen Hauses gelegt und er sollte dort groß werden. Und er ist Kind gewesen und er hat mit Katharine van Moersbergen gespielt. Und sie hat den Grundstein unserer Kirche gelegt. Nun tragen sie ihn zu unserem Heiligtum.

Sie kommen näher. Nun geht der lange, schwarze Zug über den Binnenhafen und dann passieren sie das Statthalterhaus. Dort wohnt sie.

Bam, bam, ich läute die Totenlitanei. Hörst du den Glockengesang, Katharine?

Er wuchs zum Jüngling auf und er arbeitete und schuftete viel und er verkehrte mit all den großen Herren, aber immer fand er Zeit, bei „Jan Schoolmeester" vorzusehen, und der Alte liebte ihn wie sein eigenes Kind. Nun darf er ihm den schweren letzten Dienst erweisen. Ach Gott, warum bleiben die Alten leben und sterben die Jungen?

Er liebte die Lilie von Friedrichstadt und wollte ein Großkaufmann werden und mit ihr glücklich sein. Aber der Mensch denkt's, und Gott lenkt's. — Er sei uns gnädig!

Die wilde Eider hat ihn verschlungen.

Nun sind sie in der Kirchenstraße. Gosewinus Neyendael geht voran und der Pastor und der Statthalter gehen neben dem Vater und die anderen folgen. Sie tragen alle lange Trauermäntel und einen Flor an dem Hut. Wie ist der Zug so lang! — Seine jungen Freunde tragen ihn und sie haben ihm viele Blumen gespendet. Denn sie hatten ihn lieb. Die Braut weint zu Hause.

Und sein alter Freund Jan Schoolmeester läutet die Glocke.

Es klingen viele Fußschritte am Kirchenportal; es füllt sich die Kirche. Nun soll der Pastor reden. Bim, bam, bim, bam... bam... bam... bam.

Jan Schulmeister bleibt beim Glockentau. Er zieht den Wams an, denn sonst erkältet er sich. Nun setzt er sich auf einen Querbalken und schiebt die Brille auf die Nase. Er liest und muß sich mehr als einmal die Brille abwischen.

„Der Mensch ist in seinem Leben wie das Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber hinweht, ist sie nicht mehr...“ — Gott, wie bist du so unergründlich. Der Wind auf der wilden Eider... Ja ja, wenn der Wind darüber hinweht... „Aber die Gnade des Herrn währet ewiglich...“

Nun ist es abgelaufen. Es klingen die Fußschritte in der Kirche. Schnell den Wams ausgezogen; die Brille auf die Stirn geschoben. Bam... bam... bam... bam, bam, bim, bam.. Nun ruht er in der Erde Schoß. Aber dereinst kommt der liebe Herr Christus am jüngsten Tag; dann öffnen sich die Gräber und Jung und Alt, Alt und Jung treten daraus hervor. Und wer in der Fremde begraben liegt und ihn geliebet hat, der ersteht auch und wird Bürger der ewigen Heimat; die ist tausendmal schöner und besser als das irdische Vaterland. Tröstet, tröstet mein Volk; Jerusalem, du ewige Heimat, wie bist du schön. Dort sehen wir uns wieder.

Hörst du den Glockengesang, Katharine?...

Sie sitzt in ihrer Stube und hört es. Sie weint still vor sich hin und seufzt: Toni, ich wußte nicht, daß du mir so lieb warst! Und... dennoch... Gott, was bin ich für ein verworfenes Geschöpf!

Eine Woche später reist sie mit dem Onkel nach Ütrecht ab. Sie ist still und in sich gekehrt.

„Versteht sich, versteht sich!“ denkt Onkel Steven.

XII.

DAS heiße, eiserne Ungeheuer kriecht schwer, schnell und versengend übers cimbrische Land und nähert sich der Eiderfähre.

Tilly ist bereits im Juli über die Elbe gegangen und Pinneberg ist gefallen. Vom Osten her kommt Wallenstein. Sein glückliches Gestirn führt ihn siegend über Mölln, Oldesloe, Segesberg. Itzehoe hat keinen Mut, sich zu verteidigen. Im September fällt Breitenburg, und das Gerücht des Blutbades, das dort angerichtet wurde, erfüllt die Friedrichstädter mit Entsetzen. Was wird ihr Los sein? Wird der Herzog für sein Land und sein Patenkind die Neutralität erwirken können? In jenen bangen Tagen sind die Gottesdienste sehr besucht. Dominee Selcart, der Nachfolger des nach Rotterdam verzogenen Grevinchovius, hat noch nie so volle Kirchen gesehen. Sonntagmorgens und -abends, am Dienstag und am Donnerstag, in den auf allerhöchsten Befehl angeordneten Betstunden, immer ist jeder Platz besetzt. Jan Schulmeister dankt Gott in der Stille wegen der wunderbaren Bekehrung der Friedrichstädter. Die gröbsten Kunden des Jacobus van Loo und die leichtesten Mädchen sitzen unter der Kanzel. Ja, der Rektor hat wohl recht: Gottes Gerichte wirken heilsame Früchte der Gerechtigkeit.

Dominee Selcart, der ernste Menschenkenner, schüttelt den Kopf über die üppig wuchernde Kirchlichkeit seiner Gemeinde. Er kennt seine Leute und er predigt mit derselben dringlichen Beseelung wie sonst, ohne zu vergessen, daß in Kriegszeiten ein Wallenstein mehr auf die Herde vermag, als die sämtlichen Dominees der Remonstrantenstadt in friedlichen Tagen.

In dieser Zeit hat Adrianus Smoutius die aufsehenerregende Predigt abgehalten, in der er den Amsterdamer Gläubigen die Gerichte Gottes, die das arme holsteinische Land zerstörten, in seiner Weise erklärte: Jehova strafe den Herzog Friedrich mit der Verwüstung seines Landes, weil er die remonstrantischen Baalsdiener in sein Gebiet aufgenommen habe.

Der Lauf der Sache schien jedoch Friedrichstadt selber günstiger sein zu wollen, als man auf Grund der smoutianischen

Erklärung der göttlichen Absichten erwarten konnte. Im September kam ein herzoglicher Bote von der Gottorper Kanzlei mit der guten Nachricht, daß Wallenstein selber beim Herzog gewesen sei und versprochen habe, das Land in seinen Schutz zu nehmen und zu schonen. Man blieb also neutral. Der Kirchenbesuch ließ einstweilen nach und das Bedürfnis, sich an Danktagen für die glückliche Wendung der Verhältnisse zu beteiligen, war nur mäßig. Als man jedoch hörte, wie die Armee das Versprechen des Feldherrn erfüllte, stieg das religiöse Interesse wieder.

Anfangs Oktober erscheinen die ersten kaiserlichen Reiter auf dem Eiderdeich an der Dithmarscher Seite. Die Vorhut steht bei Lunden. Wären sie etwas früher ins Dithmarsche gekommen, so hätten sie den unglücklichen König Christian fangen können. Jetzt ist es ihm gelungen, von Glückstadt zu Schiff nach Büsum zu fahren und sich von dort über Tönning nach Kopenhagen zu flüchten.

Die Söldner des Herzogs, die das Fährhaus besetzt haben und zum großen Ärger der van Loos über den Prahm meistern, fahren die rohen Dragoner herüber, während der rote Janus. der seit Juli immer aktiv ist, die ganze Bürgerwache zusammentrommelt. Seitdem ist der schwarzhaarige Hauptmann der Dragoner faktisch Meister der Fähre und regelt einstweilen die Überfahrt von vier Kompagnien, die in der Remonstrantenstadt und ihrer Umgebung einquartiert werden sollen.

Nun fängt das Elend an. Die Stadt soll die Soldaten unterhalten und auf dem Lande wird der Bauer geprellt. Kein Weib ist vor den Bestien sicher.. Als Cornelius van Loo, der mit Mareiken und den Kindern im Fresenkoog hinter dem Deich wohnt, hört, daß die Kompagnie Kroaten bei ihm und den Nachbarn einquartiert werden soll, holt er den Gaul aus dem Stall, spannt ein und ladet die Truhen mit Leibzeug auf den Wagen. Dann gestattet er der Mareiken keinen Augenblick mehr und fährt sie und die Kinder nach Friedrichstadt. Geert Derks ist nämlich mit seinem Schiff in Amsterdam und kann seine Frau nicht beschirmen. Bei Geesteranus in der Stadt ist sie sicher. Der ist ein Freund des Geert geworden und ist der einzige Kolonist,

der sich rühmen kann, gut mit dem alten Cornelius zu stehen.

Als die Kroaten in ihr Quartier kommen, fluchen sie, weil sie nur einen alten Mann finden. Cornelius schenkt ihnen Branntwein und beteuert, daß er sie wie eine Mutter versorgen wolle. Er zecht mit ihnen und erzählt ihnen abends liederliche Geschichten von Weibern und Seemannsabenteuern. Und nachts schläft er ruhig in der Mitte seiner Gäste. Es ist eine ekelhaft stinkende Gesellschaft, aber Mareiken ist in Sicherheit und sein Geld liegt in der Truhe im Schlafzimmer des Geesteranus. Am siebzehnten Oktober ist es keinem Bürger erlaubt, den Deich zu betreten, wenn er dort nichts zu schaffen hat. Das Goldne Tor ist stark mit Schützen besetzt; sie lassen keinen passieren und treiben die Neugierigen zurück, wenn sie sich zu sehr auf dem Fürstenburgwall zusammendrängen. Die Salzweiber der Siederei haben einen freien Tag und machen es der Bürgerwache schwer; sie freuen sich auf das Bevorstehende.

Endlich, da kommt es vom Deich her und fast zu gleicher Zeit erscheinen um die Ecke des Binnenhafens die Söldner des Herzogs. Sie bahnen den Weg für den Statthalter, der hoch zu Roß, van de Wedde und van Dam neben sich, den Ankömmlingen entgegenreitet. Crayvanger thront als Bürgerkapitän beim Goldnen Tor auf seinem Biergaul und übersieht das Ganze.

Der kaiserliche Obrist Thomas Cerboni mit seinem Stab und fünf Kompagnien „Teutsch Kriegervolk zu Fuß“ sind über die Fähre gekommen und beehren auf ihrem Durchzug nach Tönning die Stadt mit einem Besuch. Beim Tor scharen sich die Trommler und Pfeifer rechts vom Weg. Der Obrist reitet mit seinen Offizieren hinein und wird vom Statthalter und den anderen zwei Regenten bewillkommnet. Der kleine bräunliche Italiener mustert mit seinen lauernden Augen die Umgebung und entdeckt eine frische holländische Frau auf der Freitreppe der de Haens. Der alte Geier hat in mehr als einer Beziehung einen Feldherrnblick. Dann wundert er sich, weil er plötzlich bemerkt, daß der Statthalter, dem er anfangs nur dem Scheine nach Aufmerksamkeit schenkte, ihn in flottem Italienisch anredet. Die beiden erzählen sich höflichst, wie groß die Freude und die

Ehre sei, die ihnen zuteil wird, und beide wünschen sie einander im Herzen zum Kuckuck, denn van Moersbergen sehnt sich nach der Abreise des Gastes, und dem anderen gefällt es nicht, daß Wallenstein ihm befohlen hat, die Holländerstadt rücksichtsvoll zu behandeln. Nach der Begrüßung ziehen die Soldaten ein und reiten die Herren hoch zu Roß an der Spitze der Truppen zum Markt. Der Gaul des Crayvanger schreitet mit bürgerlicher Gleichgültigkeit hinter dem Kriegsroß des Cerboni. Ein Gassenbube hat die unerhörte Frechheit „brrrr" zu rufen, und das Schützenpferd fällt aus der Rolle und bleibt wie ein Biergaul vor dem Wagen stehen, bis der Meister ihm mit den Sporen deutlich macht, daß man seinen Herrn nicht ungestraft blamieren kann.

Der grüne Markt erlebt etwas, das ihm noch nie passiert ist. Es wimmelt auf seinem Platz und unter den jungen, grünen Bäumen von Soldaten in Eisenrüstungen und farbigen Kleidern. Reiter traben auf und ab; Pferde ziehen Transportwagen; Säbel klirren und Musketen glänzen in der Sonne. Und eine Menge leichter. Frauen und Soldatenkinder, die Wallensteins Armeen überall hin begleiten, bewegen sich zwischen den rohen Kriegern. Im „Wapen van Frederikstad" geht es hoch her. Hauptleute, Leutnants und Fähnriche sitzen unter dem Dachschirm und trinken Bier. Das Kader und die gemeinen Soldaten gehen im Gastraum ab und an und das Töchterlein des Gastwirts wird konfus unter den zarten Blicken der hohen Herren, indem sie die groben Söldner zurückweisend behandelt.

Obrist Cerboni ist der Gast des van Moersbergen und Frau Occa macht es ihm mit ihrer kalten Würde in der Sphäre der statthälterlichen Familie recht ungemütlich. Eigentlich interessiert ihn das schmucke Zimmermädchen mehr als die gnädige Frau.

Aber ein Bild steht ihm immer vor Augen und läßt ihn nicht los. Das ist jene schöne Holländerin, augenscheinlich keine Dame, sondern eine Kleinbürgerliche, die dort beim Tor auf der Freitreppe stand. Ihre stattliche Figur beunruhigt ihn; ein köstliches Frauenzimmer! Er sieht sie im Laufe des Tages noch zweimal; zuerst mit einem magern, blonden Mann, der nach der

Kleidung zu urteilen, zwischen einem Protestantenpfaff und einem Kleinkaufmann steht, nachher mit dem alten Graukopf, der seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, als er morgens auf dem Prahm über die Eider fuhr.

Der Herr Obrist steht in der großen Stalltür am Mittelburgwall und mustert sein Reitpferd. Ein kluger Krieger hat immer ein lebhaftes Interesse für die vier Pferdebeine, denen er sich anvertraut! Sein Faktotum, ein riesiger Husar, zeigt ihm die Hufeisen und konsultiert den Obrist über eine Erneuerung dieses wichtigen Objektes. — „Ich sage euch, er holt Tönning nicht mit dem linken Vorderbein.“ — „Unsinn, das Eisen ist noch gut.“ — „Mit Erlaubnis zu sagen: Ihr urteilt wie ein Festungsartillerist, der sein eigenes Schuhwerk inspektiert. Ein Hufeisen ist kein Absatz!“ — „Nun gut, ich reite jetzt auf ihm und nachher läßt du den Hufschmied kommen.“ — „Wie? — unerhört; ich sage euch, das Pferd bleibt im Stall! — Ihr könnt den Cäsar nehmen; der Pedro ist kein Maultier, sondern ein anständiges Reiterpferd, das man nicht totreiten darf, es sei denn, im Notfalle.“ — „Verfluchter Querkopf!“ — „Es tut mir leid, aber ich lasse mich lieber hängen, als daß ich den Pedro jetzt gehen lasse.“ — „Du bist ein Flegel!“ — „Zu Befehl, Herr Obrist.“ — „Nun, ich gebe mich gewonnen, aber du bist ein übertreibender Narr; Pedro ist kein Frauenzimmer.“ — „Er ist ein Pferd, das Recht auf eine gute Behandlung hat.“ — „Nun gut, verhätschle du deinen Pedro, aber dann sollst du mir ausfindig machen — er beugte sich zum kauernden Riesen hinüber, damit der Musketier, der vor dem Stall auf Posten stand, es nicht hörte —, du sollst mir ausfindig machen, wer das Weib ist, das mit dem alten Graukopf, der heute Morgen den Prahm führte, durch die Stadt spaziert ist. Du bekommst einen Taler, wenn du mir nachher alles von ihr zu erzählen weißt... Verstanden?“ — „Zu Befehl, Herr Obrist. Ich gehorche euch stets auf den Wink. Ich möchte dann aber heute abend Urlaub haben.“ — „Versteht sich!“

Cerboni entfernte sich auf seinen krummen Reiterbeinen in die Richtung des Marktes.

Jacobus van Loo hat es hilde; alle Hände helfen mit;

nur die hochnasige Kröte aus dem Fresenkoog hat sich geweigert, einen Fuß ins Wirtshaus zu setzen! Die Gaststube ist voll Soldaten, die trinken und Karten spielen, ihre Flunkergeschichten zum besten geben, und die Friedrichstädter Kunden in Staunen setzen, wofern sie den vielfarbigen Sprachenkuddelmuddel verstehen. In einer Ecke sitzt Manuele an einem kleinen Tisch. Er flüstert mit einem Kerl, der ziemlich verlottert aussieht, jedoch anständig, halb militärisch angezogen ist. Manuele hält eine Rede, in der er die deutschen Wörter, die er zwischen Steiermark und Holstein gesammelt hat, vom Mailänder Dialekt überflutet werden. Weil ein Italiener nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit den Händen, Füßen, Knien und Gesichtszügen redet, leuchtet es dem roten Janus allmählich ein, daß er sich über den alten van Loo erkundigen will. Janus erzählt, was er weiß, und dient ein flämisch-deutsches Sprachengericht auf, das er mit den wenigen italienischen Wörtern, die er sich in seiner reichhaltigen, internationalen Vergangenheit gesammelt hat, würzt. Mareiken nennt er mit einer gewissen Reverenz und er läßt nicht viel über sie los; — was hat der Manuele mit Mareiken zu schaffen? — aber am Ende ist dieser so weit, wie er sein will. Er weiß, wo van Loo wohnt, und daß er bald, wenn die Soldaten verzogen sind, wieder mit seiner Tochter allein im einsamen Haus hinter dem Eiderdeich wohnen wird. Jetzt kann er sich dem Trunke ergeben. Sie saufen und zechen, bis Janus hinter jedes flämische Wort einen italienischen Ausgang setzt und in seliger Verwunderung entdeckt, daß er Italienisch spricht wie ein geborener Neapolitaner. Nun führt Manuele ihn feierlich zum Wirtshaus hinaus. Bald spazieren sie brüderlich Arm in Arm durch das Goldne Tor. Der Sergeant der Bürgerwache erinnert Janus daran, daß er am anderen Morgen früh auf dem Appell sein solle, und er antwortet in flottem Italienisch: „Si signore!“ Dann lavieren sie zum Markthaus, wo das Werbekontor sich befindet, und bevor Janus eigentlich recht weiß, was ihm geschehen ist, hat er sich für die Wallensteinische Armee anwerben lassen.

Als am nächsten Tag die dritte Kompagnie durchs Goldne Tor zieht, entdeckt der Sergeant der Bürgerwehr zu seinem

großen Erstaunen in der dritten Reihe einen Arquebusier, dessen Miene mit italienischer Ausdruckskraft sagt: „Ich pfeife auf euch, lausige Bürgermiliz!“ — Verdammt, der rote Janus!

Seit diesem Tag herrscht die Soldateska im armen Eiderstedter Lande. Die Remonstrantenstadt hat am wenigsten zu leiden, aber Koldenbüttel seufzt unter dem Griff des Ungeheuers, das weder Gut noch Ehre schont. Der Pastor des Dorfes predigt jeden Sonntag über das Offenbarungsbuch oder über die Greuel der Verwüstung, von denen der Prophet Daniel redet, und er mutmaßt, daß der jüngste Tag bevorstehe. Er wird am Ende selber zum Seher und schaut Reitergefechte und Völkerschlachten in der Luft. Der Erzengel Michael erscheint ihm im Traum und führt ihn auf den Eiderdeich. Dort steht er und weist gen Himmel: „Gottes Gerichte kommen übers Land, weil das Wort Gottes nicht mehr sauber und rein gelehrt wird und Ketzereien fortwuchern wie Wegerich. Während die Bauern saufen und spielen, anstatt sich vor Gott zu demütigen, siegt der Unglaube.“ Der Pastor erzählt es alles auf der Kanzel und erschüttert die Gemeinde. — „Als ich das hörte, schlug ich mir auf die Brust und seufzte: „Bin ich es?“ Aber er antwortete: „Nicht du, sondern jene dort.“ Sein flammendes Schwert wies auf den Remonstrantenturm und auf einen anderen, den ich euch nicht nennen will, wo ein Pastor ist, der im Verdacht des Kryptokalvinismus steht. Und er wies auf eure Gehöfte, das bezog sich jedoch nicht auf die Ketzerei und die Irrlichteleien; denn ich lehrte euch die ungefälschte Augustana invariata, sondern auf eure Saufereien!“

Die Predigten schlagen ein, und wenn es ein Gewitter gibt, erwarten viele den Weltrichter, der auf den Wolken kommen wird. — Die Sache lag jedoch einfacher, als der überspannte Pastor meinte. Die Macht siegte nur über das Recht.

In Witzwordt haust der Comte de Nagarolla. Schon der Name genügte, um den Bewohnern den Angstschweiß auf die Stirn zu bringen. Das arme Tönning hat es jedoch am schlimmsten. Dort hat Cerboni sein Quartier. Er wohnt auf dem Schloß und hat sich dort bequem eingerichtet.

Der Obrist sitzt mit seinem vertrauten Adjutanten in der

Schloßbibliothek und ruht sich von der Arbeit aus. „Wie steht es mit der Sache, von der wir nicht reden?“ — Der Adjutant schmunzelt und antwortet: „Gut, wenn der Herr Obrist Donnerstag nachts einen Spaziergang macht, soll er einmal an der Hintertür des dritten Bauernhofes an der Heerstraße vorsehen. Hier habt ihr den Schlüssel.“ — „Ach so, nun, ich bin neugierig.“ — Er blinzelt und lacht: „Stürze mich nicht in unerlaubte Abenteuer. Nur zarte, freundliche Überredung!“ — „Versteht sich, Herr Obrist.“

Der Adjutant hat nachher eine etwas bestimmtere Unterredung mit Manuele und teilt ihm mit, daß er so herzensgern einmal im dritten Bauernhof mit einer gewissen Mareike Derks zusammentreffen möchte. Manuele möge wohl gern etwas höher auf die militärische Leiter steigen. Ob es ihm auch möglich vorkomme, dem Adjutanten Hülfe zu leisten. Nur zarte und freundliche Überredung sei erwünscht. Zwei oder drei vertraute Leute würden genügen; das sei aber seine Sache. Natürlich solle der Obrist nichts davon wissen; es sei eben eine zarte Sache. Aber wenn der Adjutant nachher hören würde, daß Gewalt gebraucht sei, so würde es ihm höchst peinlich sein. — „Zu Befehl, Herr Adjutant!“

Manuele durchschaut die Sache. Ha ha, die großen Herren haben warme Herzen. Manuele, du schweigst wie das Grab, und nachher, wenn alles gelungen ist, bittest du den Obrist, dich zum Sergeant zu machen. Wenn man eine Treppe besteigt und lange Beine hat, soll man immer zwei Stufen zugleich nehmen. Sergeant sollst du werden! Sergeant Manuele, von den kaiserlichen Husaren. Ich möchte, daß meine Alte das erlebt hätte!

Vier Kaiserliche sitzen in einer Ecke des Stalls hinter den Pferden beim Spiel. Es sind drei vom Stallpersonal und der rote Janus, der sich über das Interesse, das die Herren Reiter einem armseligen Arquebusier zeigen, über alle Maßen freut und stolz ist auf die Freundschaft des Manuele und seiner Spießbrüder. Aber er ist schlau genug, zu bemerken, daß sie etwas von ihm wollen und ein Geheimnis haben. Sie erkundigten sich so eingehend nach verschiedenen örtlichen Verhältnissen in der Nähe Friedrichstadts, daß er neugierig geworden ist. Eigentlich

beunruhigt er sich auch ein bißchen; denn all die Erkundigungen drehen sich um Fresenkog, und dort wohnt nun gerade das einzige Menschenkind, vor dem er eine heilige Scheu hat und das ihm lieb ist, wie z. B. die Königin von Spanien einem alten Veteranen. Nun ja, das ist nur eine Art Vergleich, der dem Janus einmal durch den Kopf gegangen ist; er meint damit nur, daß er die reinste Ehrfurcht vor jenem Menschenkinde hegt. Nun will er doch herausbringen, was die Kerle nun gerade dort im Fresenkog ausrichten wollen. Janus hat an diesem Abend etwas außerordentliches geleistet und es war die innerliche Unruhe, die ihn dazu instand setzte. Jedesmal, als die Branntweinflasche herumging, hat er sich gebärdet, als tränke er wie ein Templer, und dennoch hat er kaum den Gaumen genetzt. Und dann hat er sich wie ein betrunkener Zecher benommen, bis er sich schließlich auf einer Bank hingelegt und es sich bequem gemacht hatte. Nun schnarcht er energisch, aber er spitzt die Ohren. Bald hört er den Namen der Mareiken nennen... Er mäßigt seine Nasenmusik und mit pochendem Herzen horcht er... Die schöne Mareiken... Fresenkog... nur der Alte... zwölf Uhr... morgen nachts... mit dem Graukopf rechnen wir bald ab... jeder bekommt vier Taler. Einer der Reiter erzählt es dem anderen, der den Manuele nicht gut verstanden hat, noch einmal auf Deutsch. Nun schweigen sie plötzlich und einer der Kameraden scheint auf den Schläfer aufmerksam zu machen. Er wird wenigstens bald beim Kragen gefaßt und durcheinander geschüttelt. — „Du, rotes Tier, gehe zu deinem Quartier; es ist schon elf Uhr.“ — Janus gebärdet sich, als könne er kaum aufrecht stehen und stolpert schließlich zur Tür hinaus.

Am nächsten Tag ist der Arquebusier Janus von Friedrichstadt mit dem Zunamen „der Rote“ desertiert.

Er hatte eine schlimme Nacht hinter dem Rücken. Das ganze Abenteuer mit den Kaiserlichen war ihm schon lange zuwider und manchmal hat er sich nach seiner verfallenen Wohnung in den Zelten zurückgesehnt; die Furcht hat ihn jedoch zurückgehalten. Nun kam das Schreckensgeheimnis dazu. Es saß ihm wie ein Alpdruck auf der Brust. Er hatte schon zehn „Ave Marias“ gebetet und noch fühlte er nicht die geringste

Beruhigung. Janus konnte nicht über viel moralisches Empfinden verfügen, jedoch wirkten heute Herz und Pflichtgefühl, wie sie es in langen Jahren nicht getan hatten, und sie sagten ihm: „Janus, jetzt sollst du selber handeln und es der Gnadenmutter nicht überlassen! Es gilt jene Frau, die das einzige Menschenkind ist, das noch wohl einmal ein gutes Wort für dich, roten Taugenichts, übrig hatte und das es nicht selbstverständlich, jedoch eine äußerst bedauerliche Sache fand, daß du solch ein fauler Lotterbube bist.“ — Janus mag die Frauen nicht gern; es liegt ihm nicht, die Weiber zu suchen, und sie wollen nichts von ihm wissen; sogar die Salzweiber mögen ihn nicht. Aber die Tochter des van Loo hat ihn, den roten Janus, immer wie einen Menschen behandelt; richtig so, als ob es schade um ihn sei, daß er saufe. Und eines Abends ist er besoffen mit Fisch an ihrer Tür gewesen; da hat sie sich nicht gefürchtet, sondern ihn strenge zurückgewiesen und gesagt: „wenn du betrunken bist, so kann ich als anständige Frau nicht mit dir reden. Morgen sollst du nüchtern wiederkommen.“ — Und am anderen Tag ist er wiedergekommen und hat sie gebeten, einen großen Fisch aus der Treene als Geschenk anzunehmen. Und das wollte sie!! Und er hat sich wohl zehn-, wohl zwanzigmal vorgenommen, nicht mehr zu saufen. Aber, ach, jener verruchte, jener herrliche Branntwein! Man kann ihn nicht entbehren. Janus verehrte Mareiken wie ein höheres Wesen. — Genau wie die „Mutter Gottes“, hatte er kurz vorher noch gedacht, als er sie mit ihrem Kind auf dem Arm gesehen hatte. Merkwürdig, wie der Janus das bißchen Religion, das er hatte, auf Maria konzentrierte. Es wäre ihm vielleicht besser gewesen, wenn er sich etwas mehr mit dem lieben Herrgott beschäftigt hätte, aber es war doch ein kleines Stück Poesie und verkümmerte Frömmigkeit in ihm. Er verehrte in ihr wahrlich nicht das verherrlichte Weib; seine Mariaverehrung hatte nichts schwüles. Sie war ihm die Gnadenmutter, von der er wenigstens ein bißchen schonende Rücksicht erwartete. Im Grunde hatte sich seine Himmelskönigin wohl mit der einzigen zarten Erinnerung aus lange verflogenen Tagen identifiziert. Mareiken mit ihrem Kinde — gerade wie die Mutter Gottes; — gerade wie

eine andere Mutter, deren Bild nie aus seinem Gedächtnis verschwunden ist. Ha ha, die Mutter war fein, aber ihr Kind war wohl garstig und hatte rote Haare. Das Kind der Mareiken hat sich nicht gescheut, die kleinen Händchen nach ihm auszustrecken. Nun wollen sie die Mutter schänden! Verdammte Untiere!

Aber kann er dafür? Er will es doch nicht tun; es ist doch nicht seine Sache; er hat andere Pflichten. — Der rote Janus Pflichten. — Macht nichts, wenn du deine Haut daran wagst; die Welt kann dich entbehren. Bist doch nur ein lumpiger Arquebusier, der die Bauern prellen soll. Und das letzte bißchen Lebensfreude, das du beim Fischen fandest, verspielt hast!

Als die Kompagnie am nächsten Tage im Eiderstedtchen marschierte, ist es ihm zu mächtig geworden. Hinter Witzwordt hat er sich davongemacht.

Nun steht er da als einsamer Deserteur im feindlichen Lande. Die Bauern schlagen die Tür zu, sobald sie ihn ankommen sehen; die Hunde bellen ihn an. Die Frauen und Kinder flüchten sich vor dem Krieger ohne Kopfbedeckung, mit dem häßlichen Gesicht und den roten Haaren. Er hat die Sturmhaube und das Gewehr von sich geworfen und will nun nach Friedrichstadt. Wie soll er nun aber die Kaiserlichen umgehen? — Es gibt keinen sicheren Weg. Janus geht quer durchs Land, entdeckt jedoch schon beim ersten Hof, den er passiert, Soldaten. Nun eilt er zurück. Der Angstschweiß träufelt ihm von der Stirn; er ist nicht mehr der alte, der mutige Wagehals von ehedem; der Trunk hat ihn zu übel mitgenommen. Bald wird er gefangen genommen und dann liegt der Strang für ihn fertig! — Du erreichst Fresenkog nie, Janus; fort nach Husum! — Wieder Soldaten auf der Heerstraße; Mutter Gottes, hilf! — Er verschwindet hinter einer Scheune. — Endlich erreicht er Husum. Nun kauft er sich einen Seemannsanzug und nachher läßt er sich den Voll- und Schnurrbart völlig abrasieren. Er stülpt die Matrosenmütze über den kurzgeschnittenen Kopf und nun atmet er auf. „Ave Maria, gratia plena; wenn ich wieder zu Hause bin, brenne ich dir zwanzig Kerzen auf einmal!“

Aber was nun? Die Angst, trotz seines veränderten Äuße-

ren dennoch erkannt zu werden, hält ihn von einem erneuerten Versuch, nach Fresenkog zu gehen, ab. Es gibt überall Soldaten. Er geht einstweilen in eine Matrosenwirtschaft; und nun kommt der unwiderstehliche Trieb, die Allgewalt der Trunksucht, das Lechzen nach dem verruchten, dem herrlichen Branntwein! — Er sucht im Trunke Vergessenheit.

Anne Bouwes und Geesteranus sind morgens früh nach Husum gegangen, um allerlei Geschäfte zu besorgen. Die beiden verstehen sich gut und einer zieht den anderen an. Eigentlich hat der ehemalige Pastor, der jetzt ein Kurzwarengeschäft am Mittelburgwall hat, in seinen jugendlichen Tagen mennonitische Neigungen gehabt. Das Schicksal hat ihn übel mitgenommen; denn er hat die Heimat unter schwerer Verdächtigung verlassen. Als er nach Friedrichstadt kam, hat van Moersbergen ihn anfangs nicht aufnehmen wollen, weil das „Hof van Holland" viertausend Gulden auf sein Haupt gesetzt hatte. Er sollte nämlich zu den Mordattentätern gehört haben, die Prinz Moritz hatten töten wollen. Zwei Jahre ruht der Verdacht schon auf dem gewesenen Pastor von Hoogblokland, und obschon seine Unschuld sonnenklar bewiesen war, hatten die Richter ihn immer noch nicht freigesprochen.

Er war ein nüchterner, schüchterner Mann, der sich im Leben am liebsten im Hintergrund hielt und der durch die verrückten Umstände als Mordattentäter in den Vordergrund geschoben wurde. Tatsächlich gehörte er zur Zeit des Mordanschlags zu den Christen der Bergpredigt und die Geschichte hat von ihm die Worte aufbewahrt: „Wenn ich die ganze Welt auf Kosten des Blutes oder des Lebens des Allergeringsten erlösen könnte, so würde ich weder mit Rat noch mit der Tat dazu behilflich sein wollen."

Er erzählte dem Anne von seinen früheren Ansichten, fügte jedoch hinzu, daß er sie jetzt nicht mehr hege. Die Lektüre eines Werkes über die Magistratsämter, das von einem sehr gelehrten Theologen geschrieben sei, habe ihn zu anderen Ansichten gebracht. — „Das muß wohl ein sehr gelehrter Herr gewesen sein, der beweisen kann, daß Christus nicht gemeint habe, was er sagte," meint Anne. „Lieber Freund, die Sache ist ganz ein-

fach: du sollst dem Bösen nicht widerstehen; basta!" — Cornelius Geesteranus bemüht sich, dem derben Gegner deutlich zu machen, wie man das verstehen solle, und läßt nicht nach, darauf hinzuweisen, daß Jesus selber die Viehkäufer mit einer Geißel aus dem Tempelhof vertrieben habe. Aber sogar dieses „argumentum ad hominem" überzeugt Anne nicht; er will sich eben ans Jesuswort halten und tut es unbefangen: du sollst dem Bösen nicht widerstehen! Nun wirft der sich ereifernde Geesteranus sich auf die praktische Beweisführung: „Aber lieber Anne, wenn die Kaiserlichen nun einmal deine liebe Mutter töten wollten und du es mit einer Gewalttat verhindern könntest?" — „Die Alte würde fröhlich sterben, wenn ihr Sohn dem Gebote des Herrn treu bliebe." — „Ach du, du läßt dich von deinem Vermahnbruder irre führen!" — „Die Gemeinde hat mich auf Antreiben des Vermahners gerade am letzten Sonntag ausgewiesen, weil ich mich gegen ihre lieblose Ausbannungssucht gesträubt habe. Ich stehe allein." — „Aber Anne, das hast du mir nicht einmal erzählt; das hättest du doch deinem besten Freund nicht verschweigen sollen." — „Man soll andere Leute nicht mit dem eigenen Leid belästigen." So unterhielten sich der klotzige Viehbauer und der schüchterne Weber-Pastor; der eine hielt sich an der Tempelhofszene und an den gelehrten Theologen, der andere an die Jesusworte der Bergpredigt und sie schüttelten die Köpfe über die Befangenheit des gegnerischen Urteils. Aber dennoch entzweiten sie sich nicht; nur der Geesteranus erboste sich ein wenig, weil Anne ihn nicht an seinem Leid hatte teilnehmen lassen.

Sie hatten ihre Tagesarbeit vollbracht, und weil es zu spät geworden war, um noch nach Hause zu gehen, faßten sie den Entschluß, in Husum zu übernachten. Nun saßen sie in der Gaststube und wärmten sich beim Feuer.

Plötzlich ergriff der Geesteranus den Arm des Freundes und flüsterte aufgeregt: „Aber Anne, guck denn doch, das ist der rote Janus!" Tatsächlich erschien er in der Tür und sah sich scheu in der Gaststube um. Es war ihm in der Matrosenwirtschaft zu eng geworden, als er dort auf einen Werber der Kaiserlichen gestoßen war. Als er die beiden sah, wollte er sich davon-

machen; dann zauderte er und trat endlich auf sie zu. — „Folget mir um Gottes willen; ich muß euch etwas sagen; es gilt Mareiken Derks; beeilt euch doch!“ Geesteranus schreckte auf; Anne stand ruhig auf und ging ohne sichtliche Erregung mit Janus; der Freund folgte mit verwundert ängstlichem Angesicht.

Janus zog sie in die Seitenstraße neben die Herberge und erzählte in großer Erregung alles, was er wußte. Als er darauf einen Söldner in die Gasse kommen sah, schrie er wild: „ein Wallensteiner!“ und rannte davon.

Anne faßte den Geesteranus unter den Arm und zog ihn mit. „Tue pünktlich, was ich sage, Freund; jetzt gilt es zu handeln. Du kannst reiten, nicht?“ — „Wenn es langsam geht, schon.“ — „Nein, im Galopp!“ — „Gott helfe mir, ich wage es!“ — „Gut, folge mir. Es ist schon neun Uhr; verzweifelt spät!“

Halb Zehn verließen zwei Reiter mit Genehmigung der Behörde das Tor. Not gibt Kraft; Geesteranus klammert sich an den Sattelknopf fest und stürzt sich in die wilde Jagd. Bald verliert er den Hut. Macht nichts. Nur zu, nur zu! „Wir können nicht durch Koldenbüttel reiten; die Kaiserlichen würden uns aufhalten. Rechts abschlagen; ich kenne den Weg durch die Fennen. Zum Eiderdeich! — Sie lassen das Dorf links liegen und reiten durch die Ländereien über schlüpfrige Wege. Endlich erreichen sie den Deich. Noch zwei Stunden Zeit! — „Nur zu, Dominee, Mut behalten!“

Am Hof des Cornelius van Loo steigen sie ab. Die Pferde werden bei der Hintertür hinter einer Scheune festgebunden und Geesteranus soll die Wache bei ihnen halten. Nun weckt Anne Bouwes die Einwohner. Schnell van Loo, schnell Frau Derks; nach Friedrichstadt; verlasset euch auf mich, ich bin ein Ehrenmann!“ — „Aber Anne, was ist los?“ — „Kleidet euch, kleidet die Kinder, macht denn doch Eile; ich erzähle es euch, wenn ihr nur handelt und nicht stille steht... So, da habt ihr die Kinder. Mareiken, um Gottes willen beeile dich, bald kommen sie und entführen dich, das Mordsvieh...“ — „Aber Anne...“ — „Kein aber, van Loo, wenn wir uns nicht schleunigst davonmachen, geschieht das Schlimmste.“ Anne erzählt mit kurzen Worten, was er vom roten Janus gehört hat, indem

Mareiken mit zitternden Fingern das jüngste Kind in ein dickes Umschlagetuch wickelt. „So, nun nimmst du mein Pferd, Frau Derks; kannst gut reiten, nicht, und wirst das kleinste Kind wohl halten können; ich gebe es dir, wenn du auf dem Roß sitzest; jetzt will ich es tragen. Der Vater hilft dir beim Aufsteigen; du reitest mit Geesteranus davon, der nimmt deinen Ältesten; nachher folgst du, Alter, auf deinem eigenen Gaul und dann bilde ich die Hinterhut. Ich gehe zu Fuß..." Es wird laut an die Haustür geklopft; — „Gott im Himmel, da sind sie!" Anne, der das leise weinende Kindlein schon in den Armen hat, überreicht es dem Alten. — „Folget mir, ich kenne den Weg durch den Stall; tut, was ich sage!" — Er nahm die Laterne vom Tisch und verbarg sie unter seinem Mantel. — „Kommt, wir gehen!" — Er ließ noch ein wenig Licht vor sich hinstrahlen, damit die anderen seiner Spur leichter folgen könnten; als sie im Stall angelangt waren, verhüllte er das Licht völlig. Die Kühe wurden unruhig; das Pferd erwachte und fing an zu trampeln. Da gleitet mit einem Male eine Gestalt an einem der kleinen Stallfenster vorbei; sie hält eine Laterne hoch über dem Kopf, damit sie vor sich hinschauen könne. Anne überschaut die Lage. Nun läßt er eben das volle Licht vor sich hinstrahlen und mustert die Umgebung. Plötzlich rennt er zur Stalltür, rückt den schweren Bolzen, womit sie geschlossen ist, vom Orte, wirft die Tür mit Gewalt auf und stürzt hinaus. Manuele steht vor ihm. Der Bolzen saust wie eine Titanensäule durch die Luft und zielt auf den Laternenträger. Ein dumpfer Schlag und der Italiener torkelt mit zermalmtem Schädel hintenüber. — Die anderen erscheinen in der Tür; van Loo hat die Laterne, die Anne von sich geworfen hat, in der Hand. — „Beeilt euch; Geesteranus steht hinter der Scheune — ich bleibe hier. Du Alter, verstecke dich im Heu."

Eine Minute später geht es im Galopp nach Friedrichstadt. Anne steht bei der Pforte, die auf den Weg geht, und wehrt sich gegen zwei Reiter; der Alte steht ihm zur Seite. — „Mache, daß du wegkommst, van Loo!" — „Ich verteidige Mareiken! — Hier Hund, das ist für dich!" Der Schlag fehlt und van Loo stürzt selber zur Erde. Anne hat sich schon fünf

Minuten verteidigt; die anderen sind schon in Sicherheit. — „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel ...“ Anne wirft den Bolzen weg und gibt sich gewonnen. Einer der zwei Soldaten nimmt die Gelegenheit wahr, die Pistole, die Bouwes ihm aus der Hand geschlagen hat, wieder aufzunehmen, und zielt nun auf ihn; aber der andere hat ihm schon eine Schlinge um den Körper geschlagen und wehrt nun dem Kameraden ab: „laß ab davon, wir liefern ihn lebendig ein. Schieße den Alten nur tot; den können wir nicht mitnehmen.“ — „Der ist schon krepiert; er guckt nach den Sternen und gähnt vor Erstaunen, weil er seine Seele nicht gen Himmel steigen sieht. Ha ha, mit ihm wird der Teufel schon fertig, ich verpulvere keinen Schuß an ihn.“

Der gebundene Bauer steht bewegungslos bei der Leiche des Manuele. Die Sturmhaube ist ihm bis über die Augen in den Kopf gedrückt und das verstümmelte Gesicht ist von Blut überströmt. Die Söldner wickeln ihren gefallenen Kameraden in eine Pferdedecke und binden ihn auf das Pferd des van Loo, das sie aus dem Stall geholt haben. Dann wird Anne Bouwes zwischen ihre Pferde gebunden und bald geht es im Trab nach Tönning. Annes lange Beine erlauben ihm kaum, mitzulaufen, und als man sich nachher auf einem verlassenen Bauernhof, wo die Kaiserlichen eine Station für die Wagentransporte eingerichtet haben, einen Wagen geliehen hat, wird er samt der Leiche auf das Fuhrwerk geladen. Dort liegt er erschöpft neben seinem Opfer, bis er als Mörder von unschuldig verirrten, sich nach dem Wege erkundigenden Söldner der Kaiserlichen Armee der Hauptwache übergeliefert wird.

Als der Herr Obrist nachts seinen Spaziergang auf der Heerstraße machte, passierten ihn zwei Husaren zu Pferd, die einen Wagen begleiten. Es liegt etwas Dunkles auf dem Wagen und neben jener regungslosen Masse sitzt ein gebundener Mann, dessen Kopf auf die Brust gesenkt ist. Sein Riesenhut zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Der Obrist wundert sich und geht seines Weges. Im Bauernhaus findet er den Adjutanten in höchster Erregung. Der weiß schon alles. Cerboni flucht dem Adjutanten die Haut voll, weil er nicht bessere Maßregeln ge-

nommen habe, hält es jedoch für besser, allmählich einzulenken. Am Ende reden sie ruhiger über die Sache, und als sie sich verabschieden, meint der Obrist: „wir hatten heute Riesenpech."

Zwei Tage später wird ein Matrose mit roten Haaren als Gefangener nach Tönning gebracht; ein Deserteur. Der rote Janus hat sich nämlich noch einmal an einen Durchbruch nach Friedrichstadt herangewagt. Er hatte gemeint, daß er jetzt dort wohl Gnade bei den Menschen finden würde und gehofft, daß Geert Derks ihn auf der nächsten Reise nach Holland mitnehmen würde. Er war bei seinem Versuch jedoch in Hände einer kaiserlichen Patrouille gefallen und erkannt worden.

Die Friedrichstädter haben den alten van Loo, kurz nachdem die Söldner abgezogen waren, an der Pforte seines Hofes vorgefunden. Zuerst dachten sie auch, daß er getötet sei, jedoch der mutige Pastor Selcart, der mitgegangen war, als ein Teil der Bürgerwache sich zur Befreiung der zwei Männer auf den Weg begeben hatte, entdeckte, daß der Alte noch lebte. Sie brachten ihn in das Haus des Geesteranus, und dort lag er nun im Krankenbett. Der gute Dominee Selcart, der nebenbei auch städtischer Arzt war, weil er nicht nur als Theologe, sondern auch als medicinae Doctor einen guten Namen hatte, wunderte sich bei jedem Besuch über den merkwürdigen Patienten, der dem Seelsorger viel Kummer und dem Doktor viel Freude bereitete, weil es tausendmal leichter war, seinen gesunden Körper als seine Seele zu kurieren.

Der Beichtvater, der mit der Seelsorge des Bouwes beauftragt war, erlebte noch größere Enttäuschungen in seiner Hirtenarbeit. Kopfschüttelnd verließ er die Zelle, wenn er mit dem Viehkäufer geredet hatte. — „Die Ketzerei hat ihn verrückt gemacht; der sitzt und grübelt und fürchtet sich dennoch keinen Augenblick vor dem Tode, wenngleich es feststeht, daß er schnurgerade zum Teufel eilen wird. Er redet wie ein betrunkener Satan, der seine Exegese zu den heiligen Evangelisten und den Aposteln zum besten gibt. Immer wieder die Bergpredigt! — „Du sollst dem Übel nicht widerstehen;" das Wort scheint ihm wie eine Biene im Kopf herumzusummen und macht ihn wahnsinnig. Bald seufzt er: „du sollst nicht töten!", und dann weint

der große Kerl; bald redet er wieder von der Liebe und sagt, daß sie stärker als der Tod sei. Bald schämt er sich, bald freut er sich. Bald ballt er die Fäuste, bald faltet er die Hände, und wenn man einen Anfall von Tobsucht erwartet, fängt er wieder an, von der Liebe zu reden. Ich glaube, es ist die reinste Besessenheit. Ich werde wenigstens aus ihm nicht klug. Ja ja, dahin kommt man, wenn man die Schrift wörtlich nimmt, anstatt sich von der Kirche belehren zu lassen. Gott bewahre uns vor der Ketzerei..."

Als Anne zum Galgenfeld geführt werden sollte, schrak er einen Augenblick zurück, als eine wohlbekannte Figur der Friedrichstädter Straße neben ihm gestellt wurde, um mit ihm den letzten Gang zu gehen. Darauf ergriff er die Hand der gebrochenen Gestalt neben sich und preßte sie in die seinige: „Janus, ich danke dir; halte dich gut, mein lieber Freund." — Janus sah ihn mit irrem Blick an; nun erkannte er ihn erst. „Anne Bouwes, was machst du hier?" — „Ganz einfach, Janus; wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen; wer einen Menschen tötet, soll getötet werden." — Janus verstand ihn kaum; sein Geist irrte ab und er sah Bouwes mit weit aufgesperrten Augen an: „Bouwes, mir ist so bange, mir ist so furchtbar, furchtbar bange!" — „Gott ist gnädig, Janus." — Der Gedanke fand kaum Halt in der armen Seele; sein Gesicht zuckte nervös und er lief schweigend neben seinem Schicksalsgenossen her, indem er einen Läufer nach dem anderen in seine Tasche gleiten ließ. — „Ave Maria, gratia plena... Gnadenmutter, erbarme dich meiner!"

„Janus, ich habe Mareiken Derks gerettet." Der Schicksalsgenosse sah ihn an und sagte mit stotternder Stimme: „Das war schön von dir; Gott lohne es dir." — Er sah wieder vor sich hin. Plötzlich faßte er Annes Arm und stammelte: „Ich kann nicht sterben, wenn du mich verachtest; ich habe dich einmal fälschlich beschuldigt; willst du es mir vergeben?" — „Versteht sich, mein Freund, ich habe mich schon lange mit dir versöhnt. Nun Janus, halte dich fromm."

Der lange klotzige Bauer geht nun ruhig seines Weges; er hat vergebens gegrübelt und hat am Ende doch sein Lebens-

prinzip nicht mit seinem Todesopfer zusammenreimen können. Jetzt grübelt er nicht mehr, und indem Janus nun mit verzweifelter Energie wie in letzter Kraftanstrengung seine Gebete hersagt, damit er im Angesicht des Todes möglichst viel Grüße zur Gnadenmutter hinaufschicke, geht Bouwes mit emporgehobenem Haupte seines Weges. Wenn die Friedrichstädter ihn jetzt gesehen hätten, würden sie seine Haltung königlich gefunden haben. Die Seele hat sich aus der Sphäre der Gegensätze losgelöst und schwingt sich in die unbegrenzte Klarheit des mystischen Empfindens empor. Jetzt keine Probleme mehr; nur innerliche Ruhe mit unaussprechlichem Inhalt!

Als er nachher unter dem Schandholz steht, tritt die derbe, gewaltige Wirklichkeit noch einmal mit voller Kraft empor. — „Er wollte sie schänden und ich habe ihm den Kopf eingeschlagen!" — Triumphierend regt sich die Urkraft des Riesen. — „In Gottes Namen, ich konnte nicht anders handeln!" — Nun noch ein liebliches, weltliches Bild... Mareiken... Ein derber Stoß in den Rücken... Gott sei mir gnädig!... Der Priester wendet sich kopfschüttelnd ab: „Dem Roten habe ich Absolution geben können, aber der Bauer ist leider Gottes unbekehrt zur Hölle gefahren. O gnädiger Gott, rute die Ketzerei aus, damit der Teufel seinen Willen nicht bekomme!"

Im Osten geht die Sonne auf.

Beim nächsten Gottesdienste der Danziger Mennoniten hat der Vermahnbruder nicht den Mut gehabt, über die ersten Pflichten eines wahren Christen zu reden.

Geesteranus greift im weiteren Verlaufe des Krieges lieber nach den gelehrten Theologen als nach der Bergpredigt. Wer soll es ihm verübeln?!

XIII.

WENN es keinen Krieg gegeben hätte, so wäre es Ende 1627 in der Remonstrantenstadt hoch hergegangen. Man hätte Pechtonnen gebrannt, Fackelzüge abgehalten und bis spät in die Nacht gefeiert. Denn endlich war der Handelskontrakt fix und fertig aus Brüssel gekommen und dem Statthalter überreicht worden.

Am Morgen nach dem großen Tag stand van de Wedde im Privatkontor des van Moersbergen am Fenster mit dem wichtigen Aktenstück in der Hand. Der rechte Arm macht breite, schwungvolle Gebärden und begleitet mit seinem Gestenspiel die sonoren Klänge seiner tiefen Baßstimme. Er hält eine Improvisation über die große Zukunft der Stadt... „Herr Statthalter, es glüht am Horizont! Bald steht die Sonne hoch am Himmel. Nun backt eure Steine, bauet eure Packhäuser und rüstet euch zum großen Aufschwung, ihr Kolonisten an der Eider. Das neue Holland eurer Träume hebt sich frisch und freu aus den Wellen eures Flusses empor, ein junger Wassergott.“ Er zauderte einen Augenblick und machte eine abwinkende Handbewegung, als wolle er einen hinderlichen Gedanken verscheuchen. Seine konventionelle Bildersprache hatte etwas Besonderes, das ihn und den Statthalter peinlich berührte. — Es war eben schon so viel Hoffnung in der Eider untergegangen. Beide dachten dasselbe und sagten nichts. Nun redet er weiter. „Haha, Statthalter, wenn ich euch einmal alles sagte, was sich aus den Tiefen meines Sinnens einen Ausweg sucht, so würdet ihr euch wundern. Es wühlt und tobt im Gehirn herum, befruchtende Gedanken strömen mir zu und bringen alles in Bewegung. Es soll sich abklären, und wenn es völlig durchsichtig geworden ist, so werdet ihr alle in meine Pläne hineinschauen und das Ungeahnte entdecken. Es wartete nur alles auf dieses epochemachende Dokument. Jetzt gehe ich frisch daran. Der Krieg wird zwar noch ein wenig hemmen, aber nachher ist der Hafen bald zu klein und es strebt vor unserer Stadt ein Mastenwald aus bauchigen Schiffsrümpfen empor. Jetzt sage ich noch nichts; ich sehe es jedoch vorschauenden Geistes und

ich täusche mich nicht. Nein, nein, es soll so kommen. Es ist mir, als sei ich jetzt ein von Gott begnadeter Kaufmannsprophet; der Weg liegt offen vor mir; am Ende glänzt der Triumph! Jetzt kann ich euch nichts mehr sagen, als daß ihr euch auf mich und auf den Kontrakt verlassen sollt."

Van Moersbergen sah den phantasierenden Kaufmann fast mitleidig an. Er gehörte zu den Menschen, denen die Phantasie nicht im Wege steht, und dergleichen Einbildungskraft war ihm fremd. Sie hatte ihn in der ersten Zeit immer wieder geärgert, weil van de Wedde ihn damit zu überstrahlen pflegte, nicht am wenigsten, wenn er in seiner Gegenwart einen Vortrag vor dem Herzog hielt und den jungen hochgeborenen Projektenmacher mit hinriß. Allmählich hatte er jedoch eingesehen, daß hinter den glänzenden Spekulationen keine ruhige, besonnene Einschätzung der Wirklichkeit lag und daß die Chancenrechnungen des Großkaufmanns mehr von vertrauensseligem Optimismus als von vorsichtigen Erwägungen getragen wurden. Van Moersbergen neigt sich über das Dokument und deutet auf den achten Artikel, der vom königlichen spanischen Kommissar spricht, mit dem Friedrichstadts Beamtenschaft bereichert werden solle. Es heißt dort, daß er den ganzen Handel mit Spanien kontrollieren und alle Waren, die nach diesem Lande verschifft werden, mit seinem Wahrzeichen versehen solle. Es wird an den Herzog die Anforderung gestellt, ihn mit aller Autorität, Gewalt und Freiheit zu bekleiden, damit es ihm ermöglicht werde, ungehindert Spaniens Interessen zu vertreten.

„Und was sollen wir mit diesem Manne anfangen, wenn er uns in die Quere tritt, Herr van de Wedde? Und was wird der Herzog ihm gegenüber vermögen, abgesehen davon, daß ich solch einen Machthaber neben mir dulden muß?"

„Ach, Herr Statthalter, alles wird flott von statten gehen. Ein wenig Takt, ein wenig Entgegenkommen, und jener Mann wird unserer Sache zu unberechenbarem Vorteil sein. Alles kann nun an Ort und Stelle geregelt werden; sein Wort genügt, den frechsten Kaper einzuschüchtern; seine Pässe bahnen uns den sicheren Wasserweg quer durch die Seeräuber hin. Gerade das, was uns fehlt! Der Bruder unserers Paters Nicolaas ist gewiß der

rechte Mann am rechten Ort. Seid doch keine Schwarzseher; jetzt kommt die goldene Zeit!"

„Nun gut, nun gut, hoffentlich habt ihr recht; mir graut jedoch vor der spanischen Herrschaft, die sich hier breit machen wird. Schließlich sind wir doch Kinder jener Heldenväter, die das spanische Joch abgeschüttelt haben."

„Ach wie, ein Handelskommissar wird er sein und nichts mehr. Den werde ich wohl ins rechte Geleise drängen!"

Der Statthalter warf einen zornigen Blick auf den Rival, der immer der Führer der Remonstrantenstadt und der unentbehrliche Lenker ihres Schicksals zu sein meinte. — „Entschuldiget mich, Herr van de Wedde, jetzt muß ich mich zur Reise nach Gottorp rüsten. Der Herzog hat mich dorthin entboten und ich soll ihm als Statthalter einen Vortrag über die jetzt zu treffenden Maßregeln halten." Dieser Pfeil hatte eine scharfe Spitze; denn der Gründer der Stadt wurde in der letzten Zeit vom Fürsten geschnitten und hatte manche Zurücksetzung von der Gottorper Kanzlei entgegenzunehmen. Van de Wedde verabschiedete sich kühl.

Zu Hause hatte er einen jener Wutausbrüche über die Treulosigkeit des hohen Gönners, der nicht mehr auf ihn hören wolle und sich von allerlei Mittelmäßigkeiten führen lasse. — Das kam seit dem Tode des Sohnes wiederholt vor.

Mutter Martha ließ ihn austoben; sie wußte, daß der Zorn sich gegen sie kehren würde, wenn sie ihm jetzt widerspräche. Und ihre Liebe sagte ihr, daß sie alles, was den Ehegatten von ihr entfernen könnte, vermeiden sollte, weil er ihrer Unterstützung mehr als ehedem, wo der Sohn noch lebte, bedürfe. Die arme Frau hatte eine schwere Lebensaufgabe. Seit der Sohn gestorben war, fand sie für sich selbst nirgends mehr Rückhalt, und sie mußte ihr bitteres Leid allein tragen. Sie hatte den zuversichtlichen Glauben an ihren Mann verloren und es hatte sie mit Schrecken erfüllt, als sie entdeckt hatte, daß er sich nach dem ersten lähmenden Schmerz über Tonis Hinscheiden mit wachsender Maßlosigkeit seinen Welthandelsphantasien ergab. Er erzählte ihr trotz ihres Flehens wenig von der finanziellen Lage der Firma, es konnte ihr jedoch nicht verborgen

bleiben, daß er manche schwere Stunde auf dem Kontor erlebte und die Wucht der geschäftlichen Sorgen ihn zu schlimm drückten. Sein Haar wurde grauer, sein Auge unruhiger und seine Zukunftspläne wurden gewaltiger. Wenn Frau Martha alles ruhig erwog, sah sie wohl ein, daß es schief ging. Und dennoch gab es Augenblicke, wo sie der Überzeugungskraft ihres Mannes nicht gewachsen war. Dann gab sie zaudernd nach und ließ sich vom Reize seiner beseelten Worte mitschleppen; dann wurde sie unruhig und empörte sich gegen das böse Schicksal, das mit ihnen zu spielen schien; dann flammte die Hoffnung wieder auf und sie sah in ihrem Manne ein verkanntes Genie, dem es nur an Erfolg mangelte. Aber wenn er nicht mehr vor ihr stand und redete, verschwand der Zauber allmählich, bis der Zweifel kam und die nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit ihr die Dinge wieder in den richtigen Verhältnissen sehen ließ.

„Nach dem Krieg, meine liebe Frau, nach dem Kriege wird die Welt sich wundern. Ich stöbere das Geld wohl auf. Es wäre zu toll, wenn man mich gerade im kritischen Moment im Stich lassen würde. Das wäre ja der reinste Blödsinn. Und die Gläubiger sollen warten. Wenn die rücksichtslosen Kerle nur ihr eigenes kleinliches Privatinteresse gelten lassen, so werde ich ihnen klar machen, daß das Gemeinwohl, in casu der Aufschwung des Handelshauses ihres Führers, in erster Linie in Betracht kommt. Nachher werden sie mir, wie ich schon oft sagte, auf den Knien danken. — Martha, gucke nicht so bedrückt drein. — Ich kann es nicht vertragen. — Glaubst nicht mehr an deinen Mann? Und hast kein Gottvertrauen mehr? Du, die du so fromm bist, sollst doch einsehen, daß wir auf ihn bauen können. Sind wir keine um des Glaubens willen Ausgewanderten? Haben wir den Zufluchtsort seiner Getreuen nicht gegründet; soll er uns beschämen? — Nein, dann steht mein Glauben fester als der deinige, wenn ich schon nicht so viel in der Bibel lese wie du.“

Mutter Marthas Glauben sieht ein bißchen anders aus als derjenige ihres Mannes. Sie hat in der Nacht der Verzweiflung beim Totenlager ihres Sohnes gerungen, bis es stille in ihr geworden ist und der Sturm sich gelegt hat. Sie hat sich in jenen

dunklen Tagen, als sie durch das Jammertal ging, keinen wohlfeilen Trost zurechtgeredet und sie ist im Innersten wohl einmal ungeduldig geworden, wenn der gutgemeinte Schwatz des landläufigen Beileids es für sie tun wollte. Aber sie hat sich unter ihr Schicksal wie unter Gottes Joch gebeugt und schweigen gelernt, ohne erklären zu wollen. Mutter Martha hat sich mit dem Leid vertragen, weil sie Gott vertragen lernte. Nun ist es ihr, als höre sie ein Kind über Gottvertrauen reden, — ein Kind, das dem Vater das Erwünschte abzwingen will.

Sie spricht ihrem Mann von Ergebung, findet jedoch den Weg zu seinem Gemüt nicht. Er redet immer weiter und schließt mit einer Auseinandersetzung der mächtigen Resultate, die er sich von der Salztransportfahrt verspricht. Nun beschreibt er sein System, seine höhere Handelspolitik, die zum Ziel führen muß; nun steht er in seiner Kraft vor der Mutter und schildert ihr schließlich die bevorstehende Blüte der Stadt so lebhaft, daß es der Martha allmählich wird, als sähe sie auf dem weiten Wasserweg nach Spanien hier und dort und immer weiter Schiff nach Schiff — eine Kette zwischen den portugiesischen Salzgruben und dem grünen Markt zu Friedrichstadt. — Kann sie dafür, daß der alte Heldenton, den sie als junges Mädchen in dem braunlockigen Schwärmer bewundert und der ihr Herz gewonnen hat, sie jetzt noch einmal besiegt? Sie bemüht sich, ihm glauben zu können. Vielleicht... vielleicht hat er recht, und sie ist nur ein dummes Frauenzimmer. Endlich spricht sie halb flüsternd: „Willem, rede mit den anderen nicht zu viel über die Sache; sonst mißlingt es wieder, weil sie sich hineinmischen und dich zur Seite drängen!“ — Nun ist Frau Marthas Innerstes wieder unruhig. Niedergeschlagene Hoffnung hebt sich empor wie ein verwundeter Krieger, der wieder hochkommen will und sich selbst vorredet, daß er nicht schon halb verblutet sei. — „Willem, mein Willem ist ungeachtet aller seiner Fehler doch ein hochbegabter Mensch, nur ein wenig zu phantastisch! Wenn die ungeahnten Widerwärtigkeiten nur nicht immer wie aus dem Boden emporgestiegen wären, so hätte er es sehr weit gebracht. Wer gründet eine Stadt; wer zwingt einer mächtigen Nation einen Handelstraktat ab; wer lenkt den Willen eines

regierenden Fürsten, wenn er kein hervorragender Mensch ist?! Er konnte nicht dafür, daß das Schicksal ihm unhold war. Nur ein Gott oder ein Prophet, dem sich die Zukunft entschleiert, sieht im voraus, wie die dunklen Mächte dem Menschen in die Quere treten. Wenn der Krieg nun einmal aufhörte und er die Früchte des Traktates pflücken könnte. Er ist der Mann in Friedrichstadt. Er hat die Kraftfigur des Paters Nicolaas für den Herzog gewonnen und durch sein Bemühen kommt dessen Bruder nun als spanischer Kommissar nach der Stadt meines Mannes! Wer anders leistet solches?

Der Spanier... ein Diener des spanischen Königs, des Landesfeindes! — Welcher Teufel flüstert der armen Frau van de Wedde diese Gedanken gerade jetzt ins Ohr? — Frau Martha ist eine echte Remonstrantentochter... ihr Herz hängt an Holland. — Ihr Mann erwartet alles von der Freundschaft mit dem Spanier, der das Vaterland erwürgen will. — Ist er auf Gottes Wegen?

Mutter Martha ist nur eine beschränkte Frau, deren Kopf nicht alles verarbeiten kann; das hat Rektor Gualtherus ihr einmal mit vorsichtigen Worten deutlich gemacht. Nun denkt sie an diese weisen Belehrungen und lächelt ein bißchen um die Männermoral, die kraft ihrer erhabenen Weisheit für Frauen ihrer Art unergründlich ist. Nun wird Willem in ihren Gedanken wieder gewöhnlicher. Zum Glück kommen gerade die Kinder aus der Schule; hungrige Mägen und frohe Herzen! — „Mutter, wo bist du?“ klingt es in der Diele. Bald umschlingen vier Arme sie und zwei Kindermünder küssen sie, daß es klappt. Nun klingt Mutters helles Lachen durchs Zimmer; nun ist sie nur Mutter. Wim, der Allerjüngste, hat ein Loch in den Hosen und die kleine Mietje hat die Finger voll Tinte. — „Kinder, was soll ich mit euch anfangen? — Schnell, wascht euch und ruft Geertje!“ — Die zwei Kleinen machen ihr riesig viel Freude; sie sind bedeutend jünger als Geertje. Es sind Nesthäkchen, die mehrere Jahre nach Antonius geboren sind. — „Kinder, sagt der Schwester, daß sie die Pfannekuchen anrichten soll.“ — Pfannekuchen! — Sie hat sich schon auf die Wirkung des Wortes gefreut. Ha ha, Vater ist fast ebenso froh wie die

Kinder, als Geertje mit glühenden Wangen die dampfende Schüssel aufträgt, und er vergißt eine Weile alle Sorgen, als Mutter mit gewandtem Schwung den ersten Kuchen auf seinen Teller legt.

Es dauerte noch ein volles Jahr, bevor der Kommissar erschien. Im Laufe dieses Zeitraumes ist der Gerichtsdiener eine bekannte Figur auf dem Kontor des van de Wedde geworden. Es ist sogar in der Abwesenheit des Kaufmanns ein „Mandatum poenale“ von der Kanzlei zu Gottorp ins Haus der Familie besorgt worden, in dem der Schuldner ermahnt wird, innerhalb vierzehn Tagen die Schuld an Otto Blohm zu zahlen. Das hat der armen Mutter Martha die Augen völlig geöffnet. Van de Wedde mußte sich kurz nach seiner Heimkehr beim Herzog entschuldigen. Er könne selber nicht zur Erledigung gewisser Geschäfte nach Gottorp kommen, weil seine Frau, die gerade von einer Krankheit wieder hergestellt war, wieder zusammengebrochen sei, als das Strafmandat gekommen.

Ende November hält Quirinus Jansenius seinen Einzug in der Remonstrantenstadt und mit ihm fängt die Tyrannei des spanischen Hauses in der Remonstrantenstadt an. Mit dem „spanischen Hause“ meint der Friedrichstädter Kolonist nicht etwa die Abzweigung der Habsburger Dynastie, die zu Madrid schaltet und waltet, sondern ein Haus am Fürstenburgwall. Es hat einen unschuldigen holländischen Treppengiebel und guckt mit unverfrorener, steinerner Stirn über den Eiderdeich hinweg, als wäre es ein Bruder unter den Brüdern, es hat jedoch ein spanisches Herz.

Nun geht es bald in den Regierungskreisen Friedrichstadts wunderlich her. Van Moersbergen thront im Statthalteramt als adeliger Vertreter des Herzogs, der als Bindeglied zwischen der allerhöchsten Stelle und der importierten Bürgeraristokratie die Regenten meistern soll und es auch gern tut. Auf dem Rathaus bilden die Stadtväter eine machtlose Mehrheit, die gegen den Ütrechter Junker intrigiert und ihn beim Herzog anschwärzen. An der Ecke des Fürstenburgwalls grollt van de Wedde, weil er als erster Bürger nächst dem Statthalter allmählich mehr zurückgestellt wird, obschon er noch immer die Seele der Han-

delspolitik ist, die einstweilen noch in die von ihm angewiesenen Bahnen gelenkt wird. Und im spanischen Haus sitzt der spanische Spion, der als Kommissar den Herzog mitsamt allen anderen Herren tyrannisiert. Er ist ein taktloser Grobian, der seine Anstellung dem Nepotismus seines Bruders, des Jesuitenpaters, und dem Mangel an Einsicht der unfähigen spanischen Regierung zu Brüssel verdankte. Man würde ihm jedoch kein Recht widerfahren lassen, wenn man seine eigene Frechheit nicht als dritten im Bunde nennen würde.

Quirinus Jansenius hat es verstanden, nicht nur durch rigoristische Zupassung der Brüsseler Vorschriften, sondern auch durch widergesetzliche Maßregeln den spanischen Handel und die aufblühende Heringsfischerei zugrunde zu richten. Er hat den Herzog mitsamt der Gottorper Kanzlei und van Moersbergen an der Nase herumgeführt, bis der kluge Resident des Herzogs zu Brüssel, der Ritter Rodenburgh, seine Entlassung bei der spanischen Regierung bewirkte. Das geschah erst zehn Jahre später. Der Beschuldigungsakt, den die Kanzlei des Herzogs damals zusammenstellte, fängt mit der Erklärung an, daß die ganze Stadt ruiniert werden würde, wenn es so weiter ginge, und daß man über seine Sünden ein Buch voll schreiben könnte. — Weil das Buch jedoch nicht für den Kommissar, sondern auch für die Fähigkeiten des Herzogs und seiner Räte eine Blamage gewesen wäre, konzentrierte sich die Anklage in dreizehn Punkte, die völlig genügten, um den Herren in Brüssel deutlich zu machen, daß sie keinen Beamten hätten finden können, der sich besser dazu eignete, als Sündenbock für die Dummheiten von Brüssel und Gottorp zu dienen, als der freche Quirinus zu Friedrichstadt.

Das spanische Haus! — Wenn jemals ein altväterlicher Fluch durch Multiplikation effektiv hätte werden können, so würde es schon lange nicht mehr stehen, sondern schon in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderst zur Verdammnis geschickt worden sein. Aber Quirinus pfeift auf seine Feinde. Wenn das Gesindel, das sich beim Jakob van Loo den Kopf heiß machen läßt, ihm die Fenster einwirft, fordert er auf dem Rathaus Schadenersatz und tadelt in hochmütigem Ton

den Schultheißen und seinen Diener mitsamt dem Chef der Polizei im Statthalterhaus. Die Kinder meinen: wenn sie seinem Hund etwas zu leid tun, so sage er es dem König von Spanien, und wer weiß, was dann passiere. Und es scheint wohl, daß der Herzog ebenso wie die Kinder denkt.

Gosewinus Neyendael klopft mit zaghafter Hand an die Tür des spanischen Hauses und überreicht mit bebenden Fingern die Steuerzettel, als der große Mann zufälligerweise selber die Tür öffnet. — „Donnerwetter, was soll das?" — „Steuerzettel, gnädiger Herr!" — „Steuerzettel? bist verrückt? Fort mit dem Schund; laß die Herren die Zettel zu nützlicheren Zwecken verwenden. Ich bezahle keine Steuer; stehst auf spanischem Boden, verstehst du!"

Am nächsten Tag empfangen die Herren auf dem Rathaus einen Brief, in dem Quirinus seinen Standpunkt klar macht. Er will keine Steuer bezahlen. Er wünscht des weiteren wenigstens fünfzig Reichstaler Hausmieteindemnität zu empfangen, und weder er noch sein Personal sollen der Friedrichstädter Rechtssprache unterworfen sein. Herr Willem van Dam ist außer sich und die anderen Herren schütteln die Köpfe. Der erstere schlägt vor, jenem Frechdachse die Ohren einmal tüchtig zu waschen, die anderen jedoch sind bedenklich und wollen die Sache dem Herzog unterbreiten. Bald kratzt die ganze Kanzlei zu Gottorp sich hinter die Ohren und der Herzog läßt sich nichts anmerken, was er vom spanischen Kommissar denkt; jedoch hält er es für geraten, seinen gnädigen Willen in seiner vollen Milde zu entfalten. Jansenius lächelt zufrieden, als ihm die „Exemtio" von der städtischen Jurisdiktion und von den Imposten zugesagt wird. — „Wir werden sie wohl mürbe machen, Alexos," sagt er auf spanisch zu seinem Geheimschreiber, und dieser sagt dasselbe in höfischerem Stil und mit mehr Grandezza, als seinem Herrn zur Verfügung steht.

„Spaniolisatus ille", mit diesen Worten hat der gelehrte Herr Rektor den Mann im spanischen Hause einmal bezeichnet. Das war jedoch in jenen späteren Zeiten, wo dem würdigen Gualtherus die Binde von den Augen gefallen war und er seinen heiligen Zorn in mächtigen Briefen an den „supremen Rat"

zu Brüssel und an den Herzog entlud. Einer dieser Briefe schließt mit der väterlichen Ermahnung: „Vale et nobiscum sycophantae morsus magno animo contemne," das heißt in der Sprache ungelehrter Leute: Wir grüßen euch und raten euch, mit uns die Bisse jenes Zuträgers hochherzig zu verachten." Das waren zweifelsohne mächtige Worte, jedoch konnten sie die peinliche Wahrheit nicht beseitigen, daß Marcus Gualtherus dem Kommissar einst ein Gedicht in lateinischen Versen gewidmet und sich dazu verstiegen hatte, Friedrichstadt mit dem alten Rom, die Eider mit der Tiber und das spanische Haus mit einem der Hügel, auf denen die Stadt gebaut war, zu vergleichen. „Collis Quirinalis noster" — „unser quirinalischer Hügel" hieß es im schwungvollen Poem, das der unglückliche Dichter nachher wohl hätte auffressen mögen, wenn es damit nur aus dem Gedächtnis der Bürger ausgewischt worden wäre. Es hatte jedoch einen zu tiefen Eindruck gemacht und Willem van Dam hat ihn immer wieder mit seinen schalkhaften Neckereien mit der „collis quirinalis" gequält.

Wer sollte es dem kleinen Rektor verübeln, daß er sich anfangs ein bißchen versah?! Es gab mehrere hervorragende Männer, die sich recht menschlich im Kommissar geirrt hatten. Oder hatte er die überschwenglichen Lobreden des van de Wedde nicht mit anhören müssen und verkehrte der Statthalter selber wider Erwarten nicht bald auf sehr vertraulichem Fuße mit jenem Jansenius? Leider Gottes, ja, so war es.

Der Rektor hat sich mit seinen lateinischen Herzensergüssen ein bißchen blamiert, und schließlich hat er dem „Sycophanten" mörderische Federstiche versetzen können, die den ungezogenen van Dam dazu veranlaßten, ihn in einer geistvollen Tischrede als dem Hauptmann der Erstürmer des collis quirinalis zu huldigen. Dem Statthalter jedoch sind aus der Verbrüderung mit diesem Menschen die Schicksalsfäden gesponnen worden, die zu seinem Sturze führten. Und van de Wedde zählte den Kommissar bald unter jene rücksichtslosen Gläubiger, die ihn wie ein verblutendes Wild hetzten, bis er zusammenbrach.

Es ist leider eine bedauerliche Tragödie, die Geschichte der Pioniere jener Remonstrantenstadt.

XIV.

ENDLICH hat Wallenstein sich genötigt gesehen, mit König Christian Frieden zu schließen. Bei Stralsund hatten sich die Kriegschancen gewendet und es war ihm nicht gelungen, die Stadt einzunehmen; seitdem wollte es nicht mehr flotten, und weil die Franzosen den Kaiser überdies in Italien bedrohten, mußte er wohl nachgeben. Der Bericht des Friedens erreichte Friedrichstadt Ende Mai des Jahres 1629, und bald fing nun der Abzug der Kaiserlichen an. Der Prahm des van Loo krachte und seufzte unter den Kanonen, führte eine Kompagnie nach der anderen hinüber, transportierte Frachtwagen, Kühe und Schweine, und am Ende trampelten auch die Pferde des Stabes auf seinem feuchten Holzboden. Der kleine Italiener mit den Feueraugen steht inmitten seines Stabes hinten auf der Prahm. Cerboni hat im Fährhaus und auf dem Deich nach dem alten Graukopf und nach dem blonden Frauenzimmer gesucht, hat sie jedoch nicht entdeckt. Van Loo wurde eben von der besorgten Tochter im Hause des Geesteranus gefangen gehalten. Nun scherzt Cerboni mit seinen Offizieren über das alte Weibsbild, das ihn auf dem Deich wie eine Bußprophetin angeredet hat und das von einem Schiffer und einigen Schützen entfernt worden ist. Was die alte Kröte wohl gesagt haben mag? — Ein sonderbares Nest, jene Holländerkolonie. — „Siehe, dort auf dem Schiff, da steht sie wieder.“

Eine große alte Frau mit wirren weißen Haaren steht auf der Kampagne eines Dreimasters. Sie hebt die langen, mageren Arme gen Himmel und schreit dem Obrist Cerboni ein Abschiedswort nach. Ihre Stimme verklingt auf dem Wasser.

Als man die Alte ins Fährhaus gebracht und den Sorgen der Gastwirtin überlassen hatte, war es ihr gelungen, durch die Küchentür zu entwischen und das Schiff des Geert Derks zu erreichen. Nun kreischt sie von oben herab: „Wehe euch, Mörder und Frauenschänder; jetzt vollzieht Gott seine Gerichte an euch, denn ihr habt das Blut seiner Heiligen vergossen! — Der Tag der Vergeltung ist da! Die Erde wird euch verschlingen

und das Wasser wird euch überfluten und aus den schwarzen Wolken wird es Pech auf euch regnen! Es sind die Strafgerichte Gottes, die ich euch im Namen des zürnenden Weltrichters verkünde. Und Anne Bouwes wird mit weißen Gewändern bekleidet werden! Mein lieber Anne wird euch im bevorstehenden jüngsten Gericht vor Gottes Thron verklagen. Wehe euch, Mörder und Frauenschänder..."

Geesteranus, einer der Schützen, die sie vorhin entfernt hatten, war ihr gefolgt, als er zu spät entdeckt hatte, daß sie entwischt sei. Nun zog er sie zurück und sagte: „Komm Mutter, beruhige dich; wir wollen unseren Feind doch nicht verfluchen."

Die Alte sah ihn mit wirrem, unsicherem Blick an; dann leuchteten ihre Augen plötzlich in wahnsinniger Glut auf: „Geesteranus, ich fluche ihm nicht, sondern Gott tut es durch meinen Mund; ich sage ihm Gottes Gerichte an. Ich rede in Gottes Namen; ich kann nicht dafür!"

Nachher hat Mareiken sie beruhigt; und als die arme geistesgestörte Mennonitin abends in ihrem Bett lag und Mareiken ihr den gewohnten Abendbesuch machte, flüsterte sie: „Ich bin wieder wunderlich gewesen, nicht Mareiken? Mache du nun das Abendbrot für Anne fertig. Er kommt immer so spät nach Hause, wenn er in Husum gewesen ist, und dann schlafe ich schon; und am nächsten Morgen ist er schon wieder weg. Er hat so viel zu tun. Höre einmal, Mareiken!" — Sie zog ihre treue Pflegerin zu sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Anne mag dich so gern; du sollst es ihm nicht sagen, daß ich es dir verraten habe; aber du wirst ihn heiraten, nicht?"

Jenseits der Eider ziehen die Wallensteiner ab und plündern das Dithmarscher Land.

Nach den Kaiserlichen sind die königlich Dänischen gekommen. Diese haben es nicht so bunt gemacht. Als der königliche Prinz Ulrich und General Morgan die Deputation der besorgten Stadtväter empfingen und die zwei Oxhoft Wein, die man ihnen anbot, gnädigst entgegennahmen, waren sie recht entgegenkommend und gaben den Holländern gleich anstatt der jetzt verlaufenen kaiserlichen eine königliche Salvegarde. Die Herren waren zu Friedrichstadt die Gäste des van de Wedde,

und sie ließen sich als die Befreier feiern. Es kostete der Stadt viel Geld, aber mit allem dem hatte sie sich eine schonende Behandlung gesichert. Jetzt konnte der Überseehandel sich wieder entfalten, und Friedrichstadt hatte Grund sich zu freuen, weil es seine Neutralität hatte behaupten können und weil der Krieg gelinde mit ihm verfahren war, während die Feinde das umliegende Land jämmerlich zerstört hatten.

Endlich war auch der letzte dänische Soldat abgezogen. Und als am zweiten Dezember auf allerhöchsten Befehl ein Bet- und Danktag gefeiert wurde, schickte sogar der gleichgültigste Kolonist diesem letzten Manne ein „Gott sei Dank!" nach. Die Söldner waren eben den Friedrichstädtern zuwider, gleichviel, ob es Kaiserliche oder Königliche waren. Sie hielten sich lieber zu den Schützen, denen man die Töchter ruhig einmal anvertrauen konnte und die in den ernstesten Augenblicken ihres friedlichen Schützendaseins auf den Vogel schossen oder trotz den Androhungen der Sergeanten lustig mit den Musketen knallten, wenn sie von der Übung oder von der Wache heimkehrten.

Die Remonstrantenstadt war neun Jahre alt, als einer ihrer hervorragendsten Pioniere zum zweiten Male in die Register der Kirche eingeschrieben wurde. Es war Nicolaas Grevinchovius, der als erster Pastor und als Repräsentant der Führer der Brüderschaft in den zwanziger Jahren eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Jetzt kam er für seine Privatinteressen. Er hatte sich nämlich zeitweise von seiner Rotterdamer Gemeinde losgemacht, um von seinem Kapital, das in holsteinischen Bedeichungswerken angelegt und jämmerlich zusammengeschrumpft war, zu retten, was noch gerettet werden konnte. Nun wohnt er im Eckhaus am Markt beim Kleidermacher Pietersen. Seine Tochter führt den kleinen Haushalt und erleichtert dem früh alternden Vater und dem kränklichen Bruder das Leben.

Vater und Sohn sitzen abends oft vor dem Hause auf der Bank. Der erstere raucht seine Tabakspfeife und bläst die Wolken behaglich in die Abendluft hinein, bis die Gäste kommen. Täglich erscheinen sie, wenn wenigstens das Wetter es gestattet, vor dem Hause zu sitzen. Man mag diese Stunden an der Ecke gern, denn der Dominee ist ein freundlicher Mann.

und ein angenehmer Gastherr. Bisweilen werden mehrere Stühle hinzugestellt, weil die lange Bank keinen Raum mehr bietet, und dann bildet sich ein ganzer Kreis. Die Köpfe werden zusammengesteckt und alles Wichtige, das Stadt, Land oder die ganze Welt in Bewegung bringt, wird besprochen. Der junge Grevinchovius sitzt dann in der Ecke hinter dem Zugschirm und erlebt mit seinem regen Geiste alles mit. Wenn es sehr interessant gewesen ist, philosophiert er mit dem Vater noch ein bißchen nach. — „Schade, daß wir noch etwas anders als guten Willen und Phantasie brauchen, um flügge zu werden, nicht Vater? Das war heute Abend wieder ein schönes Stück mißlungene Weltgeschichte, nicht?“ — Der Vater lächelt trüb und sagt etwa: „Man kann mit gelähmten Beinen auch flügge sein, mein Jung; der Vater möchte bisweilen deine Flügel wohl einmal leihen!“ — Oder: „Wenn wir selbst nur nicht mißlingen, so können wir den Erfolg im tätigen Leben zur Not entbehren.“ — „Du hast recht, Vater, dennoch... nun gut... hoffentlich scheint die Sonne morgen wieder.“

Mißlungene Weltgeschichte an der Ecke des grünen Marktes und der Westermarktstraße!

Es gehen Geistesfäden von dort hinaus in die Ferne, bis in das Land der Berber, wo man vielleicht gute Kontrakte abschließen könnte, bis zum Sultan am Bosporus und sogar bis zum Perserhof, wo dem jungen Weltmarkt der Zukunft vielleicht Seide gesponnen werden kann. Das letztere ist jedoch sehr entfernte Zukunftsmusik, die erst mehrere Jahre später kräftiger klingen und... verklingen wird, wenn die Gottorper Gesandtschaft nach dem Schach als ein glänzendes, resultatloses Unternehmen der Geschichte angehören wird. Einstweilen ist man auf die Türken, die Berber, vor allem jedoch auf die Spanier angewiesen. Die Zuhörer spitzen die Ohren, wenn Kapitän Derks im Kreise sitzt und erzählt, was er alles in den fremden Landen, von denen die Rede ist, gesehen hat, und es ist ihnen, als ob der Sultan und wer weiß, welch andere Herrschaften entfernterer Länder ihre Augen auf die Ecke am Markt gerichtet hätten. Der junge Kranke hört zu und es ist ihm, als sei ein Funke der vaterländischen Energie und Tatenlust in die Herzen

der Stammgäste an der Ecke hinübergesprungen. Aber er muß dennoch wehmütig lächeln und er sinnt mit seinem scharfen, altklugen Kopf über das Streben jener Bürger nach, die im Geiste die ganze Welt umspannen und nicht einmal imstande sind, die Lücken in den Häuserreihen ihrer winzigen Stadt vollzubauen. Es wächst an manchem Bauplatz noch immer Moos auf den Ziegeln, die voreilige Unternehmer dort aufgeschichtet haben.

Der Augustabend ist recht schön und das Bier aus Pietersens Faß schmeckt vorzüglich. Die Getreuen an der Ecke hüllen sich in einen dichten Tabaknebel; der Sohn sitzt in seiner Ecke und freut sich der malerischen Gruppe: Große Filzhüte, bärtige Köpfe, stattliche Krausen und stämmige Leiber in dunkelfarbigen, engen Wämsen und Pfeifen, die dem Redner bei seinen Auseinandersetzungen tüchtig zur Seite stehen und irgendwo in der Luft den Kern der Sache anzeigen. Ein Tisch mit Bierkrügen und Rauchsachen, über die sich so dann und wann ein Kopf beugt, um die frisch gestopfte Pfeife anzuzünden... Alles urholländisch und urgemütlich!

Van de Wedde gerät allmählich in gehobene Stimmung und schlägt dem ehrenfesten Dominee Selcart zu dessen großem Schrecken aufs Knie: „Und ich sage dir, teuerster Selcartius, daß es gelingen muß. Ich korrespondiere jetzt mit Lissabon, Hamburg, Antwerpen, Amsterdam und Sevilla über die Lieferung der Transportschiffe für die Salzfahrt und ich gewinne festen Fuß in Brüssel und Madrid, wo mein Freund Tadino die Sache ins Reine bringt. Hier Gualtherus, setze dir die Brille einmal auf die Nasenspitze und übersetze dies. Es ist ein Brief des Tadino an Gottorp; du verstehst dich besser auf das Lateinische als ich und du kannst so schön lesen. Der Rektor räuspert sich, indem er das Kompliment als eine gebührliche Würdigung seiner Vortrefflichkeit mit liebenswürdigem Lächeln entgegennimmt, und er rückt seine Brille zurecht. — „De navibus fridericopolitanis ad Hispanos portus appulsuros..." — „Übersetzen!" — ruft es von vielen Seiten. Der Rektor lächelt wieder milde und schüttelt den Kopf: „Nein, nein, erst auf Lateinisch, damit uns der Genuß der trefflichen tadinischen Kon-

struktionen nicht entgehe. Der Mann schreibt ein exzellentes, eloquentes ...“ — „Zum Teufel, verdammter Schulmeister, sollst nun übersetzen! Wir sind deine Rektorschüler nicht. Kannst das Lateinisch wohl nicht beim ersten Blick kapieren, was?“ — „Ha ha, höre den Krähenfänger einmal! — Nun gut, ich vergaß, daß du nichts davon verstehen kannst. Also: „Über die Friedrichstädter Schiffe, die nach den spanischen Häfen fahren sollen, läßt sich jetzt nichts Neues sagen, ausgenommen, daß die desbetreffenden Briefe von den königlichen Ministern mit dem größten Wohlwollen behandelt werden. Es ist jetzt gerade die richtige Zeit; denn der Krieg mit Holland scheint lange dauern zu wollen, wie ich dem van Hoven und der Regierung von Friedrichstadt schrieb ...“

„Genug, Gualtherus, danke bestens. Die Herren haben es gehört: mit dem größten Wohlwollen. Brüssel hat das Salztraktat schön begutachtet. Es sind dort sonst wunderliche Leute. Denkt euch einmal: sie haben holländischen Schiffern, also den reinsten Rebellen, für gutes Geld Pässe verkauft, damit sie Salz aus Spanien holen können. Die reinste Korruption! Die General-Staaten haben bei Strafe der Konfiskation verboten, diese Pässe zu benutzen. Ja ja, Brüssel ist und bleibt eine Sphinx, ein gefährliches Tier mit dem Kopf der Isabella.“

Der junge Grevinchovius sah im Geiste das unergründliche Ungeheuer in grausamer Ruhe und Unbeweglichkeit liegen. Und van de Wedde stand als winziges Menschlein vor ihm, sinnend, ob er das Rätsel lösen könne. Wird er verschlungen werden, weil es ihm nicht gelang? — „Es kommt mir vor, als ob die Engländer der Lösung des Rätsels auf die Spur gekommen sind,“ meinte Grevinchovius. — „Sie klappern mit ihren Dukaten in der Tasche und bieten ungeheure Summen für den Salztransport. Nun sinnt die würdevolle Sphinx darüber nach, wie sie zuschlagen kann, ohne sich etwas zu vergeben. Ich bin neugierig, ob Pastor Nicolaas zu Brüssel etwas für uns ausrichten wird.“ — „Ich bitte euch, Dominee, wir wollen es dem Pater nicht überlassen. Es ist mein Gedanke; ich will den Pater zwar neben mir dulden, bei der Regierung jedoch lasse ich ihn nicht allein walten. Ich gehe in kurzem nach Brüssel und hoffe, die

Sache zu einem guten Ende zu führen. Pater Nicolaas darf mir behülflich sein, wenn er will."

„Wie viel Geld nimmst du mit, van Hoven? Kannst nicht ein bißchen vom Kapital nehmen, das die Brüder in Holland für die Bedeichungen und für das Seminar geliehen haben? Wie steht es überhaupt mit der Sache?"

Van de Wedde wußte nicht, ob er den Crayvanger ernst nehmen sollte oder nicht. Der Mensch erlaubt sich bisweilen einen Scherz auf Kosten des Kaufmanns und dem ist er keineswegs gewachsen. Er nimmt das Leben furchtbar ernst und setzt seine ganze Seele für seine Phantasien ein. Wenn man sich über sein Bestreben einen Scherz erlaubt, steigt ihm der Groll in die Kehle, als hätte man seine schönen Geisteskinder entstellt. Und es ist ihm völlig unmöglich, mit weisem Humor zu vertragen, daß man lächelt, wenn sein Können hinter seinem Wollen zurückbleibt.

Nun klingen die Worte des Crayvanger ein wenig spöttisch; es kommt dem noblen Willem, der selber zu edel ist, um mit demjenigen, was anderen am Herzen liegt, zu spotten, kaum glaublich vor, daß man sich über seine Widerwärtigkeiten lustig machen sollte. Was will der Frager? — Dieser blickt mit unschuldiger und ernster Miene vor sich hin.

„Crayvanger, du berührst eine peinliche Sache. Ich werde auf der nächsten Bedeichungsversammlung genötigt sein, mitzuteilen, daß die Brüder in Holland nicht einmal geringe dreihunderttausend Mark opfern wollen, obschon ich ihnen vorgehalten habe, daß sie in unserer Remonstrantenstadt, dem Hort und Freiplatz unseres Glaubens, ein Predigerseminar bekommen werden, wenn sie das Geld für unsere glänzenden Bedeichungsprojekte hergeben."

„Der Köder war wohl nicht verlockend genug. Es ist immer eine heikle Sache, sein Geld ins Wasser schmeißen zu lassen und in der Hoffnung zu leben, daß die tückische Westsee anstatt dessen fettes Land und eine Reihe von Kandidaten zum heiligen Dienste hergeben wird. Donnerwetter, es ist ein komischer Gedanke von dir gewesen, van de Wedde, die Bedeichungen und die Gründung des Seminars miteinander in Verbin-

dung zu bringen. Ha ha, ich hätte es lieber mit der Walfischfahrt probiert. Wenn du das getan hättest, hätte es unseren bibelfesten Brüdern vielleicht eingeleuchtet, daß man dabei mit der Möglichkeit rechnen kann, einen Dominee aus dem Meer hervorkommen zu sehen. Denke nur an Jonas!"

Van de Wedde sah den Spötter mit traurigen Augen an und seufzte, indem er die Achseln zuckte: „Nimm di niks vör, so schleit di niks fehl, Crayvanger." Der andere lachte gutmütig und hob das Glas: „Nichts für ungut, van de Wedde; prosit der Salzfahrt und dem Seminar. Was nicht ist, kann werden!"

Die Herren finden den heiteren Gesellschaftston bald wieder und Crayvanger führt das große Wort, bis seine liebe Gattin mit einem Male um die Ecke der Westermarktstraße kommt und ihn freundlich zum Abendspaziergang ladet. Nun findet er das Leben furchtbar ernst und van de Wedde sieht mit leichter Befriedigung die komische Seite des Crayvangerschen Daseins. Die Gesellschaft wird durch den Zwischenfall an eigene häusliche Pflichten erinnert und folgt dem Beispiel des arretierten Kommandanten der Bürgerwache.

„Vater, ich bedaure den guten Herrn van de Wedde: die Brüder in Holland hätten ihm helfen sollen. Es wäre doch herrlich, wenn die Bedeichungen endlich einmal kräftig durchgeführt werden könnten und wir hier ein geistiges Zentrum für unseren Glauben bekämen. Bisweilen kommt es mir vor, daß der Eifer für unsere remonstrantische Sache nachläßt, je nachdem die Verfolgungen gemäßigt werden."

„Ach Klaas, ich bedauere den lieben Projektenmacher auch und ich bin ihm sehr gewogen. Wir sollen die Sache jedoch klar vor uns sehen. Mir wäre es schon recht, wenn man das Geld hergäbe; ich bin jedoch nicht unparteiisch; denn dadurch würden meine sechstausend Gulden, die von den Bedeichungsarbeiten wenigstens zur Hälfte verschlungen sind, gerettet werden. Aber wünsche ich das Geld nun zum Besten des Seminars oder zum Besten meines Geldbeutels? Beides, nicht? Und der Herr van de Wedde sollte sich auch einmal fragen, wie es mit seinem Eifer für die Prediger steht und sich klar machen, daß er das Seminar zum Besten der Bedeichung wünscht und daß er den

Brüdern zumuten will, die Bedeichungen zum Besten des Seminars zu wollen. Er regt sich über die Kälte der anderen auf. Ja, was soll ich sagen? Die feurigsten sind sie nicht, besonders, wo es finanzielle Opfer gilt; aber ist van de Wedde vielleicht ein begeisterter Frommer? Er ist ein feuriger Phantast, eifert jedoch nicht für das Gottesreich, sondern für seine Kaufmannsideale. Die letzteren sind Nummer eins; das Gottesreich möchte er hinzugeschenkt bekommen. Ein Mensch ist ein wunderlich kompliziertes Wesen, lieber Junge, und er kann sich selbst viel vorreden, ohne ein bewußter Heuchler zu sein."

„Vater, findest du nicht, daß der Strahlenkranz unserer Stadt allmählich blasser wird? Als ich noch ein Kind war, habe ich mir den Herrn van de Wedde immer als einen Heiligen vorgestellt und die Remonstrantenstadt war mir ein geweihter Märtyrerort. Und nun ist mir alles so schrecklich menschlich geworden."

„Klaas, ich nehme dich beim Wort: ja, menschlich; aber tragisch menschlich. Du sollst dich nicht zu sehr wundern, wenn der Remonstrantismus überhaupt und Friedrichstadt besonders hinter deinem Märtyrerideal zurückbleibt. Es gab einmal einen mächtigen Remonstrantismus in Holland, nicht? Seine Anhänger waren dem derben Geiste des Kalvinismus abhold. Die beiden genannten Parteinamen deuten sowohl auf religiöse als politische Gesinnung. Es gab demgemäß Remonstranten, die in ihrem innersten Wesen vor allem von der Politik, und andere, die vor allem von der Religion bedingt wurden. In vielen wirkte beides. Der religiöse Remonstrantismus ist gemäßigt, besonnen, humanistisch, christlich. Du weißt wohl, daß das Märtyrertum am besten in fanatischen Kreisen gedeiht. Dennoch findet es auch wohl in schlichter, ruhiger Prinzipientreue Boden und auch in diesem Falle kann es zur Begeisterung emporsteigen. Das war bei uns der Fall, als die Synode von Dordrecht uns verurteilte. Hätten sie uns gekreuzigt, so würden wir jetzt unter den Blutzeugen glänzen. Man hat jedoch uns Pastoren nur ausgewiesen und den anderen das Leben sauer gemacht, wenn sie treu bleiben würden. Nachher sind viele nach Friedrichstadt gezogen und hier hat das gewöhnliche Leben sie zu

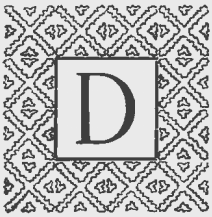
Strümpfemachern, Weinkäufern, Raupenmüllern und Hökern gemacht. Wir bilden keine Sekte mit besonderen abweichenden Meinungen, wie die Mennoniten; wir wohnen in einer Stadt, wo unsere Prinzipien maßgebend sind. Nun sind wir vielleicht wohl ein bißchen gewöhnlich geworden. Dennoch tragen wir das Joch; denn wir möchten im Vaterlande wirken, ruhen und begraben werden. Trage solch ein Joch nun einmal mit Begeisterung. Dennoch haben wir um Christi willen viel geopfert. Achte einmal auf Paladanus, Tyckmaeker und Geesteranus. Sie reden vielleicht ein bißchen zu viel über ihre Kolonialwaren, ihre Mühlen und ihre Weberei. Dennoch lebt in ihren Herzen das große Leid über das verlorene Amt und das sehr entbehrte Vaterland. Es sind gewöhnliche Bürger, zu deren Häuptern ein gewöhnlicher Filzhut besser paßt als ein Heiligenschein, der sie nicht kleidet. Jedoch sie gehören zu den Getreuen, die lieber alles verlieren, als an der Seele Schaden leiden. Entdeckst du nun das Große und Schöne in unserer Remonstrantenstadt, mein Jung? — Schade, daß es entdeckt werden muß. — Du kannst hier noch viel mehr tragische Größe finden als wir schwer zu befriedigende Kritiker gewöhnlich meinen. Wir phantasieren uns ein hehres Gedankengeschöpf zusammen und murren, wenn die Wirklichkeit dessen Karikatur zu sein scheint, aber im Grunde sind wir es, die die Sache verstellen. Unsere Dichter haben uns ehemals unsere Remonstrantenstadt wie ein Goldland des Geistes vorgespiegelt, wo die Poeten ihre Klagelieder an der Treene singen und die Männer des tätigen Lebens mit begeisterter Hingabe ein neues, freies Holland gründen. Und wir fanden ein blutarmes Städtlein, dessen Einwohner gewöhnliche Menschen sind und dessen komische Poeten auf der Treene im Kahn das Liebchen besingen und dessen Kaufleute und Regenten sich zanken. Van de Wedde geht nicht im Pilgergewande einher und sein Kopf wird nicht umstrahlt. — Es sollte alles so groß sein und es ist alles so klein. Ich schrieb Dominee Wtenbogaert, daß wir hier in einem entlegenen Winkel sitzen, wo niemand hinkommt, der hier nichts zu schaffen hat, und ich erwähnte spöttisch die Zahl der Häuser. Ich hatte recht; wenn van de Wedde den Brüdern in Holland etwas vorflunkert,

muß ich die Sache richtigstellen. Mit allem dem hat sich das Bild unserer Stadt auch wieder jämmerlich verändert und zwar in entgegengesetzter Richtung. Die Brüder im Vaterland zucken nun die Achseln, wenn sie über Friedrichstadt reden. Es liege außerhalb der Welt und es sei ein Dorf ohne Häuser; van de Wedde wird nicht mehr ernst genommen, wenn er für seine Sache eifert, und sie dünkt ihnen klein, unbedeutend und ein mißlungenes Geschäft. Nur die feiner besaiteten Seelen urteilen gerechter; die Mehrzahl sieht das Große nicht mehr. Klaas, wir wollen es wohl sehen, nicht nur in unseren ausgewiesenen Pastoren, sondern auch in den anderen. Geschäftssinn hat sie getrieben. — Schon wahr; das war aber auch etwas Großes. Nun ringen sie hier mit ihrem Schicksal und kämpfen gegen vielerlei Übermacht. Sie säen und ernten kaum; legen Fundamente und können die Mauern nicht hochziehen; machen glänzende Projekte und haben Mißerfolg. Es sind die tollkühnen Holländer unseres Zeitalters, die wagen und... nun einmal nicht gewinnen. Im Vaterlande hat ihr Geschlecht tausendmal gewagtere Dinge unternommen. Dort fing man einen Krieg mit dem übermächtigen Spanien an und es gelang. Hier schließen sie einen scheinbar günstigen Handelskontrakt mit Spanien und alles schlägt fehl. Dort heißen sie demgemäß ein Heldengeschlecht und hier nennt man sie Phantasten und Projektenmacher. Klaas, das ist tragisch, nicht? — Phantasten haben Amerika entdeckt; Phantasten haben die Fahrt nach Indien gewagt und Holland groß gemacht; Phantasten haben... Friedrichstadt gegründet. Jetzt, wo es hier nicht gelingt, heißt es eine Dummheit. Mag sein! Dennoch entfaltet sich hier dieselbe Energie, dieselbe Tatkraft, dieselbe hartnäckige Ausdauer, die Holland groß gemacht haben. Und bei Gott, man hat hier nicht so viel riskiert wie in der Heimat. Und es hätte gelingen können.

Nun schlafe wohl, Klaas, und schätze Friedrichstadt nicht gering. Es wohnen tüchtige Männer in unserer Remonstrantenstadt."

NIKOLAAS CREVINCHOVEN.

XV.



DER Blitz möge den Spanier treffen! Der verruchte Kerl ist viel schlimmer als der ganze supreme Rat zu Brüssel. Er hat sich ein spanisches Wappen aus der Fremde mitgebracht und das protzt nun über seiner Haustür ebenso, wie er selber sich vor dem Fenster des Zimmers neben der Haustür, wo er sein Kontor hat, breit macht. Den Bürgern wird der Spaziergang den Burggraben entlang verekelt, weil er dort immer sitzt und die Vorbeigänger immer wieder an Duc d'Alv und Philipp, an die Inquisition und an all die spanischen Greuel, von denen die Väter erzählten, erinnert werden. Das alles wäre jedoch noch erträglich; aber das Schlimmste ist, daß der Kerl selber wie ein Vampir, wie ein kriechender Blutsauger die Stadt aussaugt und daß er ein falscher Verräter ist.

Er sitzt wie ein Briefbeschwerer auf den „Rekonziliationen", das sind die Versöhnungsbriefe Spaniens, ohne die kein Schiffer sich auf das von Kapern verseuchte Meer hinauswagen kann. Und wenn er einmal solch ein Papierchen hergibt, läßt er die Leute schwer bezahlen. Der Ausquetscher; der Bedrücker! Er fordert zwanzig oder dreißig Reichstaler für eine Rekonziliation, also für jedes Schiff, das in die Fahrt gebracht wird; und überdies noch sechshundert bis tausend Reichstaler Bürgschaft! Sogar die Heringsbüsen müssen das Geld einbringen. Und wenn man einmal einen kleinen Abstecher nach dem teuren Vaterlande macht, um die liebe Frau zu besuchen oder einen reichen Heringsfang schnell auf dem Markt zu Hoorn zu verkaufen, so ist der Kerl gleich dahinter her. Wenn man ein bißchen schmuggelt, wie ein richtiger Holländer es mit Gott und mit Ehren zu tun pflegt, so weiß er es sofort. Dann heißt es: Zahlen sollst du, lieber Mann. Ich meinte, du wärest ein Witwer, aber die Frau wohnt in Enkhuisen. Hier soll sie wohnen, sonst bist du nicht mit unserem König versöhnt. Her mit der Rekonziliation; du hast deine Bürgschaft verwirkt. Danke dem Himmel, daß Quirinus barmherzig ist und nicht die ganze Summe einheimst. — Bringst deine Heringe nach Hoorn, verdammter Rebell; mogelst

mit den Holländern. Holland soll vom Weltverkehr abgeschnitten werden und du importierst Heringe. Herr van Dam, ihr seid ein großer, dünkelhafter Herr, aber dennoch ein raffinierter Schmugglerpatron; warst es schon in den Zeiten des ehrenwürden Paters Dominicus. Schätzest Quirinus gering und möchtest ihn vom Fußsteig laufen. Wartet nur, lieber Herr! — Ha ha, ihr habt eure Bürgschaft verspielt. Bitte, die volle Summe ist verwirkt. Die eine Hälfte ist für Jansenius und die andere für den gnädigen Herrn zu Gottorp. Schenkt der es euch? — Das ist seine Sache! — Ich will euch lehren, was spanische Zucht und spanische Herrschaft ist. Hier in eurer freien Stadt will ich es euch deutlich machen! Ihr wollt die Schmuggel- und Seehandelsprozesse eurem städtischen Gericht unterbreiten? Aber das wäre der reinste Hohn. Ich will euch etwas anderes erzählen: Der Herr Statthalter und ich haben es für gut befunden, die Sache anders einzurichten; und der gnädige Herzog geruht, damit einverstanden zu sein. Es wird ein „Senatus Navigationis" gegründet. Der weise Statthalter, mit dem Gott euch begnadet hat, und ich bilden die Mitglieder und Rektor Marcus Gualtherus wird unser Aktuar sein. Und wir werden euch springen lassen. Gefällt es dem Herrn van Dam nicht? Will er ohne Rekonziliation fahren? Schon gut; hoffentlich begegnet er keinem Dünkerker auf seiner Reise.

Es ist eine tolle Wirtschaft in der Remonstrantenstadt. Haben sie denn dazu das Vaterland verlassen, um sich von einem spanischen Königsknecht meistern zu lassen? Der Mensch richtet die Stadt zugrunde und die Schiffer aus Holland, die sich sonst wahrlich nicht leicht einschüchtern lassen, vermeiden den Unglückshafen an der Eider allmählich. Kein Wunder! Der arme Syrup Takesen ist kurz vorher mit einer Rekonziliation ausgefahren, hat sie jedoch verloren. Nun haben die Dünkerker das Schiff aufgebracht und ihn ins Gefängnis geworfen. Dort ist er wie eine Kellerratte im Kerker gestorben. Selbstverständlich hat der schlimme Quirinus das verschuldet! Es nützt dem Kommissar nicht viel, daß er bekannt machen läßt, daß er sein Möglichstes getan, den Mann zu befreien, und daß das Gericht tatsächlich befohlen habe, ihn frei zu lassen. Jansenius wirft

vergebens alle Schuld auf die Dünkerker Autoritäten, die ganz einfach versäumten, dem Befehl nachzukommen. Im Fährhaus des van Loo stecken die Matrosen, die Kaiwerker und die ganze übrige Sippschaft aus den Hintergassen die Köpfe zusammen und konspirieren gegen „den Mörder im spanischen Haus". Die Stammgäste an der Ecke müssen sich wohl von der Unschuld des Jansenius überzeugen lassen; denn Rektor Gualtherus, der es dort oft hart zu verantworten hat, kann mit den Schriftstücken beweisen, daß der Sündenbock in dieser Sache ein reines Gewissen hat. Aber der Fall van Tatingen hat die Freunde des Dominees außer sich gebracht; sie haben die Fäuste geballt und die stürmischen Sitzungen an der Ecke haben sogar die Aufmerksamkeit der anderen Bürger dermaßen auf sich gezogen, daß die ganze Stadt davon redete. Die Gemeinheit des Kommissars erreichte denn auch ihren Höhepunkt in seiner Handlungsweise dem armen van Tatingen gegenüber. Der letztere war ein richtiger Holsteiner, aber — es war, als ob der Teufel selber durch außergewöhnliche Komplikationen Verwirrung stiften wollte — seine Frau wohnte in Holland! Weil er jedoch immer auf dem besten Fuß mit dem König von Spanien gestanden hatte und überhaupt kein Tropfen Rebellenblut in seinen Adern floß, brauchte er keine Rekonziliation. Aber Quirinus haßte ihn wie die Pest und vertrat überdies die verrückt übertriebene Meinung, daß ein Schiffer aus Holstein, dessen Frau in Holland wohnte, sich wohl mit dem König versöhnen solle und daß er das erst tun könne, wenn seine Frau in Friedrichstadt wohne. Der falsche Spanier sagte das jedoch dem Tatingen nicht gerade aus, sondern gab ihm einen geschlossenen Brief mit, worin geschrieben stand, daß er noch kein „freier Bürger" sei und daß seine Frau in Holland wohne. Der Schiffer freut sich des Passes und wie der Hauptmann Uria den Brief, in dem der gleisnerische König David sein Todesurteil geschrieben hatte, frohen Sinnes dem Feldherrn Joab brachte, so überreichte er dem Kaperkapitän, der ihn erwischte, den Uriabrief des Quirinus. Das Schiff wurde erbeutet und er verhaftet. Das war eine dunkle Seite aus dem Sündenregister des Quirinus, die in der Friedrichstädter Geschichte noch immer „der Uriabrief" heißt. Die Herren

an der Ecke haben sich darüber so ereifert, daß sie den armen Rektor gebeten haben, die Versammlungen nicht zu besuchen, so lange er noch Aktuarius des Senatus Navigationis war. Der Unglückliche ist mit Tränen in den Augen davongegangen. Er konnte sich doch nicht mit dem Statthalter verfeinden! Aber im tiefsten Herzen fing er damals an, den Kommissar zu hassen, und in jenen Tagen hat er zum ersten Male das Kraftwort zwischen den Zähnen gezischt: „spaniolisatus ille!"

Im Fährhaus ist der Fall ausschlaggebend gewesen. In dunklen Abendstunden haben Krethi und Plethi dort ihren Hexenkessel bis zum Siedegrad angeheizt und einen feierlichen Eid geschworen, daß die Stadt erfahren solle, daß es noch Gerechtigkeit an der Eider gebe, solange sie das Fährhaus auf dem Deich noch nicht eingerissen haben.

Die Spannung in der Stadt nimmt zu und die Verzweigungen des allgemeinen Unwillens werden allmählich verwickelter. Aber Quirinus sitzt ruhig am Fenster und schreibt ungestört seine Missiven an Gottorp, Brüssel und die Admiralität zu Dünkerken. Dem Geheimschreiber, der die Briefe liest, leuchtet es ein, daß nur die Pfuschereien der Kaufleute und das schlaffe Wesen der Brüsseler Bürokraten das Urteil verschulden. — Wenn der Kommissar einem Schiffer Vertrauen schenkt, so wird er bemogelt, und wenn es ihm einmal gut dünkt, mit den Rekonziliationen freigebig zu sein, so gefällt es Brüssel, keine zu schicken. Alexos, der Schreiber, hegt denn auch eine unbedingte Verehrung für seinen Herrn und bewundert ihn im tiefsten Herzen, wenn er die Briefe kopiert, in denen Jansenius der Isabelle klar macht, daß das spanische Kommissariat am Fürstenburgwall sich als ein gesundes Bindeglied zwischen zwei angefaulten Größen, nämlich der Lotterwirtschaft zu Friedrichstadt und derjenigen zu Brüssel, auszeichne.

Herr Quirinus behauptet sich mitten im Sturm und pfeift auf die Friedrichstädter.

Aber die Flut ist dem Herrn van Moersbergen bis zum Munde gestiegen. Es mußte so weit kommen. Nur ein glatter Politiker hätte die Lage vielleicht beherrschen und die eigene Stellung inmitten der Verwicklungen sichern können. Der Statt-

halter war jedoch nichts weniger als ein guter Diplomat und vereinigte eine dünkelhafte Herrschsucht mit einem reellen Wesen und großer Taktlosigkeit in sich.

Weil man dem Spanier nicht auf den Leib rücken konnte, mußte sich die Schärfe des Hasses wohl auf den Herrn van Moersbergen zuspitzen. — Man behauptete, daß es nie so weit gekommen, wenn er nur anders gewesen wäre! Ihm verdanke man den Senatus navigationis; er habe mit dem Kommissar unter einer Decke gesteckt, anstatt seinen Übergriffen vorzubeugen! — Aber wenn die Fehler des Statthalters besprochen werden, denkt keiner daran, daß der Handel sich höchstwahrscheinlich nach dem Kriege wohl emporgearbeitet hätte, wenn man dem Unwesen der Schmuggelpraxis gewehrt und sich mit genügendem Kapital an die Seite des Statthalters und des Kommissars gestellt hätte.

Dominee Grevinchovius hat sich leider auch zu den Feinden des Statthalters gesellt und sich nicht gescheut, ein Parteileiter derjenigen, die es auf seinen Sturz abgesehen hatten, zu werden.

Es wird an der Ecke wieder schwer politisiert. Das Publikum hat sich dort jedoch im Laufe der letzten Monate ein wenig geändert. Der Rektor kommt nicht mehr und Jurriaan Das erscheint oft in der Gesellschaft; auch van Dam kommt manchmal, jedoch zieht van de Wedde sich allmählich zurück; Dominee Selcart vermeidet den Kreis und schüttelt den Kopf über den politisierenden Kollegen Grevinchovius, der sich rührt wie ein rüstiger kalvinistischer Dominee in Holland. „Die Pfaffen haben es ihm angetan,“ heißt es nachher, als van Moersbergen gestürzt ist, und das deutet auf Grevinchovius!

Selcartius hat nicht alles mehr mitgemacht. Im November des Jahres 1630 hatten fast alle Friedrichstädter sich in der Kirche zusammengefunden, um dem Mann, der drei Jahre als ein Friedensapostel unter ihnen gearbeitet hatte, das letzte Geleit zu geben. Geesteranus hat an dem Grabe eine Predigt gehalten und dem stillen, sanftmütigen Freund den letzten Gruß gebracht. — „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen,“ so lautete der Text. Er huldigte dem

Doktor-Dominee als einem jener seltenen Geister, deren Liebe zart und mächtig zugleich ist und die durch ihre Hingabe Gewalt üben. Wer sollte sein Werk fortsetzen; wer die Leute zusammenhalten und näher zueinander bringen? Die Gemeinde bedürfe gerade in dieser Zeit einer festen und zarten Hand, weil der brüderliche Geist mehr als vordem gefährdet werde.

Bei diesen Worten beugte Grevinchovius das Haupt noch tiefer, als er es schon tat; er wurde von beunruhigenden Gedanken gequält... Ja, wer sollte nun dem Verstorbenen nachfolgen. Der noble Paludanus war überhaupt nicht dazu zu bewegen; er achtete sich selbst unwürdig, weil er in der schweren Verfolgungszeit hinter seiner Märtyrerpflicht zurückgeblieben war, und hatte ein für allemal auf das Amt verzichtet. Sollte Grevinchovius selber der Mann sein? — Die Rotterdamer Gemeinde wollte, daß er zu ihr wiederkehre, und... war er ein Friedensapostel? — Er sagte sich: wenn ich so geduldig wie Geesteranus wäre, so würde ich der richtige Mann sein; und wenn Geesteranus eine so kräftige Natur wie ich hätte, so sollte man ihn wählen. Es fand sich leider kein zweiter Selcart in Friedrichstadt und die pastoralen Kaufleute, die nach ihm einstweilen den Dienst vertraten, bildeten kein einheitliches Ganzes.

Der Geist des Haders nahm zu und leider mischte der Teufel Galle in das Tintenfaß des Dominees, der die Seele der Opposition geworden war. Jurriaan Das besuchte die Versammlungen an der Ecke immer fleißiger. Grevinchovius hätte ihn lieber nicht kommen sehen, jedoch konnte er ihn nicht vor den Kopf stoßen. Er war nämlich ein einflußreicher Mann geworden und spielte in der Bewegung gegen den Statthalter eine bedeutende Rolle. Schade, daß Grevinchovius ihn nicht hinausgeschmissen hat.

Die Schicksalsfäden werden dem Statthalter weiter gesponnen und sein ehemaliger Freund Jurriaan tut das seinige dazu.

Es ist eine ekelhafte Geschichte um den Bruch zwischen den beiden. Ach, es wäre noch nicht so schrecklich gewesen, wenn der Jurriaan nichts mehr als ein Streber gewesen wäre, der sich des Vorteils wegen bei seinem Gönner eingeschmeichelt

hätte. Aber das Lasterhafte an der Sache war, daß Jurriaan tatsächlich Freundschaft gehegt hatte und daß er nachher jenes Heiligste, was es zwischen Männern geben kann, seinen eigenen Interessen opferte. Und am widerwärtigsten war es, daß er sich nicht gescheut hat, das ihm auf Grund seiner Freundschaftsbeteuerungen entgegengebrachte Vertrauen zu einem Strang für den Freund zu verwenden, den er ihm hinterlistig über den Kopf warf, so daß er sich nicht verteidigen konnte.

Sie hatten lange zusammengehalten. Im kirchlichen und im politischen Leben vertraten sie dieselben Ansichten und obschon Das nicht in den Regentenkreis aufgenommen war, so hatte er doch einen mächtigen Einfluß auf die Regierung der Stadt ausgeübt, weil er der Berater des Statthalters war. Van Moersbergens Handelspolitik stimmte praktisch völlig mit dem jurriaanischen Grundsatz überein: man soll nie den ganzen Einsatz auf die spanische Karte stellen, und reeller Handel ist vorteilhafter als Pfuscherei. Der prinzipielle, einstweilen latente Unterschied war, daß van Moersbergens Grundsatz im zweiten Teil ein bißchen anders lautete: Reeller Handel ist reeller und nebenbei vorteilhafter als Pfuscherei.

Nun wollte das Unglück, daß die Differenz durch die Umstände zum praktischen Gegensatz wurde.

Nach dem Kriege hatte Jurriaan sich auf die Heringsfischerei verlegt. Er verdiente damit ein gutes Stück Geld; jedoch leuchtete es ihm allmählich ein, daß man beim Heringsfang sehr vorteilhafte Geschäfte machen könne, wenn man doch mogle und nach einem tadellos wirkenden Schmuggelsystem die Heringe auf den holländischen Markt bringe. Mag sein, daß Jurriaan dumm handelte, als er sich vom van Dam dazu bestimmen ließ; jedenfalls sah er es jetzt in bezug auf den Heringsfang so ein. Nun versteht es sich doch, daß er von seinem Freund zwar nicht erwartete, daß er ihm behülflich sein würde, jedoch wohl, daß er wenigstens ein Auge zudrücke. Und das tat nun der taktlose van Moersbergen keineswegs. Dagegen beeiferte er sich, die Schmuggler auf den holländischen Märkten erwischen zu lassen und zu strafen. Endlich war eine der Heringsbüsen des Jurriaan erhascht und er sollte vor dem Se-

natus navigationis erscheinen. Hier hörte sich nun doch alles auf...

Es mag merkwürdig erscheinen, daß der taktlos aufrichtige Statthalter es so lange mit dem taktvoll unaufrichtigen Das hatte aushalten können, und man möchte geneigt sein, das alles auf die Rechnung der letztgenannten Qualität des Jurriaan zu schreiben. Jedoch lag die Sache anders. Das Verhältnis hatte einen schöneren, tieferen Grund. Jurriaan war zweifelsohne ein gefühlvoller Mensch, der die Freundschaft zu schätzen wußte, und sein besseres Selbst hatte Respekt vor dem „maßlos reellen Edelmann". Er ließ sich sogar manchmal durch die Wucht seiner ehrlichen Überzeugung zu besseren Ansichten umstimmen, wenn seine brutale Selbstsucht ihm zu mächtig werden wollte. Das war es gerade, was van Moersbergen immer so sehr in ihm geschätzt hatte. Auf die Dauer hatte es oft Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden gegeben; aber die Umstände und die Anerkennung gegenseitiger Tugenden trieben sie immer wieder zusammen.

Nun hatten sich jedoch die Verhältnisse des praktischen Lebens verändert. Die Firma Das und van Geerlen war durch den Krieg reich geworden, weil sie die Hauptlieferantin des Viehs für die Eiderstedter Armee gewesen war, und nach dem Kriege hatten die Interessen der Heringsfischerei Kaufmann Jurriaan in mancher Hinsicht umgestimmt. Es war wohl eine große Dummheit vom Statthalter, ihn gerade zu dieser Zeit als Assessor der städtischen Regierung vorzuschlagen. Er meinte, seine eigene Stellung dadurch zu verbessern; jedoch kam es anders. Van Moersbergens rücksichtslose Gesetzlichkeit wurde dem Freunde bald unbequem und brachte ihn außer sich, als sie ihn kurz nachher vor den Senatus navigationis zog.

Herr Das nennt sich gern einen prinzipiellen Mann, und weil er eine verlogene Person ist, die sich selbst noch besser als die Mitmenschen bemogeln kann, weiß er mit seiner Prinzipialität jedes Opfer, das sein Gewissen den Anforderungen der praktischen Interessen darbringt, zu beschönigen. Wenn er sich davon überzeugen läßt, daß es der Stadt not tue, die Statthalterwürde aus dem Regierungssystem zu entfernen, so läßt er sich

von persönlichen Sympathien nicht zurückhalten! Herr Das ist ein guter Geschäftsmann, der auf Handelsprinzipien hält. Er gehört nicht zu den halben Menschen, die mit ihren Grundsätzen transigieren! Nun steht es für ihn fest, daß das Geschäft Nummer eins ist und daß man seiner Familie gegenüber verpflichtet ist, demgemäß zu handeln. Als Regent fühlt er nebenbei die volle Wucht seiner Verantwortlichkeit; leider sieht er sich genötigt, gegen seinen Freund Stellung zu nehmen. Sein Gewissen zwingt ihn sogar, den Gegnern des van Moersbergen mitzuteilen, was der Freund ihm in bezug auf die Bestreitung des Schmuggelhandels mitgeteilt hat. Was soll man? politische Moral und bürgerliche gute Treue decken sich nicht. Eine peinliche Wahrheit, die nur dem beschränkten Spießbürger nicht einleuchtet! — Am Ende sieht er sich genötigt, den armen Freund zu bedauern, weil er es sich durch eigenes Verschulden unmöglich gemacht hat, sich auf die Dauer zu behaupten. Das alles ist dem Jurriaan äußerst peinlich; aber was soll man machen? — So redete Herr Das sich seine schmähliche Untreue zurecht. Es gibt eben für jede Gemeinheit irgend ein schönes Prinzip.

Betje Das freute sich über die Maßen, als sie die Wendung in der Gesinnung ihres Herrn Gemahls bemerkte. Sie hatte sonst ein gutes Herz, aber sie verstand keinen Spaß, wenn jemand dem Geldbeutel ihres Mannes oder ihrem eigenen ehrsüchtigen Wesen zu nahe kam. Und das hat van Moersbergen beides getan. Ha ha, Betje fürchtet sich nicht vor großen Herren, und wenn die letzteren das Unglück haben, gebildet zu sein, schont Betje sie erst recht nicht! Sie hat es dem hochnasigen van Moersbergen geradeaus gesagt, daß er und der Kommissar die Handelsinteressen der Firma Das und van Geerlen durch ihre tyrannischen Maßregeln schaden und daß man von einem Mann, dem ihr Ehemann immer treu zur Seite stand, etwas anderes erwarten könne. Da ist der unausstehliche Kerl nicht böse geworden, sondern er hat überlegen gelacht und hat ganz ruhig gesagt: „Liebe Frau Betje, das ist nun die Unzuverlässigkeit der Gerechtigkeit; im übrigen möchte ich euch den Rat geben, euer Gehirn nicht mit der Politik zu ermüden und euch lieber für eure Schweinebraten zu interessieren.“ Der Teufel mochte wissen,

was das erstere heißen sollte, und die Erwähnung des Leibgerichts ihres Mannes kam der Betje in dieser Verbindung sehr unpassend vor. Jedenfalls war es klar, daß sie zum Besten gehalten wurde, wo sie ein vernünftiges Wort sprach und den Statthalter über eine ernste Sache zur Rede stellte. Van Moersbergen hatte Betje nicht die Ehre gegeben, worauf sie als Ehefrau eines Mannes, der viel Geld besaß, Recht hatte. Wehe ihm! Er sollte erfahren, was es hieß, sich die Feindschaft der Betje zugezogen zu haben!

Katharine van Moersbergen ist wieder heimgekehrt. Sie hat ihr Ütrechter Gesellschaftsleben für den Verkehr mit den Eltern eingetauscht, weil der Vater ihrer bedurfte. Er hat es zwar nicht geschrieben, sie konnte es jedoch zwischen den Zeilen lesen, daß er sich nach ihr sehne und daß er schlimme Zeiten erlebe. Schließlich war es ihr kein großes Opfer; denn es langweilte sie, in den Kreisen des Ütrechter Adels zu glänzen.

Nun sitzt sie mit dem Vater am häuslichen Herd. Draußen schneit es und die Luft ist grau; drinnen herrscht die stille Ruhe des vornehmen Interieurs, in der verschleierte Sehnsucht sich so sehr beengt fühlen kann. Katharines Gedanken schweifen in unbestimmte Ferne und finden endlich festen Fuß bei der Waffenschau im Haag, zu der Onkel Steven sie kurz vorher mitgenommen hatte. Der junge Rittmeister van Oostrum reitet an der Spitze seiner Kompagnie vorbei. Er grüßt sehr gemessen; also hat er sie doch entdeckt!... Sie grüßt wie eine Königin... Der flotte Offizier macht noch immer viel von sich reden. Katharine hat einen leidenschaftlichen Widerwillen gegen solche Leute... Im Grunde mag sie ihn überhaupt nicht... Sie findet sich selbst albern, weil sie noch so oft an ihn denkt. Gerade wie ein Backfisch, der sich in eine schöne Rüstung verliebt!... Ob sie wohl einmal heiraten wird? Es interessiert sie eigentlich nur wegen der Familientradition...

Der Vater geht im Zimmer auf und ab; er kann nie lange ruhig sitzen bleiben. Armer gequälter Vater; wie ist er so bitter gestimmt und so überreizt. Wenn er nur keine tollen Dinge tun wird! Bisweilen redet er sehr überspannt... Plötzlich stellt er sich vor die Tochter hin. — „Tinchen, du hättest nicht

kommen sollen, und dennoch möchte ich dich herzen, weil du gekommen bist. Nur mit dir kann ich ruhig reden; die Mutter ist so überreizt! — Alles bäumt sich gegen mich auf. Sogar der Herzog läßt mich im Stich. Ich habe seinen Weisungen gemäß pünktlich meine Pflicht getan und nun wirft er mir vor, daß mir der rechte Takt abgehe. Tinchen, weißt du, was Takt ist? — Takt ist ein schleimiges Weichtier, das sich nach allen Seiten krümmen kann. Ich hätte ein Auge zudrücken sollen, wo das dem hohen Herrn vorteilhafter gewesen wäre. Ich hätte mich zwischen dem Spanier und den Regenten hindurchwinden sollen; dem Jansenius hätte ich in der Öffentlichkeit zur Seite stehen und im Verborgenen in die Quere treten sollen. Ein bißchen Gerechtigkeit zur Rechten und ein bißchen Pfuscherei zur Linken: hier eine halbe Lüge und dort eine halbe Wahrheit; heute die Ehre des Herzogs hochhalten und morgen den Bürgerprotzen von den Augen absehen! — Auf die Weise sichert man sich den Rücken und ist ein guter Politiker. Weißt du Tine, es hat einen Augenblick in meinem Leben gegeben, wo es mir einleuchtete, daß es eine furchtbare Sache ist, wenn unsere eigenen Taten uns anekeln. Damals habe ich mir selbst geschworen, mir selbst treu zu bleiben und nie wieder hinter meinem Adelsbewußtsein zurückzubleiben. Und nun mögen die verdammten hochgeborenen und die verdammten emporgekommenen Intriganten sagen, was sie wollen, aber ich gehe gerade Wege. — Du lächelst, Tine? — Nein, du weinst!" — Er neigte sich über die Tochter und streichelte ihr die Haare von der Stirn. — „Was fehlt dir?" Da schlug Katharine ihre Arme um den Hals des trotzigen Ritters und küßte ihn. — „Laß die Leute nur gewähren; wir erniedrigen uns nicht, was?"

Abends spät wurde die Stadt aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Es brannte beim Kommissar! Die Leute, die es zuerst bemerkt haben, weckten Jansenius und die Nachbarn und sind dann lärmend zum alten Glockenläuter gelaufen. — „Schnell Jan, läute, läute, es brennt im spanischen Haus!" Jan ist schnell aufgestanden und hat den Sohn gleich zum Statthalter geschickt. Nun steht er vor der Kirchentür und sieht gelassen auf die Umstehenden herab; er kennt seine Pflicht! — „Aber Jan, läute

denn doch!" — „Ich habe meine Vorschriften!" — „Aber es brennt so furchtbar!" — „Schlägt die Flamme schon zum Dach hinaus?" — „Nein, aber läute denn doch!" — „Wendet euch an den Ausrufer, daß er das Becken schlage. Die Glocke wird nur geläutet, wenn die Flamme zum Dach hinausschlägt oder wenn der Statthalter es befohlen hat. Denkt ihr, daß wir um jede Kleinigkeit die Glocke läuten? Ihr solltet die Gesetze eurer Stadt besser kennen!" — Jan steht gelassen vor der Kirchtür und ist sich bewußt, seine Pflicht zu tun. Endlich, da ist der Befehl! Nun läutet es bald in dunkler Nacht. Männer mit Eimern eilen herzu; die Brandleitern und Brandhaken, die man an den Ecken der verschiedenen Stadtviertel findet, werden losgelöst; hier und da und überall erscheinen Bürger mit Laternen in der Tür ihres Hauses. Sie hängen das Licht vorschriftsmäßig an den Haken am Türpfosten auf und laufen zur Feuersbrunst. Bald brennt vor jedem Haus ein Lichtlein und ist die ganze Stadt illuminiert.

Es brennt im Hinterhaus des Kommissars. Lange Reihen Männer reichen sich vom Binnenhafen bis zur Feuerstätte und vom Fürstenburgwall über die Freitreppe durch den Hausflur die Eimer. Hier gehen die vollen Eimer hin; dort beeilen sich die leeren, wieder bis zum Wasser zu gelangen. Es ist ein Hauptspaß! Als Quirinus Jansenius vor dem Fenster seines Kontors erscheint, fangen die Feuerwehrmänner an, das Wilhelmuslied zu singen. Sie lärmen und brüllen: „den Koninck von Hispanien heb ik altyd geeerd" und als das Lied zu Ende ist, brüllt einer: „Es lebe Quirinus von Hispanien hoch." Die Menge wird lauter und heult höhnisch. Es werden andere „Gösenlieder" aus der ersten derben Zeit des achtzigjährigen Krieges gesungen. Alba wird verspottet und Philipp von Spanien wird verflucht und der Spanier wird zum Besten gehalten. Plötzlich klirrt es und zerbrochene Fensterscheiben fallen auf die Straße. Ein Stein hat das Fenster des Kontors zertrümmert. — „Die Grüße von van Tatingen! spanischer Blutsauger! — Verräter!" — Die Menge drängt sich unter den Bäumen an der Wasserkante und will den Feuerwehrmännern die Eimer aus den Händen reißen. Diese werfen lachend den Inhalt der Eimer gegen die Beine ihrer

Gegner. Endlich erreicht kein einziges Eimerchen die Freitreppe mehr, bis der Sergeant des Feuerpiketts der Bürgerwache die ganze Straße frei macht und die lärmenden, jauchzenden Bürger nach dem Binnenhafen zurücktreibt.

Der Statthalter steht mit seiner Tochter in der Hinterstraße, wo sich die Gartenpforte des Kommissars befindet. Er redet lebhaft mit dem Schultheißen. — „Man hat um zehn Uhr den Kaiwerker Hannes mit einem Faß von den Zelten kommen sehen und wir haben die Überreste einer brennenden Pechtonne in der Waschküche gefunden." — „Verhafte den Hannes sogleich und bringe ihn in den Giesel[1])!" — Die Menge, die den groben Unfug vor dem Hause getrieben hat, kommt gerade von der Burgwallseite und will sich in die Hinterstraße hineindrängen. Der Kaiwerker Hannes steht in der vordersten Reihe; einige Stammgäste des Jakob van Loo haben sich zu ihm gesellt und beeifern sich, es den Dienern des Schultheißen und den Nachtwächtern, die die Hinterstraße gesperrt haben, schwer zu machen. — „Dort steht Hannes; verhaftet ihn!" — Zwei Männer ergreifen ihn. Hannes ist sehr entrüstet, als er dem Schultheißen folgen muß. Es pfeift und zischt im Publikum, als er abgeführt wird. Die Menge drängt; mit einem Male saust wieder ein Stein durch die Luft und trifft den Statthalter in den Rücken. Van Moersbergen hält sich tapfer und tut, als fühle er keinen Schmerz. Die Schützen kommen herzugeeilt und es fallen Schläge; der Schuldige ist jedoch nicht zu finden.

Kurz nachher ist das Feuer gelöscht. Die Herren vom Rathaus beglückwünschen den Jansenius, weil er mit geringem Schaden davongekommen ist.

Es ist das erste Mal, daß sich der Haß gegen den Senatus navigationis und seine zwei Mitglieder in Taten geäußert hat.

---

1) Das Friedrichstädter Gefängnis.

XVI.

VAN Moersbergen hat Gottorp nun nicht mehr im Rücken; die Herren im Ratskollegium können ihn also ungestraft reizen und besser in die Enge treiben. Aber er kann ihnen hinwiederum im Senatus navigationis in die Quere treten. Dort wütet er mit Jansenius gegen seine Feinde; die Führer werden am wenigsten geschont und van Dam muß mehrmals schwere Brüche bezahlen. Allmählich wird der Zustand unhaltbar.

An der Ecke beim Pastor werden Bittschriften an den Herzog zusammengestellt und Grevinchovius taucht dabei seine Feder tief ins vergiftete Tintenfaß. — Heute sitzen sie in der Studierstube im dicken Tabakqualm, der aus vielen Pfeifen emporsteigt; die aufgeregten Männer sprechen laut; Jurriaan Das ereifert sich mehr als die anderen und erzählt mit empörter Stimme, wie der Statthalter in der letzten Sitzung des Senatus seine Worte verdreht und ihn zu Schande gebracht habe, als wäre er ein Lügner. — Van Geerle schüttelt den Kopf und seufzt: „wie ist es bloß möglich!“ — Warum lacht die ganze Versammlung? — Jurriaan errötet und gerät außer Fassung, als Crayvanger mit ernster Miene behauptet: „unser Jurriaan lügt nie!“ — Donnerwetter, warum nehmen sie seine Worte nicht ernst? — Zum Glück wird die Aufmerksamkeit der Herrn abgelenkt. Grevinchovius hat den Letztgekommenen begrüßt und dem van Dam einen Platz am Haupt des Tisches eingeräumt. Nun bittet er um Aufmerksamkeit und liest ein langes Schriftstück vor, dessen tadelloses, massives Lateinisch für Crayvanger und Das übersetzt wird... „Nun kommt das Ende, die Hauptsache: Die Summa dieses Wunsches ist, daß unsere Republik von der diktatorischen Gewalt eines einzelnen Mannes erlöst werde und hinfort nächst Gott und eurem autokratischen Imperium, dem Regimente von Bürgermeistern und Räten anvertraut werde, weil diese Regierungsform unserer niederländischen Gesinnung mehr entspricht.“

Die ganze Versammlung klatschte Beifall. Weg mit der

Tyrannei; es lebe die Freiheit, hoch! Grevinchovius erlebt Freude an seiner Arbeit.

Hätte er es dabei nur gelassen! Schließlich war es sein gutes Recht, dem tyrannischen Autokraten Trutz zu bieten und seine scharfe Feder der Opposition zur Verfügung zu stellen. Der Pastor läßt sich jedoch immer mehr aufstacheln und bemüht sich, van Moersbergen so schlecht wie nur irgend möglich darzustellen. Die Männer an der Ecke wollen das Maß voll machen und lassen sich von widerwärtiger Parteiwut verführen, die eines Mannes wie Grevinchovius unwürdig ist. Leider hat der Statthalter für die folgende Versammlung wieder neuen Stoff geliefert.

Van Moersbergen hat sich selbst völlig vergessen! Er machte es so bunt, daß er die zarten Nerven des Jurriaan erschüttert hat.

Als das Schreckliche geschehen war, ist Jurriaan völlig kaput nach Hause gekommen und hat sich in einen Sessel geworfen. — „Betje, mein Kind, es ist zu schrecklich; ich kann nicht mehr; schnell, wasche mir die Schläfen mit Essig und Wasser, sonst breche ich zusammen!“ — „Aber Jurre, was fehlt dir? bist betrunken?“ — Betje wußte eben, daß Jurre einen melancholischen Trunk hatte. — „Nein, bei Gott nein, der Mann, den ich meinen Freund nannte, hat... hat... hat fast einen Mord begangen.“ — „Das, was sagst du?“ — „Ja Bet, das hat er getan. Joachim Willems hatte ihn ein bißchen gequält und es war in der Ratsversammlung hoch hergegangen. Van Moersbergen war wütend und schloß die Versammlung. Darauf... ja, was dann geschehen ist, weiß ich nicht genau; ich war schon fortgegangen. Es gibt Leute, die sagen, daß die beiden aneinander gerieten und daß der Sekretarius einen Schlag, den Willems dem Statthalter zugedacht hatte, auffing, weil er sich zwischen die beiden warf. Das wird wohl eine feige Lüge sein und höchstwahrscheinlich ist die andere Vorstellung richtig, die behauptet, daß der Statthalter sich auf den nichts Böses vermutenden Joachim geworfen habe. Mag sein, daß Joachim ein bißchen gelächelt hat; er versteht die Kunst, einen Gegner mit seinen Gesichtszügen wütend zu machen. — Wie dem auch

sei, irgendwie und irgendwo hat Adolf van de Wael, Freiherr van Moersbergen, Statthalter von Friedrichstadt, den armen Mann mit seinem Schwert verwundet und er wäre eine Leiche gewesen, wenn er ihn nicht zufälligerweise auf den Arm, sondern am Herzen oder im Bauch verwundet hätte. — Ach Betje, daß ich das erleben muß!" — „Beruhige dich, mein Jurre, beruhige dich. Hier, trinke einmal ein wenig Lebenselixier! — Und höre nun zu: Joachim ist noch am Leben, nicht? ist nur ein bißchen blessiert, nicht? Schön, dann behalten wir unseren Jochem, dem es übrigens herzlich gegönnt ist, daß er für sein gemeines Lächeln einmal einen Schubs bekommen hat, und wir werden den Statthalter los!"

„Ja, wir müssen ihn los werden; ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, die Hand noch länger über ihn zu halten. O Gott, wie ist das Leben schwer. Nun soll ich mich wider meinen früheren Freund kehren! Aber Prinzip ist Prinzip, Betje! — Nachher werden wir den Kommissar wohl auch noch los. — Ach Gott, daß mir das passieren mußte!"

An der Ecke wird ein zweiter lateinischer Brief geschrieben, der die Missetat des Statthalters mit den schärfsten Worten rügt. Grevinchovius ruft sogar die klare Sonne zur Zeugin; sie habe eben die Schandtat mit ansehen müssen. Er erklärt, daß kein Räuber den Mut gehabt haben würde, einen Reisenden schlimmer zuzurichten. — Man darf es dem Dominee nicht zu sehr verübeln, daß er die Sache aufblähte; er ist ein kranker Mann, der leicht überreizt wird und den das Leben überscharf gemacht hat! Aber seine Invektive gegen van Moersbergen gereichen ihm nicht zur Ehre.

Zu Gottorp häufen sich die Dokumente der neuen Affäre an. Akkusationen und Refutationen, Vota und Desideria wechseln ab. Der Oberkanzellarius schüttelt den Kopf und der Herzog ist ungnädig, wenn man davon spricht. Der Archivarius freut sich der neuen Beute und der Sekretarius entwirft und kalligraphiert mit seiner schönen, jedoch unleserlichen Schlangenschrift neue Antworten, bis endlich ein wichtiger Erlaß in jener permanenten Wochenstube der Landesregierung geboren wird: ein Kindlein mit fremden Gesichtszügen. Friedrichstadt be-

kommt eine Regierung von Bürgermeistern und Räten, wie es seinem ausländischen Geschmack gefällt. Die statthalterliche Würde wird beibehalten; sie ist nun jedoch nichts mehr als ein Repräsentationsposten. Der Herzog hält es sogar für notwendig, den Herren Regenten mitzuteilen, daß durch die Gründung des Magistrats dem Statthalter die Aufsicht über die gemeine Sache durchaus nicht genommen sei.

Es war ein feines Diplomatenstück der Kanzlei. Sie hat das Prinzip der Statthalterwürde nicht preisgegeben und damit den Vertreter der herzoglichen Gewalt behauptet. Der anmaßende Bürgersinn hat seinen Willen nicht völlig bekommen und muß sich noch immer vor der jetzt ziemlich leeren Würde des adeligen Herrn beugen. Andererseits hoffte man, durch die neue Regelung die Kolonisten an die Eiderstadt zu binden und ihnen eventuelle Pläne einer Rückkehr nach Holland aus dem Kopf zu schlagen. Schließlich verbürgt die Anwesenheit des Statthalters dem Herzog, daß weder der anmaßende Kommissar, noch die Bürgerregenten hinter seinem Rücken intrigierten. Van Moersbergen hatte sich eben zwar taktlos benommen, aber er war der einzige zuverlässige Diener im Holländernest, das dem Herzog allmählich ziemlich zuwider geworden war. Nun hatte man dem Statthalter die Flügel gekürzt; man vergab ihm seine übrigen Sünden und lud ihn, sobald die Gelegenheit sich bot, zu einem Hoffeste, wo man ihn sehr feierte. Die Regenten mußten es sich gefallen lassen, daß er blieb und ihnen auf die Finger guckte.

* * *

„Donnerwetter, van Geerlen, wir sind ihn nicht los geworden! Er hat mich sogar wieder vor den Senatus navigationis geladen; der Kerl hat eine harte Haut. An seiner Stelle hätte ich es hier nicht ausgehalten!“ — „Ach Jurriaan, nicht jedermann empfindet so fein wie du. Wir leben in einer wunderlichen Welt, wo die Menschen sich nicht weggucken lassen. Mangel an Selbstgefühl; sonst nichts! — Jurre sah den Handelskumpan an und wußte nicht, ob er es ernst meinte oder ihn zum Besten hielt.

„Ich habe verzweifelt große Lust, wieder ein Pasquill zu schreiben, Wertester, und der Stoff fehlt mir auch nicht. Leider habe ich meinen Geheimschreiber nicht mehr. Aber Dokumente die Fülle! Jurre, wenn du dein loses Maul halten wirst, will ich dir etwas erzählen.“ — „Bei mir ist alles sicher, van Geerlen!“ — Der Pasquillarius holte ein Bündel Papiere zum Vorschein: „Gucke einmal!“ — Es waren Kopien von den wichtigsten Aktenstücken des Landesverratsprozesses, der im Jahre 1619 gegen van Moersbergen geführt worden und der mit seiner Begnadigung geendet hatte. — „Geheime Stücke; nie publiziert. Dort steht es: Allen Offizieren und Justizieren ist ein ewiges Schweigen und Silentium auferlegt.“

„Donnerwetter van Geerlen, wo holst du das her?“ — „Das hat Sankt Nicolaas mir geschenkt.“ — „Erzähle es mir, van Geerlen!“ — „Bist verrückt? Es sei dir genug, daß ich es habe. Du weißt, daß ich mich für die vaterländische Geschichte interessiere. Ich habe eine gute Spürnase. Nun genug, ich habe das Pasquill eigentlich schon fertig und werde auf meiner Reise nach Holland, die ich übermorgen antrete, wohl einen Freund finden, der es abschreibt. Nun sollst du mir die Dokumente während meiner Abwesenheit aufbewahren. Aber du schweigst, Jurre!“...

Herr Das hat die Papiere mit nach Hause genommen und sie in den großen Ladenschrank in seinem Kontor gelegt... Und abends hat er die Stücke alle kopiert!

Betje beunruhigt sich und wird am Ende eifersüchtig. Wo steckt er jeden Abend. Jurre ist eben in seiner Jugend ein Schlingel gewesen und er ist immer noch ein Damenfreund, wenn auch im Tugendhaften. Sollte er wirklich auf dem Kontor sein? Aber was hat er denn doch für eilige Arbeit? Es quält sie jeden Abend und endlich kann sie es nicht mehr aushalten. Sie schleicht zur Tür hinaus und späht kurz nachher durch einen Riß in den Fensterluken des Kontors. Zum Glück sitzt er dort und schreibt fleißig. Als sie wieder in der Küche sitzt und an ihren Strümpfen strickt, kommt ein neuer beunruhigender Gedanke: Wem schreibt er? wenn es einmal eine verbotene Korrespondenz mit einem Frauenzimmer wäre... Unsinn! — Aber

als Jurre an jenem Abend die Kerze ausgeblasen und die grüne Bettgardine hinter sich zugezogen hat, muß er beichten. Was sollte der arme Mann tun? Es gibt nun einmal Großmächte, denen man sich unterwerfen muß. „Wenn Betje nur schweigt!“ — „Selbstverständlich! sie klatscht nie!“ — „Nun denn, ich habe van Moersbergen in meiner Gewalt!“ — Er erzählt die Geschichte von den Dokumenten und seine Pläne. — „Glaube mir, Betje, wenn er nur in der richtigen Weise zu hören bekommt, daß diese Papiere im Druck erscheinen werden, wenn er sich nicht dünn macht, so verduftet er, bevor das Jahr zu Ende ist.“ — „Jurre, brenne dir die Finger nicht; mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen.“ — „Nanu, nicht zu ängstlich; ich weiß, wie ich es anfassen muß; rein grundsätzlich, das versteht sich. Morgen am Tag fange ich an, den Statthalter nicht mehr zu sehen. Ich schicke den Kirchendienern einen Brief, in dem ich ihnen mitteile, daß ich mich leider genötigt sehe, die Versammlungen zu meiden, weil ich nicht mehr mit einem gewissen Mann zusammenarbeiten kann, dessen wahre Art ich kennen gelernt habe. Gott weiß es, Bet, es ist die reine Wahrheit. Ich werde mich schon hüten, etwas niederzuschreiben, das mich in Schwierigkeiten bringen kann. Das hat der Statthalter mich selber gelehrt. Ich habe Briefe von ihm, in denen er sich über den Herzog und den noblen Willem in einer Weise ausspricht, daß ich die beiden ihm völlig entfremden kann. Moersbergen ist ein taktloser Mann; er hat viel zu viel geschrieben. Des weiteren werde ich ihn schonend behandeln und es ihm vermittelst vertrauter Freunde mitteilen lassen. Wenn irgend möglich, soll es nicht zur Publizität kommen, wenn er nur nicht bockbeinig ist. Nur unedle Naturen werfen sich direkt mit Pasquillen und öffentlichen Anfeindungen auf ihre Gegner. Man soll dem Widersacher die Gelegenheit geben, sich geräuschlos zu drücken. Gerade durch schonende Behandlung will ich die Sympathie der Mitbürger an meiner Seite behalten. — Ach Betje, wie ist es doch so peinlich; aber es muß! Die Hauptsache ist, daß er durch sein Mordattentat das Recht verwirkt hat, unser Statthalter zu sein, und daß es überhaupt die höchste Zeit ist, ihn zur Seite zu schaffen, weil er, der sich so feige

gedrückt hat, wo andere Opfer unserer guten remonstrantischen Sache das würdige Haupt dem Henker darboten, nie unser Statthalter hätte werden sollen.“ — Betje hatte ihm bis hierher schweigend zugehört. Jetzt brachte sie ihren Ehemann in Verwirrung durch die nüchterne Frage: „Und hättest du dich köpfen lassen, Jurre?“ — Der noble Sittenmeister richtete sich auf, bis er in den Kissen saß; er ballte krampfhaft die Faust und schlug mit ihr auf die Decke: „Ja, für die gute Sache, ja, von ganzem Herzen!“ — „Quatsch, Jurre, du hättest dich auch gedrückt. Und es wäre eine Schande gewesen, wenn du es nicht getan und mich im Stich gelassen hättest. Nun rege dich nicht so sehr auf und lege dich wieder hin; du ziehst mir die Decke von den Schultern!“ — Jurre kroch unter die Federn und seufzte: „Und dennoch hätte ich mich gern geopfert; Prinzip ist Prinzip! — Ach, ach, wie peinlich ist mir alles! Und dennoch werde ich nie vergessen, daß der feige Mordattentäter mein Freund gewesen ist.“ — „Mein Freund ist er nie gewesen. Donnerwetter, Jurre, du mußt es nicht zu weit treiben. Wenn man einen Menschen, der einem unbequem ist, zur Seite schafft, weil er es verdient hat, soll man nicht mehr über Freundschaft flennen.“

Jurre zog die Decke über die Nase und schloß die Augen. Er war peinlich berührt durch die Grobheit seiner Frau; Betje hatte kein zartes Empfinden. — „Du tust mir furchtbar unrecht, Bet. Nun schlafe wohl!“ Herr Das betete sein „Vater unser“, wie er es zu tun pflegte, und schlief ruhig ein.

Es gehen leise Gerüchte durch die höheren Kreise Friedrichstadts. Nur Jurriaan Das redet nicht, und wenn man sein ernstes, verschlossenes Gesicht im Vorbeigehen betrachtet, so liest man darauf: Ich trage die Last der Pflicht und schweige! — Die Klatschbase schweigt und dennoch ist sie die Quelle, aus der die lispelnde Afterrede gesickert ist! Ein blaues Wunder!

Die Freundschaftsverhältnisse ändern sich in der Remonstrantenstadt auf merkwürdige Weise. Es sehen Menschen beim Statthalter vor, die ihn sonst schnitten, und andere schneiden ihn, die sonst manchmal bei ihm vorsahen. Grevinchovius und van de Wedde haben ihn besucht und sind das letzte Mal vor

den Augen der ganzen Gemeinde zusammen mit ihm aus der Kirche gegangen; sie redeten so freundschaftlich, als wären sie drei getreue Kameraden. — Das Mädchen, das bei Willemsen an der Ecke dient, will wissen, daß Jurriaan Das lange bei Grevinchovius gewesen sei und daß der Pastor wie ein Rasender getobt habe. Endlich sei Das so ungefähr hinausgeschmissen worden. Es geschehen wunderliche Dinge in der Remonstrantenstadt; es schweigt und es flüstert, jedoch immer noch in beschränktem Kreise.

In diesen Tagen wurde der Statthalter vom Herzog mit einer Inspektionsreise nach den Westseeinseln beauftragt. Er sollte die Wehrkraft der Deiche und die Leistungen der Kogverwaltungen zusammen mit einem Wasserbaumeister untersuchen. Katharine geht mit ihm; denn sie will den Vater nicht allein gehen lassen. Frau Occa ist zu guten Freunden nach Ostfriesland gereist. Nachher werden Vater und Tochter auch dahin gehen und ihre Sommerferien dort verbringen.

Die Reise nach den Inseln wird Mitte Juni angetreten. Es war immer ein Ideal der Katharine gewesen, die Inseln mit ihrem Vater zu besuchen. Jetzt ist es ihr eine Aufgabe, die sie mit Liebe erfüllt. Moersbergen hat gesundheitlich gelitten; er ist zwar körperlich gesund, jedoch seine Nerven sind angegriffen. Bisweilen verzieht sich sein Gesicht mit einem Male; dann starrt er vor sich hin und ist leichenblaß. Manchmal weint er und das ist der Tochter sehr peinlich. Wenn er seine Geschäfte zu erledigen hat und er in der Gesellschaft des Wasserbaumeisters und der Deichgrafen ist, geht alles gut, aber abends hat er es schlimm.

Er hat die Deiche auf einer der Inseln inspektiert und manche Vorschrift für die Verstärkung der dürftigen Wasserwehren gegeben. Nun sitzt er in der Abendstunde mit Katharine in der Nähe des Fährhauses, wo er wohnt, am Wattenmeer. Sie reden kaum und jeder hat seine eigenen Gedanken. Katharine folgt den kreischenden Möwen in ihrem Flug. Der Blick des Vaters irrt über das ganze weite, wunderbare Naturbild, das, weder Land noch Meer, als ein großer Kampfplatz feindlicher Elemente sich in grauer Einsamkeit ausdehnt. Die unergründ-

liche Schönheit des Schlachtfeldes ergreift ihn und regt ihn auf. Im kranken Gehirn gestaltet sich alles zum empörenden Schauplatz eines Todeskampfes um die Vernichtung des Gegners. — Ein drohendes, drückendes Traumbild.

Das Wattenmeer rauscht in weiter Ferne. Schon lange hat es an der äußersten Grenze der schlammigen Ebene mit Ungeduld harrt, bis es wieder vorwärts rücken könne, und nun hat es seinen Anfall eingesetzt. Heute darf es nicht stürmen! Wie eine endlose Tirailleurslinie, die in nächtlicher Stille den Feind überraschen soll, muß es heranschleichen. Es kriecht über die weichen Schlickfelder; rieselt durch das Seegras; läuft durch die Prielen und schlängelt sich durch untiefe Rinnen immer weiter. Ruhig schiebt es sich landwärts und nimmt mit heimtückischen, umgehenden Bewegungen das dunkle Vorpostenland der Inselküste. Hinter der Front kommt die große Truppenmasse: immer wieder neue Reserven, die in stetem Vorrücken das errungene Gebiet überströmen.

O Gott, wenn jenes Heer einmal unerschöpflich wäre; wenn die schleichende, kriechende Macht sich einmal bis an den Rand des Deiches näherte und über die hohe Schwelle des Hinterlandes stiege, bis die Insel genommen und die Hochflut sich über den Häuptern von Männern, Weibern und Kindern geschlossen hätte. Mir ist es, als hörte ich den letzten Notschrei gurgelnd verklingen. Nun wird es wieder stille. Ach Gott, deine Fluten gehen über mich und Katharine hinweg und in der nassen, toten Einsamkeit singt das Meer sein Nachtlied!

„Vater, siehst du, wie schön die Sonne untergeht und sich in den Prielen spiegelt? Merkwürdig, wie die Watten immer wieder andere Farben haben. Gestern war es purpurblau mit roten Wasserflächen, und heute Goldbrokat mit glühend gelben Adern. Vater, schaue denn doch hin und grüble nicht immer über die Deiche.“

„Ja, mein Kind, ich sehe alles schon; aber mich berührt es in anderer Weise wie dich. Du siehst die Farben und ich spüre die Kraft. Am Ende ist es angenehmer, nur die Farbe des Lebens zu sehen, Tinchen; denn die Kraft kann jeden Augenblick verhängnisvoll werden. Wenn ich nicht über die Deiche

grüble und sie höher und fester machen lasse, so kommt dein schönes Meer bald herangeschlichen und zerstört meine schöne Insel. Es rieselt eine scheußliche Kraft durch die Prielen, Tinchen. Haha, die Welt ist schön und gemein zugleich, allüberall. Sie sollte grau sein, damit man ihre Häßlichkeit immer vor Augen hätte."

„Ach Vater, sei nun einmal munter und genieße des Augenblicks. Guck, die Möwe hat einen Fisch erwischt." „Tinchen, die Möwe ist die graue Kraft, die über deinen schönen Prielen schwebt; nachher werden sie auch grau; dann sind sie wenigstens wieder ehrlich. — Tine, kann die Flut dich bisweilen nicht auch beängstigen, wenn du sie im Dunkeln näher kommen siehst?"

„Du, Vater, beruhige dich; die Flut kommt und geht jeden Tag wieder und mir scheint es immer, als kehre sie lächelnd um, wenn sie bemerkt, daß der Deich noch immer da ist." Sie nahm die Hand des unruhigen Vaters in die ihrige und streichelte sie zärtlich. ... Sorget euch nicht, das Meer ist ein wahnsinniger Feind, der es mit seinen Schleichereien nur bis zu der Höhe bringt, wo der braune Seetang auf dem Küstengras vertrocknet. Dann muß es, kraft der ihm innewohnenden eisernen Notwendigkeit, zurück und es singt sein Abzugslied in demselben Ton, wie es beim Anfall gesungen ... leise rauscht es, bis es in der Ferne verklingt. Dann herrscht wieder Stille auf dem Watt; der Feind ruht an der Grenze der schlammigen Ebene und harrt eines neuen Anfalls. So wird er es noch jahrelang tun, bis sich die Fläche des vielumstrittenen Landes gerade durch den Kampf erhöht hat, so daß der Gegner es nicht mehr überfluten kann.

Aber wenn es stürmt ... ja, wenn die Stürme sich erheben, dann tobt es wie ein Besessener. Und dann kann das Meer Burgen nehmen, Länder verwüsten, Dörfer verschlingen, Menschen erwürgen. Heulend übertönt es ihr letztes Jammergeschrei ...

Van Moersbergens Hand zitterte in derjenigen seiner Tochter. Er zog sie zurück und sagte: „Katharine, morgen gehen wir zum Süderdeich; dort gibt es noch schwache Punkte."

Sie suchten ihr Haus auf und Tinchen schlief bald ein.

Der Statthalter hörte auf seinem Lager das Wellenlied... Hast du das Wattenmeer wohl einmal singen hören, wenn das dunkle Schweigen der Nacht in der Schlafstube herrscht und die Stille wie schwere Luft dir das Atmen beengt? Es singt in einem Ton; es ist an sich gedankenleer; aber die Phantasie des Menschen spielt die Begleitung dazu und so wird das geheimnisvolle Nachtlied der See geboren, das so unerklärlich scheint und so ergreifend klingt, als wäre es der Wellenschlag des dunklen Lebensmeeres. Es ist bisweilen eine schauderhafte Tondichtung... Endlich schläft van Moersbergen ein.

Das Nachtlied der See rauscht in weiter Ferne und beunruhigt ihn im Schlaf.

„Man soll dem Widersacher die Gelegenheit geben, sich geräuschlos zu drücken. Gerade durch schonende Behandlung will ich die Sympathie meiner Mitbürger an meiner Seite behalten." Mit diesen Worten hatte Jurriaan seiner Frau deutlich gemacht, wie er seinen Feind beschleichen wollte. Aber schließlich lief die ganze Sache dem Sittenmeister über den Kopf, weil seine Verschlagenheit am Charakter des Statthalters abstieß. Jurre war nun einmal nicht für die großen Verhältnisse geboren; weder das Gute noch das Gemeine behandelte er großzügig und als kleinbürgerlicher, charakterschwacher Mensch hielt er sich immer im kleinen Stil. Wenn es darüber hinausging, wurde es ihm bange und er konnte die Dinge nicht mehr überschauen. Was sollte er nun anfangen? Wäre es besser, der drohenden Entrüstung seiner Mitbürger das Haupt zu bieten, oder zurückzutreten? Wenn er das Letztere täte, so würde er auf seine Frau stoßen, die es sich fest in den Kopf gestellt hatte, daß der Statthalter erniedrigt werden sollte, und dann würde dieser ihm in der Zukunft immer wieder als unbequemer Widersacher im Wege sein. Und wenn er in seinen Anfeindungen zu weit ginge, so würde er seinen guten Namen, der ihm fast so köstlich wie Gold war, vielleicht verlieren.

In dieser peinlichen Lage kam er zu einer sehr dummen Tat. Er nahm seine Zuflucht zu dem lieben Geld, an dessen Allmacht er fast ebensosehr glaubte, wie an den lieben Herrgott.

Und er machte in der seligen Zuversicht, daß er bei der Verwendung des neuen, sicheren Mittels wohl etwas wagen könne, eine noch größere Dummheit, die man ihm kaum hätte zumuten können: er gab etwas schwarz auf weiß. Er schrieb es zwar nicht selbst, aber es wurde dennoch in seinem Namen von einem Dritten niedergeschrieben. Es wunderte den Statthalter sehr, als er eines Tages auf seiner Reise einen Brief empfing, worin ihm mitgeteilt wurde, daß Herr Jurriaan Das den Lauf der Sachen sehr bedaure und daß es ihm äußerst peinlich sein würde, wenn der Name des Herrn van Moersbergen von der großen Menge heruntergerissen werden würde. Es sei dem Herrn Das prinzipiell unmöglich, sich aus Freundschaftsgründen von dem Verfahren gegen den Statthalter zurückzuziehen, jedoch sei es ihm ein Bedürfnis, dem Herrn Adolf van de Wael die Sache weniger peinlich zu machen. Nun stelle er ihm vor, sich aus Gesundheitsgründen zurückzuziehen. Es würde Herrn Das recht angenehm sein, dem alten Freunde durch Übernahme seiner Ländereien entgegenzukommen; der Statthalter solle dann seinerseits Sorge dafür tragen, daß alles geräuschlos verlaufe und die Zerrissenheit in der Stadt nicht noch mehr zunehme durch eine eventuelle öffentliche Behandlung peinlicher Angelegenheiten, über die man lieber schweigt als redet.

„Jurriaan ist doch ein großer Esel", sagte van Moersbergen zu seiner Tochter, als er den Brief gelesen hatte. — „Nun will er mich zum Schweigen umkaufen. Er weiß, daß ich augenblicklich Geld notwendig habe und daß ich mit dem Gedanken umgehe, einen Teil meiner Ütrechter Güter zu veräußern; nun bietet er eine hohe Summe für die Friedrichstädter Ländereien. Der Kerl hat Angst für seinen guten Namen und nun hat sein Hasenherz ihn zu dieser Dummheit getrieben. Aber wie niederträchtig ist es doch, daß er meint, mich umkaufen zu können. Er hat darauf gerechnet, Erfolg zu haben und sich nachher hinter meinem Ritterwort sicher zu fühlen. Ich wäre dann der Mann gewesen, der die Öffentlichkeit gefürchtet hätte, und er wäre der noble Herr gewesen, der großmütig gehandelt hätte. Und nun muß er es sich schließlich noch gefallen lassen, daß ich ihn verächtlich behandle, während der Brief mit dem Be-

stechungsversuch in meine Tasche gleitet. Wenn man ein minderwertiger Mensch ist, hat man keine Ahnung von Charakterstärke. Wie ist es möglich, daß er geglaubt hat, mit mir einen Kuhhandel treiben zu können!"

Jurriaan erblaßte, als er vernahm, daß van Moersbergen mit höhnischer Geringschätzung auf seine Vorschläge geantwortet hatte, und er beeiferte sich in der Folge desto mehr, seinem alten Freund den Verbleib in Friedrichstadt zu vergiften. Wenn ihm der Angstschweiß über jenen Brief ausbrach, tröstete er sich mit der Erwägung, daß es dem gehetzten Gegner zu schwer fallen würde, die Sache ohne weiteres vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen. — „Die Geschichte ist zu zart, Bet; er mag die Sache nicht publiziert haben, weil sein Zartgefühl es nicht vertragen kann, daß die Menge sich auf eine Angelegenheit wirft, die ihm so peinlich ist. Wenn ich mir die Sache gut überlege, beunruhige ich mich nicht; aber der verdammte Brief liegt mir schwer im Magen..."

Jurriaan wußte am Ende nichts Besseres zu tun, als dafür Sorge zu tragen, daß es dem Statthalter immer peinlicher wurde, in der Stadt zu bleiben. Man kann eigentlich nicht sagen, was Jurriaan des weiteren getan hat; er tat eigentlich nichts Besonderes; aber das flüsternde Gerücht wurde lauter und erreichte am Ende die Ohren des Pöbels. Der hatte eine rege Phantasie und lechzte nach jurriaanischem Futter. Aber Jurriaan sagte nichts und widersprach möglichst wenig. Er schwieg wie das Grab und tat, als ob ihm etwas Schauderhaftes bekannt sei, das sich nicht sagen lasse. Betje redete jedoch mit den Freundinnen und mit der Waschfrau; natürlicherweise unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Bald wußte man allerlei zu erzählen. Es sollten erschwerende Einzelheiten über das Mordattentat bekannt geworden sein; man redete von einem Komplott und von vorsätzlicher Missetat, die nur durch die ungünstigen Umstände mißlungen seien. Und all die Stücke, die Herrn Das zur Verfügung standen, sollten haarsträubend sein. Er wolle in kurzem allerlei publizieren. Wenn die besseren Bürger mit Jurriaan redeten und ihm vorhielten, daß es niederträchtig sei, alte Sachen, die schon

lange der Vergangenheit gehörten, wieder aufzufrischen und alles Geschehene aufzublähen, antwortete er, daß er wisse, was er wisse und daß er es furchtbar bedaure, daß die sogenannten Freunde des Statthalters die Sache weiter erzählt hatten, aber daß er sich nicht von der schweren Pflicht, dem Gemeinwohl zu dienen und den Mordattentäter zu vertreiben, zurückhalten lasse.

Auf diese Weise wurde dem armen van Moersbergen die Friedrichstädter Luft vergiftet. Wenn der Statthalter nur nicht so überspannt gewesen wäre, so hätte er dem Intriganten leicht Trutz bieten können. Aber leider überreizten die niederträchtigen Handlungen des Jurriaan ihn so, daß er allmählich sein geistiges Gleichgewicht völlig verlor. Bald tobte er gegen den falschen, treulosen Freund, bald weinte er wie ein Kind und seine Umgebung fürchtete das Schlimmste, weil es aussah, als würde er sich selbst vergessen, wenn er dem Judas irgendwo begegnete.

Als van Moersbergen von der Reise wiedergekehrt war, kamen Grevinchovius und van de Wedde wieder zu ihm und rieten ihm, einstweilen ein wenig ruhig zu sein und die Sache totbluten zu lassen. Schließlich würde jeder edel denkende Mensch seine Seite wählen und den Jurriaan verachten. Sie konnten jedoch kein gescheites Wort mit dem Statthalter reden; denn er war so aufgeregt, daß man ihm nun wirklich einen Mord zumuten konnte. Die beiden Herren rieten der Katharine denn auch, als sie den Gästen das Geleit zur Türe gab, den Vater einstweilen mit auf Reisen zu nehmen und ihn nicht allein zu lassen.

Schließlich konnten jene Beiden den armen van Moersbergen auch nur zum Teile verstehen; denn keiner ergründete das Seelenleid, das ihn verzehrte. Und darin lag das Geheimnis seiner wilden Aufregung.

Als die Tochter wieder ins Zimmer kam und sich auf die Fensterbank setzte, kam van Moersbergen zu ihr: „Tine, nun will ich dir mein Geheimnis gestehen. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß es eine dunkle Stelle in meinem Leben gebe. Nun denn; du weißt, daß ich fast wie Oldenbarneveldt zum

Tode verurteilt worden wäre und daß man mich begnadigt hat. Tine, ich habe um Gnade gefleht; das ist der schwarze Fleck, den ich mich vergebens bemüht habe, auszuwischen. Meine Freunde und deine Mutter ließen mir keine Ruhe, bevor ich es tat. Ich habe mich gesträubt, mein Kind, aber... aber... das Gefängnisleben hatte mich gebrochen... ich bin sonst ein Edelmann, nicht Tine? — Aber ich war innerlich erschüttert und... du... du standest mir immer vor dem Geiste, wie du die kleinen Hände rangst, als sie mich vom Schloß im Münsterschen wegschleppten, um mich nach Holland zu bringen. Du Tine, vergib es mir und schäme dich des Vaters nicht. Du bist immer mein Augapfel gewesen und ich wollte dich nicht mit der Mutter allein lassen. Mutter ist eine gute Frau, aber sie konnte keine Kinder erziehen und... ich konnte mich nicht vom Leben trennen, weil ich dich hatte!

Und nun wühlt der Schuft in den peinlichsten und zärtesten Teilen meines Innersten. Und was mein Fehler und mein innigstes Liebesopfer zugleich war, das will er dem Pöbel vorwerfen. Niemand redete mehr von der Sache und man schien nicht mehr daran zu denken und nun hat er die geheimen Stücke in Händen. Wie der Verräter sie in die Finger bekommen hat, weiß ich nicht.

Van de Wedde erzählte mir, daß er auch noch mit Briefen, die ich ihm schrieb und in denen ich ein unfreundliches Urteil über den Herzog und ihn geäußert hatte, intrigiert. Der gute van de Wedde schlug mir auf die Schulter und sagte: „das wissen wir schon, daß wir einander nicht immer grün gewesen sind, nicht?“ — „Über diese Zettel sorge ich mich weniger, aber das andere kann ich nicht vertragen. Es ist mein Fehler und auch mein tiefstes und innigstes Erleben. Das soll nicht über die Zungen gehen. Wenn ich den Kerl sehe, schlage ich ihn tot. Ich soll, ich darf ihn nicht sehen; sonst passiert das Schlimmste. Manchmal klemme ich in Gedanken meine Finger um die Kehle des verächtlichen Menschen und ich freue mich, wenn ich in meiner Phantasie die verruchte Zunge, die die Freundschaft beleidigt hat und den Mann, den er seinen Freund nannte, mit seinem lasterhaften Gerede bis ins Herz traf...“

Katharine unterbrach ihn: „Vater, beruhige dich; wenn du so redest, will ich dich nicht mehr anhören; das soll dir zu gering sein und der Mensch ist es nicht wert, daß du dich selbst durch solchen Gedanken verunreinigst. Was das andere betrifft: ich darf darüber nicht urteilen und ich bin dir im Herzen innig dankbar für deine Liebe. Komm Vater, sei guten Mutes; wir gehen auf Reise, und wenn es dich zu sehr wurmt, so bleiben wir in Utrecht. Ich sehne mich nach dem alten Schloß. — Aber du bist ein guter, unvorsichtiger Vater. Wie hast du einem Menschen wie dem Jurriaan dein Vertrauen schenken und sogar schwarz auf weiß allerlei über andere anvertrauen können? Das tut man doch nur Menschen gegenüber, auf die man bauen kann!"

Van Moersbergen fühlte sich erleichtert, weil die Tochter seinen Fehltritt nicht hart beurteilte und antwortete auf ihre Frage: „ich dachte, daß ich auf ihn bauen könnte; er nannte sich eben mein Freund. Nun in Friedens Namen; ich hatte ihm zum Glück nicht mein ganzes Herz gegeben; dazu gab es zwischen uns zu große Gegensätze. Ich hatte ihm jedoch mein Vertrauen geschenkt."

Es war an einem schwülen Juliabend. Hendrik de Haen, seine Frau und Katharine van Moersbergen ritten zusammen durch Koldenbüttel. Sie hatten die alten Stätten, an die so viele Erinnerungen geknüpft waren, noch einmal aufgesucht und wollten nun noch eben vor dem Wirtshaus einen kühlen Trunk genießen. Als sie dort ankamen, trafen sie gerade Herrn Jurriaan Das vor der Tür. Er verabschiedete sich vom Wirt und grüßte die Neuangekommenen mit genierter Höflichkeit. Katharine übersah ihn; die anderen beantworteten seinen Gruß. Darauf stiegen sie ab. Das war in seiner Haltung verlegen und schien sich nicht entschließen zu können, wie ein begossener Pudel davonzugehen, wo er einen Kollegen aus dem städtischen Rat, mit dem er mehrmals geschäftlich in Berührung kam, traf. Er drehte sich ein bißchen herum und fing ein kurzes Gespräch über das Wetter an. „Ein köstliches Vergnügen, an solch einem schönen Abend spazieren zu reiten, meine Damen!" — De Haen antwortete höflich und

Deliana murmelte auch etwas, das nicht direkt unhöflich war. Katharine sah ihn an und antwortete nichts. Ihre schöne Farbe verschwand allmählich von ihren Wangen. Voll und stolz traf ihr Blick den seinigen. Jurriaan wurde konfus. — „Ich will euch nicht länger stören. Guten Abend de Haen, guten Abend gnädige Frau; mein Respekt an euren Vater, Fräulein van Moersbergen!“ Mit einem Male zog Katharine die Oberlippe hoch auf; ihre Augen sprühten Verachtung, und bevor sie wußte, was sie eigentlich tat, peitschte sie dem Jurriaan über seine schweren Backen. Der sprang zurück und brüllte: „ihr werdet euch zu verantworten haben!“ — Deliana drängte die wütende Katharine zurück. Nun trat de Haen auf Jurriaan zu und richtete sich hoch auf, indem er kurz sagte: „ich bedaure, daß dies hier passiert ist; aber ich trete für die Jungfrau van Moersbergen ein! Betrachte es, bitte, als ob ich euch geschlagen hätte; ich werde euch Genüge leisten.“

Am nächsten Abend hielt die Reisekutsche der Moersbergen vor dem Statthalterhaus. Vater und Tochter wollten die Reise nach Ostfriesland nachts antreten, weil die Hitze tagsüber unerträglich war. Es war schon halb dunkel, als die beiden sich im Schatten des Hofes von de Haens verabschiedeten. Aus einer dunklen Ecke trat der alte Bediente des van de Wedde hervor und überreichte der Katharine im Namen des ritterlichen Gegners ihres Vaters einen Blumenstrauß. — „Auf Wiedersehen, Deliana, auf Wiedersehen, Hendrik!“ — Sie stiegen ein. Beim Abfahren schaute der Statthalter noch einmal aus dem Wagen und warf einen letzten Blick auf das Haus. Die zwei Kuriere des Herzogs, die die hohe Gesellschaft begleiten sollten, und der treue Boudewyn stiegen zu Pferd. Der Stallknecht mit der Fackel trat zur Seite, als er den Abreisenden gegrüßt hatte. Der Schein seiner Fackel beleuchtete nun das Familienwappen über der großen Stalltür: „Omne solum forti viro patria!“ las van Moersbergen...

„Auf Wiedersehen; kommet bald wieder!“...

Eine halbe Stunde später fuhr der Reisewagen durch das Dithmarscher Land in südlicher Richtung.

Der Statthalter kam nie wieder.

XVII.

MOERSBERGEN ist ein herrliches Rittergut. Die schweren roten Mauern sind wie Stein gewordene mittelalterliche Kraft, aus dem Boden der Schloßinsel emporgewachsen, und sie spiegeln sich im Wasser des breiten Grabens wie ein großer Gedanke vergangener Jahrhunderte, der sich im schattigen Walde des Ütrechter Oberquartiers behauptet und vom Lärm des städtischen Bürgerlebens nicht gestört wird.

Schon zwei Jahrhunderte wohnt die Familie van de Wael auf dem schönen Schloß, das seit 1493 rittermäßig ist, weil Bartholomeus der Jüngere es der Domprobstei der Staaten von Ütrecht als „thinsgoed" unter der Bedingung angeboten hat, daß es der Familie nie genommen werden dürfe, so lange es eheliche Nachkommen der Familie Bartholomeus gebe.

Und soll es nun an Fremde kommen, weil Katharine als alte Jungfrau sterben wird? — Vater ist wieder in die Ritterschaft aufgenommen worden, als er aus Ostfriesland nach Ütrecht wiedergekehrt war. Sein größter Wunsch ist, daß Katharine heirate. Was soll sie tun?

Die Jungfrau van Moersbergen ist noch immer eine viel umworbene Figur in den hohen Gesellschaftskreisen; Reinier van Raesvelt macht ihr den Hof und er ist der einzige nicht. Nur der stolze Johan van Oostrum bleibt der kühle Weltmann, der sie auffällig höflich behandelt und dennoch fühlen läßt, daß er sich in sicherer Entfernung von der graziösen Katze hält, die ihn dereinst so schmählich behandelt hat. Es wird viel über ihn geschmunzelt und er macht Katharines Freundinnen in einer Weise den Hof, daß er ihnen die Köpfe verwirrt und sie am liebsten von ihm reden. Tut er es, um die Katharine zu ärgern und ihr das Gesellschaftsleben zu verekeln? Sie haßt ihn mehr als je; leider ist sie noch immer wie auf den Mund geschlagen, wenn er in der Gesellschaft ist. Und das Schlimmste ist, daß er es zu bemerken scheint und sie oft höhnisch fragt, weshalb sie so einsilbig sei. Nächstes Mal wird sie ihn fühlen lassen, daß er sie überhaupt nicht interessiert!

Mutter Occa hat die Freuden der Heimat nicht lange kosten können; denn sie ist bald nach der Rückkehr auf Moersbergen gestorben. Und nun hat der Vater sich wieder verehelicht. Die zweite Frau ist eine Katholische und soll eine Jugendflamme des Vaters gewesen sein. Zu Hause fühlt Katharine sich nicht mehr heimisch; sie ist wohl gern einmal beim Onkel; aber es kommt ihr doch zu peinlich vor, eine ältliche Jungfer zu werden, die hier und dort und überall ein ziemlich überflüssiger Gast ist. Reinier van Raesvelt ist ein anständiger Mann und tausendmal solider als der van Oostrum. — Ach, warum vergleicht sie doch jeden Mann mit diesem Menschen, der... den sie nicht leiden mag... Raesvelt hat sich um sie beworben. Er ist ein sehr anständiger Mann...

Moersbergen soll einen Herrn haben. Katharine hat in ihren feudalen Kreisen besser als in der Eiderstadt verstehen gelernt, daß Familientradition ein wertvolles Gut ist. Sie ist besonnener als das blutjunge Mädchen, das auf der Treene schwärmte, und die Geschichte mit Antoni van de Wedde scheint ihr jetzt eine liebenswürdige und tragische Torheit gewesen zu sein...

Im Jahre 1635 bringt der Dezember den Ütrechter Kreisen den Bericht von der Verlobung der Jungfrau van Moersbergen. Die dicke Tante Maria behauptet, daß ihr in Tines Kinderjahren schon manchmal der Gedanke gekommen sei, daß die beiden für einander geschaffen seien. Onkel Steven vertraut seinen guten Freunden an, daß sie flunkere und daß Raesvelt der zwölfte sei, den sie für Tine auserwählt habe. — Steven schneidet aber bisweilen ein bißchen auf und hält seine Frau gern im intimen Freundeskreise zum Besten.

Onkel Steven ist ein einsichtsloser Esel! Es können sich in seiner nächsten Nähe zwei Menschen in grollender Liebe abstoßen, ohne daß er es bemerkt.

Herr van Raesvelt ist auf Reisen und Tinchen verbringt einige Tage bei Onkel und Tante. Sie fühlt sich ein bißchen erleichtert, weil ihr Bräutigam nicht da ist; aber sie hat schlechte Nächte; ist krötig gegen Tante und einsilbig dem Onkel gegenüber. — Versteht sich! denkt Onkel Steven, — das

ist nun die Sehnsucht einer Braut! Sie soll ein bißchen Ableitung haben!

Warum nimmt er sie nun gerade nach jener Heide mit, wo van Oostrum mit seiner Kompagnie Übungen abhält? Die beiden stehen sich doch nicht gut; Steven erinnert sich doch wohl, daß Oostrum ihr den Hof gemacht hat und daß er abgewiesen worden ist. Ach was, jetzt vertragen sie sich gut und Oostrum hat kein Zuckerherz. Der hat die ganze Sache schon ganz vergessen und überdies hat er sich nie um sie beworben!

Es ist den beiden eine qualvolle Überraschung gewesen, sich auf der Soesterheide zu begegnen. Nun sind sie da zusammen und reden über gleichgültige Dinge. Katharine triumphiert als Verlobte eines anderen über den feindlichen Geliebten und der Rittmeister spricht mit leichter Höflichkeit über den gediegenen Herrn van Raesvelt, dessen strenge kalvinistische Prinzipien er lobend erwähnt. Wieder siegt er; wieder fühlt Katharine seine Überlegenheit, als er mit tändelnder Leichtherzigkeit gerade dasjenige am Bräutigam preist, was Tine an ihm nicht gefällt. Onkel Steven lacht gütig und bemerkt scherzend: „Nun, van Oostrum, hat meine Nichte sich keinen vorzüglichen Mann auserwählt? Wer hätte das von dem schönen Schmetterling aus Friedrichstadt gedacht!“

Kolonel van de Wael wird leicht hingerissen, wenn er die staatlichen Reiter üben sieht. Er vergißt alles andere und überläßt die Nichte den Sorgen des Rittmeisters, indem er das Kommando übernimmt. Donnerwetter, wie sie chargieren! Endlich dürfen sie dort in der Ferne auspusten. Tüchtige Reiter! Sie würden den Teufel über den Haufen laufen, wenn er ihnen in den Weg käme!

Nun reitet die Jungfrau van Moersbergen langsam neben dem Rittmeister her. Sie sollen den Onkel am Waldrand erwarten. Merkwürdig, nun redet Katharine freundlich; ihre Stimme klingt fast weich und sie erzählt dem Rittmeister, daß sie mit Interesse vernommen habe, wie Statthalter Friedrich Heinrich ihn als seinen kühnsten Reiterhauptmann gepriesen. Das Gespräch wird lebhafter und natürlicher, und es geht daraus hervor, daß die schöne Reiterin alle Heldentaten des Ritt-

meisters kennt und in Einzelheiten zu erwähnen weiß. Am Waldrand hilft van Oostrum ihr absteigen und sie errötet, als eine alte Erinnerung in ihr emporquillt. — „Das ist das zweite Mal, Freule van Moersbergen!“ Sie lacht verwirrt; sie faßt sich jedoch und redet sich vor, daß sie jetzt in einem anderen, sichereren Verhältnis zu ihm stehe als zuvor. Weshalb sollte die Braut des Raesvelt ihm nicht freundlich entgegenkommen?

Tine will es nicht einsehen, daß sie vor qualvoller Freude zittert und daß sie sich selbst betrügt, wenn ihre aufgeregten Sinne sich bemühen, ihrer Vernunft vorzureden, daß sie sich nur ruhig mit ihm unterhalten wolle. Es pocht ihr das Herz und die lächerliche Röte konzentriert sich zur herrlichen, entzückenden Farbe auf ihren beiden Wangen: warmes Karmin auf blankem Hintergrund. Sie hatten beide kühl und reserviert angefangen; aber allmählich war die Unterredung herzlich und warm geworden. Sie blieben beide korrekt, aber das Gespräch wurde zur Wonne. Tines Augen glänzten. Sie redete mit Begeisterung und ließ sich gehen, bis sie mit einem Male sich selbst erkannte und sich aus tiefster Tiefe der verzweifelte Wunsch in ihr Bewußtsein ergoß: Ach, hätte ich ihn nur! — Zurück Katharine! — Zu spät! — Nur noch einen Augenblick, zum letzten Male unbefangen mit ihm reden! mit ihm! — Sie sagen nicht zu viel, bis Katharine sich entfallen läßt: „Ach, da kommt der Onkel schon!“ — Die Unterredung ist nun bald zu Ende. Ein sprühender Feuerblick! — Katharine hat sich vergessen! Es war nur ein verzweifelter, sprühender Blick!

Sie reiten schweigend nach Hause. Der Leutnant führt die Kompagnie nach den Quartieren zurück. Onkel redet mit van Oostrum und wird ungeduldig, weil der andere so geistesabwesend ist. Katharine schweigt und hält das Pferd ein wenig an, damit sie unbemerkt hinter dem Rücken des Onkels den Angebeteten sehen könne. Einen kurzen Augenblick begegnen sich ihre Augen.

Abends spät sitzt Katharine noch auf ihrem Zimmer. Sie schämt sich über sich selbst und macht sich die größten Vorwürfe. Treue! — Haha, die Treue der Jungfrau van Moersbergen!

Sie soll dem Raesvelt treu sein!

Und sie ist in tiefster Seele dem einen treu, der ihr das Herz genommen hat.

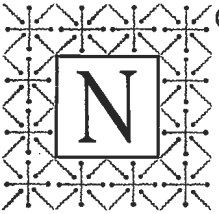
Katharine gehört nicht zu denjenigen, die sich mit klingenden Sätzen aus jedem Dilemma hinausreden können, vor das die dunkle Gewalt der Liebe den Menschen stellen kann. Sie flucht sich selbst und weiht sich in Gedanken zum zweiten Male zum Opfer. Sie ringt mit sich selbst, mit ihrem Schicksal, mit ihrem Gott und... immer wieder erscheint ihr der eine in seiner Herrlichkeit.

Sie redet sich selbst vor, wie sündig und leichtsinnig er gewesen sei, und sie wäscht mit der kühnen Einseitigkeit ihrer Liebe seine Seele rein. Er sei nicht schuldig. Er habe nichts gesagt; er sei ein Edelmann! Sie habe sich vergessen. Am Ende triumphiert es in ihr: Aber ich habe ihn lieb; verzweifelt, sündig, herrlich lieb! Ich kann mein Leben nicht vernichten; ich muß ihn haben und in meine Arme schließen!

Sie hat mit trockenen Augen den Kampf geführt. Jetzt läßt sie sich gehen und weint und die Tränen werden ihr zur Wonne.

„Im Jahre 1635 verlobte die Jungfrau van Moersbergen sich mit Reinier van Raesvelt, Freiherrn van Middachten. Am 24. Mai des Jahres 1636 flüchtete sie sich jedoch Sonntagmorgens während des Gottesdienstes aus dem Hause der Freifrau van Brakel und nahm Johan van Oostrum, Rittmeister und Herrn van Geverskop zum Gemahl."

XVIII.



OTIZEN aus dem Tagebuch des Herrn van de Wedde.

Alle Pläne betreffs der Salztransportfahrt sind fehlgeschlagen. Nun bin ich also der Direktor einer Handelssozietät, die nie in Kraft treten wird, und meine Kontramineurs reiben sich die Hände. Wer hätte aber denken können, daß der König von Spanien sich dazu hergeben würde, den Holländern selber Seepässe zu verkaufen! Nun können sie das Salz ohne Gefahr nach Holland bringen und keinem wird es einfallen, es nach Friedrichstadt zu schleppen.

Resident Rodenburgh ist jetzt der aufgehende Stern an unserem politischen Himmel. Er scheint tatsächlich am Hof zu Brüssel Einfluß zu haben. Nun schreibt er, daß es eine Schande sei, daß wir ihn nicht während der Sache gekannt haben und daß er sie noch zum Besten Friedrichstadts hätte gedeihen lassen können, wenn er nur zwei Monate früher in sie mit hineingezogen worden wäre. Er ist überhaupt nicht auf Pater Nikolaas Jansenius zu sprechen, und wenn man dem Residenten glauben soll, sei der Einfluß des Paters bei weitem nicht so groß, als dieser selber glauben lassen will. Mag sein! Jedenfalls kann Rodenburgh leicht behaupten, daß er alles hätte fertig bringen können. Nun kann der Herzog darüber sinnen, wer die Sache auf den Holzweg geführt hat; Pater Jansenius oder van de Wedde oder er selbst, der sich vom Pfaffen dazu bewegen ließ, seinem eigenen Residenten am Brüsseler Hof nichts von allem mitzuteilen. Weiland König Midas ist nicht der einzige Fürst, dem ein paar Eselsohren von Rechts wegen zukommen. Am Ende pfeift der König von Spanien auf alle Freunde und erwählt sich seine Rebellen als Frachtfahrer aus. — Der goldne Schlüssel öffnet jede Tür!

Wenn es mit dem spanischen Salz nicht gelingen will, so werden wir es mit dem französischen versuchen! Und wenn das auch fehlschlägt, so will ich das Salz aus dem Meer selber hinaufbeschwören!

Es soll mir in irgendeiner Weise mit dem Salz gelingen!

Ich will für mich und meine Familie ein Patent für fünfzig Jahre ansuchen und auf Nordstrand oder Sylt mit dieser Unternehmung anfangen; das neue System der Exhalation soll glänzend wirken. Die Watten eignen sich vorzüglich dazu.

Habe ich einmal das Patent und gewinne ich genug Salz aus dem Meer, so werden wir uns bald finanziell erholen. Dann bekommt die gute Mutter ihren Goldschmuck wieder und Geertje wird eine gute Partie. Schade, daß der arme Antoni es nicht mehr erlebt. Es wäre gerade etwas für ihn. Lange, lange Deiche im Watt; Ebbe und Flut unterwerfen sich unserem Willen; wir wehren dem Wasser nicht nur, wenn wir es nicht brauchen, sondern zwingen es auch, hereinzutreten und sich verdunsten zu lassen und das weiße Salz herzugeben. Die Sonne liefert zuerst ihre Arbeitskraft und die Siederei tut das übrige und ohne anderes Salz hinzuzufügen, ziehen wir das Produkt aus dem Meer! Das ist das große Salzsiederideal, das ich erreichen werde.

Pater Nikolaas Jansenius hat dem Herzog seinen Entwurf — Regulativ für die Getreidehandelssozietät — angeboten. — Flottes Lateinisch! — Kaufmannschaft im kleinen Stil! — Der Mann soll sich lieber an sein Brevier und an die lateinische Grammatik halten. Die Pfaffen haben unserer Sache überhaupt nichts Gutes getan.

Zu Gottorp bin ich keine beliebte Person mehr. Sogar der Kammerdiener hat mich schmählich, anmaßend, ja mordikant behandelt. Der Oberhofmeister ist ein in Gold gefaßter Flegel; er hat gesagt, daß ich zum Kapitän der Malkontenten ernannt werden solle.

Es ist nicht meine Schuld, daß ich dem Herzog noch keinen Vorteil brachte; Sonne und Mond waren wider mich!

Ich habe den Herzog an das Versprechen erinnert, mich zum Nachfolger des van Moersbergen zu ernennen, wenn er fortgehen würde. Zum zweiten Male hat er sein Wort gebrochen. Das neue Gesetzbuch ist erschienen. — Eine mächtige Leistung des Gualtherus. — Im Vorwort heißt es, daß der Statthalter und seine Assessoren eine professionelle Regierung bilden und daß der neue Magistrat auf Bitte des Statthalters und der

Assessoren angestellt sei. — Der Statthalter hat also den Herzog gebeten, ihn gnädiglich verduften zu lassen! — Nun soll van Moersbergen keinen Nachfolger haben. — Schon gut; man hat also lieber keinen Statthalter als mich. Darum bricht er sein Wort. — „Verlasset euch nicht auf Fürsten!" — Der Psalmdichter kannte seine Leute. Merkwürdig, daß König David es selber schreibt. — Er konnte es wissen. — Wir müssen seine Selbstkritik schließlich bewundern.

Der Uriabrief des Quirinus hat viel Staub aufgewirbelt. Van Dam hat ihm diese Gemeinheit vorgeworfen, als er ihn gestern auf seinem Kontor zu Rede stellte. Der Kommissar hat unserem Friedrichstädter Nathan ein Glas Wein ins Gesicht geworfen. Schade, daß Quirinus sich in dieser Beziehung nicht auch ans königliche Beispiel gehalten hat.

Grevinchovius hat uns verlassen. Wir werden ihn entbehren; denn er war ein großer Geist und ein aufrichtiger Christ; ein richtiger Remonstrant der frommen Hälfte. Schade, daß er sich mit der Kleinstadtpolitik abgegeben hat. — Er ist ein Mann für große Verhältnisse. Wenn er nur nicht zu hitzig wäre. Man soll ihn jedoch schonend beurteilen. Viel Verdruß und Blasengries, das war sein Schicksal. Wie würde ich sein, wenn zu meinem Verdruß auch noch das Blasengries käme? — Ich wäre wohl ein alter Griesgram! — Möge es dem guten Dominee wohl ergehen! — Gott segne ihn!

Grevinchovius ist zu Hamburg krank geworden und ist dort gestorben. Vetter Hugo Grotius gab ihm mit den Bürgermeistern der Hansestadt das letzte Geleit.

Wie unbedeutend scheinen mir nun seine Fehler und wie groß seine Tugenden! Arme Kinder; was sollen sie ohne den Vater?

Requiescat in Pace!

Wir haben einen scheußlichen Bericht empfangen. Pater Nikolaas Jansenius und der Sohn des spanischen Kommissars reisten über See hierher. Das Schiff ist von einem Dünkerker Kaper angefallen und in den Grund gebohrt worden. Der Bruder und der Sohn des Quirinus sind ertrunken. Armer, armer Vater!

— Ich glaube nicht, daß der Pater mir sehr gewogen war. — Der Tod versöhnt!

Zwischen Sonnabend und Sonntag 12. Oktober sind durch plötzlichen extraordinären Sturm und Ungewitter alle umliegenden Ländereien überschwemmt, Deich und Damm durchgebrochen und die neuen Schleusen ruiniert worden. Es ist ein jämmerliches Unheil. Zum zweiten Male ist unsere schöne, neue Schleuse zerstört. Heute werden die toten Menschen und Tiere beerdigt. Die Stadt selber wurde vom Wasser verschont.

Beim ersten Schleusenbau haben wir einen Stein eingemauert, auf den wir schrieben, daß er zum ewigen Andenken an die große Leistung unserer Wasserbauer dort angebracht sei. Zum zweiten Male hat der Sturm mit dem Stein Ball gespielt. Jetzt soll er gesucht werden. Macht nichts, es war augenscheinlich der Stein der Weisen nicht!

Die Berichte vom Nordstrand sind haarsträubend. Der größte Teil der Insel ist untergegangen und 6000 Menschen sollen ertrunken sein.

Jan Adrian Leeghwater kam heute mit seinem Sohn hier an und ist also gerettet...

Man könnte bei all diesen Unheilen sich selbst fast vergessen; das Wasser ist mir sonst auch bis zu den Lippen gestiegen. Morgen gehe ich nach Gottorp. Vielleicht kann ich den Herzog günstig stimmen.

Der Generalkommissar zu Hamburg hutzt Quirinus auf mich; Jurriaan Das und van Geerlen quälen mich tagtäglich und die anderen machen es nicht viel besser. — Gott, das Wasser steht mir wahrlich bis an den Lippen! — Wenn es die gute, gute Mutter nur nicht so sehr angriffe! Die Salzunternehmung wird uns am Ende wieder hochhelfen. Man soll den Mut nicht verlieren!

XIX.

SONNABEND vor Gottorp."

Es scheint ein recht harmloser Satz zu sein, und dennoch zeugt er von einem empörenden Vorfall.

Es gab einmal eine Zeit, wo der junge Herzog mit Ungeduld nach der Ankunft jenes Amsterdamer Großkaufmanns aussah, der für sein Land werden sollte, was der berühmte van Geer, jenes andere Amsterdamsche Handelsgenie, für Schweden war. Und als die Reisekutsche mit dem willkommenen Gaste sich dem großen Schlosse an der Schlei näherte, hatten sich die Tore weit geöffnet. Der junge Herzog hatte sich sehr gnädig gezeigt, war jedoch ein wenig konfus gewesen, als de Haen, sein holländischer Geheimrat, ihm den interessanten Mann vorgestellt hatte. Dann war es ihm ein Hochgenuß gewesen, mit anzuhören, wie der Mann seine weltumfassenden Pläne auseinandersetzte, und schließlich hatte der Fürst sich mit seiner ganzen Seele auf das große Projekt geworfen, das schon lange in seinen Gedanken schwebte und nun feste Linien und zuverlässige Fundamente zu bekommen schien. Trotz der Proteste der Mutter und des Bedenkens des Oberkanzellarius, trotz des Unwillens des Hofprobstes und der übrigen kirchlichen Dignitarisse hatte er dem van de Wedde die Hand gereicht und war mit der neuen Kolonisation ein Anfang gemacht worden.

Nachher waren andere Zeiten gekommen. Neue Günstlinge des Herzogs hatten den Pionier überschattet und am Ende war der Jesuitenpater, mit dem van de Wedde ihn bekannt gemacht hatte, der große Mann geworden. Der Herzog schätzte ihn wegen seiner scharfen Einsicht hoch und meinte, daß sein Urteil über den verdrängten Günstling wohl richtig sei: „Itaque paulatim debemus manum ab ipso subducere." — Das heißt: Wir sollen den van de Wedde allmählich laufen lassen.

Nikolaas Jansenius hatte den Tod schon lange in der Westsee gefunden, sein Rat jedoch wirkte nach; die Projekte des Paters waren auch mißlungen; dennoch wurden seine Worte im Privatkabinett des Fürsten manchmal ipsissimis verbis wieder-

holt. Es klang eben in der gelehrten Fremdsprache weniger falsch und niederträchtig als in den Mutterlauten.

Friedrich der Dritte brütet über neuen Plänen. Die spanischen Handelsphantasien haben den persischen Seidehandelsprojekten weichen müssen. Die persische Gesandtschaft hat den Russenzar schon für die Gottorper Pläne gewonnen; nun geht es bald auf den Schach selber los!

Es klopft an die Tür des Privatkabinetts. Der Kammerdiener tritt ein und überreicht dem Herzog einen Zettel.

„Äußerst langweilig!“ seufzt er, indem er das Brieflein seinem Geheimsekretär zeigt. „Gehe du einmal zum guten Herrn und mache ihm klar, daß ich ihm heute und morgen und... vorläufig nicht zu Wort stehen kann. — Ehm, — zu meinem großen Bedauern, nicht? — Versteht sich! Lieber Herr Sekretarius, verfahre gelinde mit dem Jüngling, nicht? Mache es aber so, daß er uns einstweilen nicht wieder mit seinen Besuchen behelligt.“

Als van de Wedde über dem Steinplatz vor dem Palaste davonging, stand Friedrich der Dritte hinter dem Vorhang seines Fensters und guckte ihm nach. Er redete sich selbst im Stillen vor, daß fürstliche Gnaden über die Skrupel bürgerlicher Moral erhaben seien und daß es manchmal ihre bittere Pflicht sei, ihr Ehrenwort zu brechen. Dennoch schämte er sich seiner Tat, und als der Geheimsekretär sich nachher ergebenst eine spöttische Bemerkung über van de Wedde erlaubte, bekam er eine sehr ungnädige Antwort, die den Angeschnautzten ebenfalls dazu veranlaßte, über Fürstengunst zu philosophieren.

Zwei Stunden später wird ein Brief besorgt, der dem Herzog das Blut nach dem Kopf treibt und es ihm unmöglich macht, sich gelassen auf das Reduit seiner Moral zweiten Grades zurückzuziehen. Es ist eine Bittschrift, die ihm auf dem Gewissen brennt und die einer Anklage verzweifelt ähnlich ist. Sie trägt als Überschrift: „Sonnabend vor Gottorp.“

.....Ich habe das Vaterland freiwillig verlassen, um eurer Sache zu dienen.

Ich baute Häuser, Salzkoten, Ziegelbrennereien und Kalköfen.

Ich gründete Reedereien für die Fahrt nach Spanien und anderen Ländern und für den Heringsfang.

Durch meine Vermittlung kamt ihr mit vielen Vormännern des Welthandels in Berührung.

Und meine Neider, die spanische Politik und Kriegsunglück ließen alles mißlingen.

Nie habe ich euch um Honorar gebeten und die Einkünfte, die ihr mir zugesagt habt, wurden mir nie ausbezahlt. Die Statthalterwürde wurde mir vorenthalten und die damit verbundenen Vorteile gingen mir verloren. Tausende habe ich in eurem Dienste geopfert.

Nun wollt ihr mich nicht einmal bei euch vorlassen.

Möge es euch aber doch gut dünken, mir den Anteil an der Grundmiete, der mir versprochen ist, zu geben und mich nicht darunter leiden zu lassen, daß ihr diese Grundsteuer von den Mietern nicht einfordern wollt. — Ich bitte um vier Jahre Bezahlungsverschub. Es wäre doch zu schlimm, wenn ich in der Stadt, die durch meine Hingabe und durch meine Energie zustande gekommen ist, Konkurs machen sollte..."

Es braust die alte Kraft des Pioniers in der Bittschrift und der Herzog ist nobel genug, sich vorzunehmen, diesen abgenutzten Diener nicht völlig zugrunde gehen zu lassen. Vier Jahre Dilation fragt er? — er soll sie haben! — Ob es ihm nützen wird?

Es fällt dem Generalkommissar Gabriel de Roy zu Hamburg, der die größten Schuldforderungen hat, nicht ein, sich an den erlassenen Befehl zu kehren. Bezahlungsverschub? — Das gilt wohl für die Untertanen des Herrn von Gottorp. Ein spanischer Beamter meines Ranges hat Machtmittel, über die andere nicht verfügen. Quirinus, quäle den van de Wedde, bis er das Geld hergibt, gleichviel, ob er zugrunde geht oder nicht. Im tiefsten Herzen ist er doch nur ein Rebell. Hetze ihn; beenge ihn, schicke ihm die Mandate des königlichen Kommissars zu Hamburg, bis er über die Brücke kommt. Will er nicht, so bekommt er keine Rekonziliationen für seine Schiffer.

Als der gequälte Kaufmann endlich in Verzweiflung geraten war, erzählt er seiner Frau alles. — „Martha, meine

Sonne geht unter. Ich kann es nicht mehr aushalten. — Sei mir nicht böse, Mutter; ich habe mein Bestes getan.“ — Es ist ein Seufzer, der in der Verborgenheit der häuslichen Vertraulichkeit geäußert ist. Bald echot er jedoch durch die Bittschrift der Mutter Martha bis in das Kabinett des Herzogs nach.

Die Art und Weise, in der die Holländer, Mann oder Weib, einen Fürsten anflehen, ist sehr merkwürdig und macht auf der Gottorper Kanzlei einen wunderlichen Eindruck!

Frau van de Wedde hat das Flehen wohl von ihrem Mann gelernt! Sie tadelt in ihrer Bittschrift den Herzog, weil er es duldet, daß der spanische Kommissar, der Fremdling, der keine Scholle der Kolonie sein Eigentum nennen könne, ihren lieben Mann zugrunde richtet. Was hat ihr treuer Willem nicht alles für den Herzog getan. Nun hat er Gut und Blut im fremden Lande verloren und die Schande steht vor der Tür. „Möge es euch gut dünken, dem Gabriel de Roy deutlich zu machen, daß er sich an den Bezahlungsverschub zu kehren habe. Und wenn ihr anders über die Sache denkt, so müssen wir uns wohl fügen und nur auf Gott, unseren obersten Herrn und Schöpfer, bauen. Magdalena van der Dusen, Hausfrau des Willem van de Wedde.“

„Die Frau weiß nicht, wie man zu einem Fürsten redet,“ — bemerkt der Sekretarius, als er den Brief dem Archivarius überreicht. — „Hm. hm, meint ihr das? — Man könnte auch sagen: nun weiß der Herzog, wie die Frau eines stolzen Bürgerkaufmanns fleht. — Wahrlich, ein seltenes Aktenstück. Es hätte von einer Hamburger Senatorenfrau geschrieben sein können. Die Friedrichstädter haben stramme Rücken und derbe Zungen, ebenso wie die Hanseaten.“ — „Deine lieben Holländer und Hamburger sind anmaßende Bürgerprotzen,“ brummt der Sekretarius.

Der Herzog hat sich der Gastfreundschaft der Frau van de Wedde erinnert, die ihm im Jahre 1622 zuteil geworden war. Er sah in Gedanken die würdige Ausländische vor sich im typisch holländischen Saal im Hause am Fürstenburgwall. Sie hatte ihn durch ihre maßvolle Ruhe und bescheidene Offenheit gefesselt und es war dem jungen, freisinnig angelegten Fürsten in ihrem Hause und in ihrer Nähe wohl gewesen, weil

ihr Benehmen ihm damals besser gefiel als das raffinierte Treiben der Frauen in seiner höfischen Umgebung. Die Frau war sich selbst treu geblieben. Und er? Ach, er ist von den Umständen, die stärker als er waren, getrieben worden; kann er dafür? — Im vorliegenden Fall fühlt er sich auch wieder an Händen und Füßen gebunden. Es ist ihm unmöglich, den spanischen Flegel zu Friedrichstadt mürbe zu machen. In Hamburg haben sie auch ihre liebe Not mit dem Gabriel de Roy, so sehr, daß seine kaiserliche Majestät Ferdinand mit scharfen Worten bei der spanischen Regierung protestiert hat, weil seine kaiserliche Autorität und die Privilegien seiner deutschen Staaten beeinträchtigt werden. Der Herzog kann den Quirinus nicht gefügig machen. Eine elende Sache; ein kleiner Fürst ist an Händen und Füßen gebunden! — Arme Frau, ich kann nicht viel machen; höhere Staatsinteressen gebieten mir, den Kuckuck im Eidernest zu schonen. Überdies ist es eine hoffnungslose Sache um die finanzielle Lage eures Mannes. — Aber ich hätte ihm zu Rede stehen und jedenfalls meine faulen Witze auf seine Kosten für mich behalten sollen. Im übrigen ist das Schicksal meiner Stadt mir auch zu mächtig. Ich kann es nicht ändern...

Nicht lange nachher bringt der Friedrichstädter Bote einen kurzen Brief des Herrn van de Wedde, in dem er den Konkurs anmeldet,... „damit er in seinen alten Tagen Ruhe genießen könne und er, seine Frau und Kinder nicht länger molestiert werden."

An der Ecke des Binnenhafens und des Fürstenburgwalls steht das ersterbaute Haus der Stadt kahl und trüb im Herbstnebel. Die Vorhänge sind abgenommen und die entkleideten Fensterscheiben schämen sich ihrer Nacktheit. Die Bürger gehen auf der schmutzigen Freitreppe und in der Diele ein und aus. Der Regen hat den großen Anschlagzettel zwischen den Fenstern losgeweicht; nun hängt er trostlos hinunter. Durch die Hinterpforte werden Möbel hinausgetragen und Dienstmänner laden sie auf Schubkarren. Und im großen Saal, wo van de Wedde Fürsten und Generäle empfing, haben die Möbel sich scheu in einer Ecke zusammengedrängt, die Familienporträte sind empört, weil sie sich die unbescheidenen Blicke der neugierigen Käufer

gefallen lassen müssen. Sie stehen in einer Reihe an die Wand gelehnt. Mitten im Zimmer vor dem Herd sitzt Dr. van Dam, der Kurator des Konkurses, zwischen zwei Schreibern am großen Tisch und der „Bohlmeister“ steht auf einer Bank. Er preist die Güter an und verkauft im Aufstreich. — „Ein Prunkdegen! Es ist drei Taler geboten. Wer bietet mehr? — Ein Prachtstück; schönes Schützengewehr! — Vier — fünf. — Niemand mehr? — Zum ersten, zweiten, drittenmal... Für Herrn Jurriaan Das!“

Es folgen mehrere Familienstücke. Paludanus wird der glücklich Besitzer des Salonmobiliars. — Schön; das wird wenigstens keinem Philister zuteil!

„Ein Gemälde des berühmten Malers van Mierevelt. Bild des Herrn van de Wedde, Westerwolde und Blyham. — Meisterstück! — Es ist dreißig Taler geboten.“ — Paludanus bietet fünf mehr — Geert Derks und Geesteranus wechseln Blicke — der zweite bietet vierzig. — Van Dam fügt zehn hinzu. Da erscheint Hendrik de Haen gerade auf der Schwelle. — Zum Glück noch nicht zu spät! — Hundert Taler. — Donnerwetter, das geht hoch her! — Es ist den anderen zu viel. De Haen glaubt, sich freuen zu können, weil er dem unedlen Handel ein Ende gemacht hat. Hätte er doch gewußt, daß alle Bietenden dasselbe bezweckten, so wäre er seinen Mitbürgern gegenüber nicht ungerecht gewesen. Bald hängt das Gemälde wieder in Mutter Marthas Wohnzimmer.

Als „le coq audacieux“ abends die Ecke am Binnenhafen passierte, war das öde Haus völlig dunkel. Der Anschlagzettel flattert im Winde. Das ist ihm zu schlimm; er reißt ihn herunter und knüllt ihn zusammen. Sein Blick streift die Tafel der Grundsteinlegung und er würgt seine Tränen hinunter.

Der Wind bläst ihm in den Rücken, als er nach Hause geht. Die gelben Blätter tanzen über den Fürstenburgwall und der Regen peitscht ihm um die Ohren. Als er mit verstörtem Gesicht in das Wohnzimmer tritt, steht er stumm vor Deliana und ihm bleiben die Worte in der Kehle stecken.

„Hendrik, was ist los: was hast du denn doch in der Hand?“ — De Haen blickt verwirrt auf den Papierpfropfen. — „Das?,

ach, das ist der Anschlagzettel von der Ecke.“ — Er wirft ihn ins Feuer und setzt sich neben den Herd. — Wie funkeln die Flammen so merkwürdig und spritzen feine Strahlen links und rechts?

Als Deliana zum Eckschrank geht, um das Abendbrot hervorzuholen, wischt sich der Riese schnell die Tränen aus den Augen. — „Verdammt, ich benehme mich wie ein Kind.“

Van de Wedde ist mit den Seinigen nach Nordstrand gegangen.

Nordstrand, das ist die zerstörte Insel, die vom verräterischen Meer genommen worden ist. Die Westsee hat sie in der Schreckensnacht erstürmt; die böse Feindin hat Rache genommen, weil der Deich ihr so lange Widerstand geleistet hatte. Dörfer sind zerstört, Kirchen und Türme niedergerissen, Menschen ermordet, Tiere getötet worden. Und die Wütende hat am nächsten Morgen ihre Beute überschaut, ihr Vernichtungswerk bewundert. Dann hat sie den Raub höhnisch auf ihrem Rücken davongetragen und zum Teile auf die Küste des Festlands, zum Teile auf die kümmerlichen Überreste des zerstörten Deiches geworfen. — Möbel, Wagen, Fässer, Menschen, Bäume, Tiere. — Hurra, es lebe die Herrschaft des Meeres hoch!

In Gaickenbull und den benachbarten Kögen wohnen die Eingesessenen noch auf ihren Werften. — Eine armselige Bevölkerung, die sich fruchtlos bestrebt, die Deichwerke wieder herzustellen, und ihr kümmerliches Dasein mit dem Anbau von Sommerkorn und mit der sehr beschränkten Viehzucht fristet. Nachher werden sie den Holländern und dem Herzog fluchen, weil sie ihre Ländereien den niederländischen Deichbauern ohne einige Entschädigung überlassen müssen; jetzt vermuten sie noch nicht, was ihr Landesherr ihnen antun wird, und grollen den Holländern noch nicht. Sie begegnen dem guten alten Herrn mit den greisen Locken und der freundlichen Dame, die dort am Gaickenbüller Deich wohnen, mit großer Freundlichkeit.

Der alte Peter Hennings schüttelt den Kopf wohl einmal, wenn sein feiner Nachbar über die glänzenden Aussichten seiner Salzunternehmung redet und vertraulich mitteilt, daß er seiner

Familie das Sonderrecht für die Salzgewinnung nach dem neuen System gesichert habe, aber er zeigt immer ein reges Interesse. Der Peter ist ein frommer, guter. Mensch, der seinem Nächsten nicht gern die Hoffnung nimmt. Ihm selber hat das Meer die letzte Hoffnung genommen. Möge es dem Herrn Salzsieder wohl ergehen; bisweilen verwirklicht sich wohl, was der Mensch wünscht!

Wenn die beiden zusammen ihre Pfeifen vor dem Hause des guten Herrn rauchen, mag es vorkommen, daß sie wohl eine halbe Stunde zusammen schweigen. Der eine denkt über alles, was das Meer ihm genommen hat, der andere über die Schätze, die er den salzigen Wogen entwuchern wird. — „Wenn es nicht zu unbescheiden ist, möchte ich einmal neugierig sein: wie alt ist der Herr wohl?" — „Siebenundsechzig Jahre, Peter." — „Ein schönes Alter; ich bin euch jedoch noch zehn zuvor." — „Jung, Peter, dann hast du dich aber gut gehalten." — Wieder ein langes Schweigen. — „Der Herr hält sich auch noch stramm und er hat noch viel Unternehmungslust; aber bisweilen schaut er traurig drein. Er hat auch wohl viel Verdruß gehabt." — „Ja Peter, andere Menschen haben Erfolg in ihrer Jugend; ich muß ihn jedoch in meinen alten Tagen erhaschen. Ich habe immer Unglück gehabt; aber wenn ich so recht traurig bin, dann denke ich nicht an mißlungene Geschäfte. Weißt du, ich habe einen Sohn gehabt, der mein Stolz war. Das Wasser hat ihn mir genommen." — „Dann bedaure ich euch sehr, Herr van de Wedde; das Wasser ist ein schlimmes Untier." — Nun schweigen sie wieder und sie denken beide an dasjenige, was das Wasser ihnen genommen hat.

Mutter Martha sitzt mit Geertje am Fenster. Die letztere ist nicht sehr jung mehr und Mutter ist schon alt. Martha hat die große Brille auf der Nase und liest. Sie gehört nicht zu den Alten, die nur in der Bibel lesen, obschon das heilige Buch einen schlaffen Rücken in ihren Händen bekommen hat. Sie liest auch weltliche Bücher und der gute Schwager Hartochsvelt schickt ihr dann und wann das Beste, was gedruckt wird. Sie kennt Vondel; jedoch ist der große Amsterdamer Poet nicht ihr liebster Dichter. Mag sein, daß es nicht für ihren Geschmack

zeugt, aber sie liest lieber ihren Cats. Er ist gemütlicher und mehr für das Wohnzimmer, wenn schon nicht direkt für die Kinderstube. Sie vergibt ihm gern, daß er bisweilen ein bißchen zu salzig und zu derbe ist, aber er ist wert, ein Hausfreund genannt zu werden. Mutter Martha hat ihn jetzt aufgeschlagen und liest im Gedichte von der besagten Hausmutter:

„Uw heyligh trouw-verbont, bevestight mette jaren,
Beproeft door soet en suur u dickmaels wedervaren,
Versegelt bovendien door menigh aardigh kint,
Dat is een vaste knoop, die reyne sielen bint."
(Der heil'ge Ehebund, befestigt durch die Jahre,
Erprobt durch Süß und Sauer, das oft euch widerfahren,
Besiegelt überdies durch manch tugendhaftes Kind,
Das ist die feste Verknüpfung, die reine Seelen verbindet.)

Mutter Martha legt die Brille auf ihr Buch; sie läßt das Gelesene gern auf sich wirken. — „Wenn Antoni nur noch bei uns wäre; ach ja! Und dennoch ist ihm viel Verdruß erspart geblieben. Der Junge hatte große Träume, ebenso wie der Vater. Er war aber besonnener. Dennoch hätte er den Zusammenbruch der Firma van Hoven auch nicht vorbeugen können und sein größter Traum wäre nie verwirklicht worden. Am Ende wollte er auch die Sonne vom Himmel herunterholen. Im Geschäftlichen war er besonnener als der Vater; aber in der Liebe war er ein schlimmer Phantast. Beim Vater war das Umgekehrte der Fall. Er phantasierte, sobald der Geschäftssinn sich in ihm regte, und in der Liebe war er bescheiden. — Er nahm Magdalena van der Dusen. — Dennoch glaube ich wohl, daß er sich in mich vernarrt hatte und mich für eine Königin hielt. Also spielte die Phantasie ihm denn doch auch in der Liebe eine Posse. Aber es war doch klug von ihm, mich zu nehmen; denn keine hätte ihn inniger lieben können als ich. Und jetzt, wo die alten Tage gekommen sind, haben wir einander noch immer notwendig. Was wäre der Mensch doch eigentlich ohne die Liebe. Im Alter kann man sie noch weniger entbehren als in den jungen Jahren. — Schade, daß Geertje nicht verheiratet ist; das arme Kind leidet darunter. Ich sollte eigentlich noch mehr Geduld mit ihr haben, wenn sie einmal ein bißchen wun-

derlich ist; das Kind hat nicht viel Freude im Leben. Mann und Weib ergänzen einander. Was wäre Willem ohne mich und was wäre ich ohne Willem!" — Sie guckt nach dem Bilde, das der junge de Haen ihr aus der vergangenen Herrlichkeit ihres Hauses gerettet hat. — „Merkwürdig, daß ein so kluger Kopf so kindlich vertrauensselig alles wagen konnte. Ich bewundere ihn noch immer: den schönen Graukopf! Wer hat so volles, weißes Haar wie er? Und sein Auge ist noch immer voll Feuer. Ich glaube, daß mir jetzt allmählich klar wird, wie er seine Bestimmung verfehlt hat; ich habe schon manchmal gedacht: Willem hätte Dichter werden sollen." — Mutter lachte mit einem Male, daß es sie schüttelte. Die gute Geertje sah verwundert von ihrem Strickstrumpf auf: „Mutter, warum lachst du denn so?" — „Ach Kind, ich hatte nur einen tollen Gedanken."

Als der alte Peter nach Hause gegangen war, kam Vater herein. — „Du Willem, lies einmal!" — „Ach was, Mutter, du mit deinen Gedichten; ich sage dir, daß dein Cats mit seinen Verslein uns um kein Haarbreit weiter bringt. Es ist die reinste Phantasterei, die mir kein Salzkorn aus dem Meer holt." — „Nun Vater, er ist sonst salzig genug." — „Du redest Unsinn, Martha." — „Ach, lies denn doch! Hier, nimm meine Brille; du hast die deinige natürlich wieder verlegt." — Van de Wedde las und lachte. Nun ja, du bist ein Staatsweib. Der Kerl hat wohl einmal dümmere Dinge gesagt. Halte du dich nur zum Cats, Mutter; schließlich wärst du im Leben ohne die Poesie nicht fertig geworden. Du hast die Dichtung als deinen Teil erwählt und ich die nüchterne Wirklichkeit. Am Ende sind wir kein übles Paar, nicht Martha?"

„Nein Willem, aber du hast dir doch wohl auch einmal etwas zusammengedichtet!"

Die letzte Handelsdichtung des Herrn van de Wedde wollte sich leider auch nicht mit der Wirklichkeit zusammenreimen. Alles wäre gut gegangen, wenn die Tropensonne ihm bei der Ausdampfung des Salzes geholfen hätte. Weil er jedoch nicht im Lichtlande, sondern an der nebelreichen Küste der Westsee wohnte, schlug alles fehl!...

XX.

CORNELIUS van Loo hat seine Zeit gehabt und er ist so vernünftig, den Knochenmann nicht einen voreiligen Gesellen zu schimpfen. — „Alte Kerle, die nicht sterben können, machen die letzte Reise zum bedauerlich lächerlichen Totentanz mit Freund Klapperbein, mein lieber Geert.“ — Wenn der Vater dergleichen Äußerungen zum besten gibt, wird es der Mareiken traurig zu Mute. Das ist keine christliche Redensart. Es wird dem Alten nicht zum Segen und es hat auf die Kinder einen schlechten Einfluß. Neulich hat der zweite, der wunderlich störrige Geert, der immer hinter dem Großvater her ist, gesagt: „Schlage ihn auf den Buckel, wenn er kommt; sollst bei uns bleiben, Opa.“ — Da antwortete der Alte: „Nützt nichts, Geert, er hat kein Gefühl im Rummelkasten!“ Ihr Mann hat gelacht und meint, daß der Vater im Herzen noch immer ein guter Seemann sei. — „Wir können uns nicht wie der Herr Pastor ausdrücken, Mareiken; wenn man das Schiff nur nicht stranden läßt, hat man seine Schuldigkeit getan, ob man sich schon am Steuerrad ein bißchen salzig ausdrückt. Der Alte wird den Hafen wohl erreichen.“ — Geesteranus, der Dominee von Friedrichstadt ist, kann in dieser Beziehung nicht so vertrauensselig sein. Er redet wohl einmal mit dem Cornelius über seine unsterbliche Seele, kommt jedoch für gewöhnlich nicht weiter und wird manchmal von ihm abgespeist. — „Wenn alle Remonstranten wie ihr wären, so würde der Himmel bald voll Remonstranten sein,“ meint der alte Sünder, wenn der Dominee sich um sein Seelenheil Sorgen macht. Dann schüttelt Geesteranus den Kopf und sagt, daß man nicht auf diese Weise reden solle, wenn man sich zur letzten Abfahrt zu rüsten habe.

Der alte Pastor von Koldenbüttel ist ihm besser gewachsen. Wenn Cornelius sich zu wenig ehrfurchtsvoll über die ewigen Dinge äußert, heißt es bald: „Ich verbitte mir solches Gerede; sollst lieber beim Teufel zur Beichte gehen, wenn du mit dem Heiligen spottest. Dann stirbst aber in deinen Sünden; der christliche Pastor ist nicht da, wenn dein Stündlein kommt,

und er muß dir das heilige Sakrament vorenthalten." — Das schüchtert Cornelius ein und er wird christlicher gestimmt.

Van Loo hat sein Haus bestellt. Er will zu Koldenbüttel in lutherischer Erde begraben werden. Auf seinem Grabstein soll nur stehen: „Hier ruht Cornelius van Loo, Ehegatte der seligen Gosjen de Vries, herzoglich privilegierter Fährmann. R.I.P." Geesteranus soll mit dem Pastor und Geert Derks unmitttelbar hinter dem Sarge gehen. Es soll beim Leichenschmauß nicht getrunken werden.

Die letzte Bestimmung begründet er in seiner eigenen Weise: Es habe Mareiken zu Lebzeiten des Vaters schon genug geärgert, daß die Freunde sich manchmal besoffen. Er habe sie ohnehin genug bewirtet und man brauche aus seinem Tode kein Fest zu machen. Wer damit nicht einverstanden sei, der dürfe zu Hause bleiben!

Der Herr Pastor sitzt beim Lager des Cornelius und hat sich eine Strafpredigt gefallen lassen müssen, weil er sich dagegen gesträubt hat, mit dem „Arminianer", dem Remonstrantendominee, in einer Reihe gehen zu müssen.

„Ihr sollt im übrigen nicht meinen, Herr Pastor, daß ich den Remonstranten gegenüber zu Kreuz krieche. Im Gegenteil." — Es leuchtete wieder einmal etwas vom alten Feuer in den Augen. — „Gott ist gerecht, Herr Pastor! In früheren Jahren meinte ich, ihm ein bißchen helfen zu müssen, als die unverschämten Kerle meine Rechte mit Füßen traten. Er konnte es jedoch selber fertig bringen. Sie haben anno neunundzwanzig das Fährhaus abbrechen wollen, weil Jakob sich weigerte, den Eindringern den Eid zu leisten. Rachsucht war es, sonst nichts. Der gerechte Gott hat ihnen jedoch das Haus abgebrochen.

Der Statthalter ist wie Spreu vor dem Winde weggefegt. Haha, er hätte den alten Cornelius am liebsten über die Eider gejagt!

Van de Wedde hat sein Gut verkaufen müssen und sie haben ihn aus seinem Hause vertrieben!

Der Grevinchovius ist auf der Reise nach der Heimat gestorben und sein Grabstein ist mit fremdem Moos bewachsen, weil sich keiner darum kümmert.

Einer nach dem anderen hat sein Geld ganz oder teilweise verloren und viele sind wie begossene Pudel nach Holland zurückgekrochen. Und diejenigen, die sich behaupten, werden von ihrem Erzfeinde gemeistert.

Aber das Fährhaus steht noch immer auf dem Eiderdeich!

Gott ist gerecht, Herr Pastor. Wenn er seine Sachen bestellt hat, dürfen wir Menschen nicht mehr hadern. Er hat an ihnen ihre Hoffart heimgesucht; er hat sie geschlagen! Nun soll der alte Cornelius nicht mehr nachtragen! Das wäre ungerecht."

Der Pastor weiß nicht, was er dazu sagen soll. Wenn er vor einigen Jahren nicht wegen seiner aufwiegelnden Predigten solch eine schmähliche Rüge vom Oberkonsistorium bekommen hätte, so würde er die Strafgerichte Gottes den Bauern in der Kirche vielleicht in derselben Weise deutlich gemacht haben; jetzt überläuft es ihn aber kalt, als er den Alten im Angesicht des Todes so reden hört.

„Cornelius, es ist zwar gut, wenn man Gottes Hand im Schicksal der Feinde spürt, und es ist richtig, wenn man am Ende seiner Tage mit der fünften Bitte ernst macht, jedoch sollst du nicht so sehr auf deine Schuldiger, als wohl auf deine eigene Schuld achten. Du kannst deinen Katechismus, nicht?"

„Kann ihn am Schnürchen, Herr Pastor!"

„Nun denn: erinnere dich der Erklärung der fünften Bitte: denn wir sind keines wert, das wir bitten, haben es auch nicht verdienet: sondern er wolle es uns alles aus Gnaden geben, denn wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe verdienen."

„Der Pastor hat recht. — Jetzt möchte ich ein bißchen schlafen, Herr Pastor. Gott ist gerecht, Herr Pastor. — Möge er es ihnen vergeben. Das andere hoffe ich auch nicht zu vergessen."

Beim Abschied sagte der Pastor zu Mareiken: „Morgen komme ich, ihm das heilige Abendmahl zu verabreichen." — Er sagte ihr nichts vom Seelenzustand des Alten. Was soll man mit einer Mennonitin über dergleichen reden! Wäre sie eine gläubige Lutherische gewesen, so wäre der Vater jetzt vielleicht zugänglicher für das Wort Gottes gewesen. Gläubige Kinder sind oft ein Segen für die Eltern. Aber eine Menno-

nitin... schlimm genug, daß er die Wiedertäuferin in seiner Gemeinde dulden muß.

Als er wieder auf dem Heimweg war, konnte sein klotziger Geist sich nicht von der Frage losmachen, wie der rechtgläubige Lutheraner, der van Loo zweifelsohne war, sich so auf die Gerechtigkeit Gottes den Feinden gegenüber verbeißen konnte, ohne sich selbst demütigen zu wollen. — „Hoffentlich wird das Sakrament des Altars helfen: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünde.“ — Merkwürdig, diese Worte machen den Pastor immer weich. Nun betet er für die Seele des unbußfertigen Sünders.

Van Loo hat das Sakrament des Altars nicht mehr genossen. Am nächsten Morgen wurde er nicht wieder wach.

Mareiken ist untröstlich über den Tod des Vaters; ach, hätte er sich nur christlicher vom Leben verabschiedet! Der Seemannsglaube des Geert reicht nicht, um die arme Mareiken zu trösten, und Geesteranus schweigt über die Sache!

„Es gibt einen gerechten Gott und der hat die Feinde des alten Fährmannes geschlagen!“ — Auch ein Stück Religion, nur keine christliche!

Nach der Beerdigung sind die Freunde bald nach Hause gegangen. Die meisten fanden es nicht nett vom Alten, seinen Freunden „so etwas“ nach seinem Tode zu liefern.

Als der Pastor sie auch verlassen hatte, zog Geert Derks Mareiken zu sich: „Über vierzehn Tage fahre ich nach Amsterdam; du weißt, daß van de Weddes mit mir reisen, nicht? Hast schon gehört, wer auch mitzieht?“ — Mareiken sah ihn lachend an und schlug die Arme um seinen Hals: „Ja, nicht?“ — „Ach du, wenn ich dich einmal überraschen will, rätst du meine Gedanken direkt. Ja, Mareiken, wir gehen. Dort liegt unsere Zukunft und die Zukunft unserer Kinder. Es ist leider ein Irrtum gewesen, sie hier zu suchen!“ — Mareiken sah ihn spöttisch an und seufzte: „Ja, schade, daß dein Schicksal dich je hierher verschlagen hat!“ — „Du Geert, bist verrückt; du zerdrückst mich.“ — Sie wand sich ein bißchen ärgerlich los: „Jetzt sollst du dich anders benehmen, Geert!“ Der Riese

schämte sich und stammelte errötend: „Ich vergaß, aber der Alte würde sich freuen, wenn er hörte, weshalb wir froh sind.“

Die „Morgenster“ hat ihre Reise glücklich vollbracht und segelt langsam das J hinauf. Die frische Brise spielt mit den Wimpeln und die große Flagge auf der Kampagne flattert fröhlich im Winde. Ihr Orange-weiß-blau spiegelt sich in Wellenlinien auf dem dünenden Wasser.

Der breitschulterige, bärtige Schiffer steht auf der Brücke und neben ihm ein hochgewachsener Greis, der den großen Filzhut tief in das Gesicht gedrückt hat. Beide schweigen; nur dann und wann gibt der Schiffer ein Kommando.

Allmählich zeichnen sich die Linien der Stadt deutlicher am Himmel ab. Der hohe, schlanke Westerturm überragt alles; die anderen Türme streben hier und da mit ihren eleganten Spitzen aus dem Dächermeer empor. Dann lassen sich die gezackten Umrisse der Treppengiebel unterscheiden: lange, lange tändelnde Linien, hoch an den Häusern längs der Wasserkante. Und die zahllosen Schiffe! Der mächtige Mastenwald, die Flaggen, Wimpel, Segel! — Es tanzt auf dem Wasser; es weht in den Lüften; es ragt in ruhiger, selbstsicherer Massivität und in spielender, architektonischer Herrlichkeit empor! Dort liegt die reiche, mächtige, schöne Kaufstadt mit der Kaiserkrone auf dem höchsten Turm und dem jungen Bürgergeiste in den Menschen, die dort leben und weben.

Mit einem Male schlägt der Greis dem Schiffer auf die Schulter: „Geert, wenn ich noch jung wäre, so würde ich hier mit frischem Mut von neuem anfangen. — Schade nur, daß ich ein bißchen zu spät nach Hause komme...“